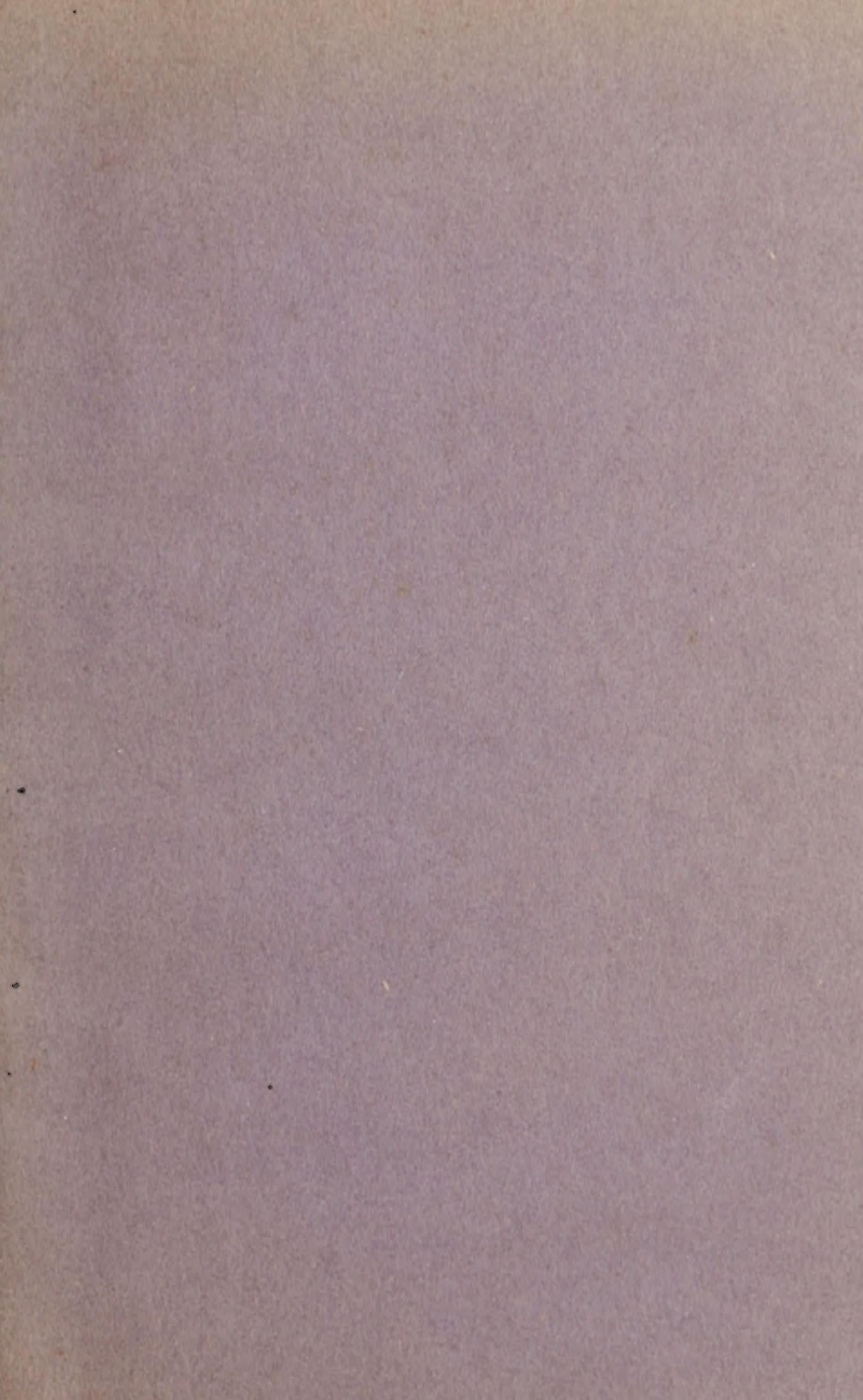








ÖSTERREICHS UNTERGANG

— DIE FOLGE VON FRANZ JOSEFS MISSREGIERUNG

VON

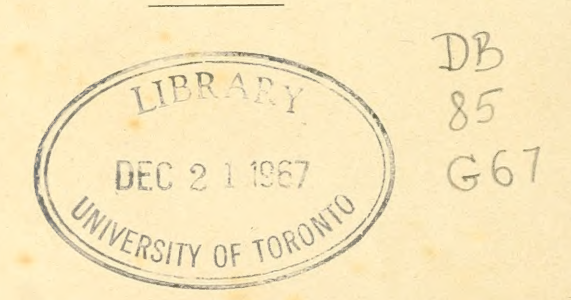
SPIRIDION GOPČEVIĆ

Motto: Denn alle Schuld rächt sich auf Erden!
— — — — — — —
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!
Schiller.

De mortuis nil, nisi — veritas!

BERLIN 1920

VERLAG VON KARL SIEGISMUND


LIBRARY
DEC 21 1967
UNIVERSITY OF TORONTO
DB
85
G67

Inhaltsverzeichnis.

Bemerkungen.

In den **südslavischen, tschechischen** und **russischen** Eigennamen merke man sich zur Aussprache:

c immer wie tz; **č** = tsch; **ć** = Mittelding zwischen tsch und tch (dem schwedischen k vor ä, ö und y entsprechend); **gj** = dsch; **h** am Anfang vor einem Vokal wie h, sonst immer wie ch; **s** = ss; **š** = sehr scharfes sch; **v** = w; **z** = sehr weiches s (wie französisches z); **ž** = sehr weiches sch (wie französisches j).

In **magyarischen** Eigennamen merke man sich zur Aussprache:

á = reines deutsches a; **a** = süddeutsches, dem o nahekommendes a (wie z. B. in Vater); **é** = reines deutsches e; e = dem e, wie es die Ziege meckert; **cs** und **ch** = tsch; **ds** = dsch; **gy** = Mittelding zwischen dj und dsch; **ly** = lj; **ny** = nj (ähnlich dem französischen gn in Champagne); **s** = sch; **sz** = ss; **ty** = tj (als ein Laut ausgesprochen); **v** = w; **z** = sehr weiches s (wie französisches z); **zs** = sehr weiches sch (wie französisches j).

In **polnischen** Namen wird **sz** wie sch ausgesprochen; dagegen **cz** wie tsch und **ż** wie sehr weiches sch (französisches **j**); Nasallaute im Polnischen sind ą und ę, die den französischen Nasallauten **on** und **in** entsprechen.

Zu der Bemerkung Gagerns auf Seite 113, Zeile 10, will ein Kollege die Erklärung darin finden, daß der Erzherzog in Wirklichkeit Sohn des — Herzogs von Reichstadt gewesen sei! Er behauptet nämlich, vor einigen Jahren in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" den angeblich „unanfechtbaren" Nachweis dafür gelesen zu haben. Unter anderem sei damals die Erzherzogin Sophie zwei Jahre lang von ihrem Gatten getrennt gewesen. Ich muß gestehen, daß mir die Sache unwahrscheinlich vorkommt. Erstens lernte ich in meiner Jugend eine Frau kennen, die 1830 bis 1832 die Geliebte des „Königs von Rom" gewesen war und noch einen Ring von ihm besaß, und die mir wohl eine Menge von Details über „Napaleon II." erzählte, aber von seinem Verhältnisse zur Erzherzogin Sophie nichts erwähnte. Zweitens aber hatte Erzherzog Ferdinand Max einen ausgesprochenen Habsburger Typus. Selbst wenn man dies auf Avitismus (wegen des Herzogs von Reichstadt Mutter) zurückführen wollte, so ließe sich dann nicht erklären, wieso denn der mehrere Jahre nach dem Tode des Herzogs von Reichstadt geborene Erzherzog Ludwig Victor eine mit seinem Bruder Max derart überraschende Ähnlichkeit aufweisen konnte, daß seine Bildnisse oft für solche des Kaisers Max gehalten wurden!

Vorwort.

Was ich in einem Vorworte über das Buch zu sagen hätte, findet der Leser diesmal teils im letzten Kapitel, teils auf den Seiten 13 bis 17 des ersten Kapitels. Er möge deshalb diese zuerst lesen.

Nur noch einige Worte!

Es gehört ein moralischer Mut dazu, landläufigen Vorstellungen entgegenzutreten und nicht nur nicht mit den Wölfen zu heulen, sondern gegen den Strom zu schwimmen. Dies habe ich in dem vorliegenden Buche getan, denn der Leser wird einen anderen Franz Josef finden, als der, welcher ihm vielleicht bis heute vor Augen geschwebt hat. Das ist aber nicht meine Schuld. Wer der erhabenen Göttin Kliò dienen will, der muß sich strenge an die Forderungen der nicht minder erhabenen Göttin Aléthia halten, und dann darf er nicht das verschweigen, was bisher von den feilen Byzantinern geheim gehalten und verschwiegen wurde.

Habe ich dabei den falschen Heiligenschein von Franz Josefs Haupt gerissen, mit dem ihn die Welt gewöhnlich ob seines häuslichen Unglücks[1]) und in Ehrfurcht vor seinem Alter sah — als ob

---

[1]) Seine Gattin wurde erdolcht, sein Sohn erschlagen, sein Bruder hingerichtet, ein Neffe ermordet, ein anderer erstickte, eine Erzherzogin und seine Schwägerin verbrannten, zwei Erzherzoge verunglückten, einer ertrank. Dazu kommt, daß der Kaiser bei seinen verschrobenen Ansichten es gleichfalls für ein fürchterliches Unglück ansah, wenn Mitglieder seines Hauses nicht ebenbürtig heirateten, oder gar — wie drei Erzherzoge — zu diesem Zwecke auf ihren Rang verzichteten und bürgerliche Namen annahmen. Denn nicht weniger als sieben Erzherzoge und fünf Erzherzoginnen heirateten nicht ebenbürtig, und von diesen zwölf die Hälfte gar „nur" bürgerlich! Dazu kommen aber noch die wirklichen Familienskandale, über die man in den Kapiteln 14 bis 18 Näheres findet.

es überhaupt ein achtenswertes Verdienst wäre, alt zu werden —, so ist das nicht meine Schuld.

Es war nämlich von jeher meine Gewohnheit, unbekümmert um das Urteil anderer zu sagen, was ich denke, und eine Katze eben eine „Katze" zu nennen. Schönfärberei ist mir verhaßt. Man wundere sich deshalb nicht, wenn ich auch in diesem Buche den Mut habe, meine Meinung offen zu sagen.

Berlin, 10. Juli 1919.

Der Verfasser.

Erster Teil

Österreich bis zu Franz Josefs Thronbesteigung.

1. Einleitendes.

Im Handumdrehen und durch unblutigen Umsturz sind gerade jene drei Monarchien in Republiken verwandelt worden, in denen der monarchische Gedanke am unerschütterlichsten festgewurzelt erschien: Rußland, wo die große Mehrheit des Volkes zu „Väterchen" wie zu einem unnahbaren Gotte emporsah, Deutschland, wo der Byzantinismus die absonderlichsten Blüten trieb, und endlich Österreich-Ungarn, wo man unermüdlich das Schlagwort wiederholt hatte: „Der Kaiser-König ist eine Notwendigkeit, denn er allein ist das Bindeglied der zehn sich gegenseitig befehdenden Völker des Reiches."

Rußland hat sich in verschiedene Republiken aufgelöst und bietet gegenwärtig (Mai 1919) das Bild eines unentwirrbaren Chaos, von dem nicht abzusehen ist, was daraus noch werden soll; Deutschland ringt mit inneren und äußeren Feinden um sein Weiterbestehen als Großmacht, Österreich-Ungarn hat sich teils in selbständige Republiken aufgelöst, teils an Nachbarstaaten angeschlossen. Von dem bisherigen österreichisch-ungarischen Reiche ist dabei nichts Großes übrig geblieben.

Unwillkürlich erinnert man sich an Palackys Wort: „Österreich ist eine europäische Notwendigkeit; wenn es nicht schon bestünde, müßte man es erschaffen!" Und gerade seine Nachkommen waren es, die durch ihr Verhalten während des Krieges den Untergang Österreichs in erster Linie hervorriefen.

Ob zu ihrem Heile?

Ich möchte das bezweifeln.

Läge Böhmen am Meere,[1]) so wäre kein Zweifel möglich, aber als Binnenstaat und obendrein eingeklemmt zwischen ihm feindselig gesinnten und teilweise viel mächtigeren Staaten wird es in Zukunft einen viel schwereren Stand haben, als zur Zeit der österreichischen Monarchie, in der es eigentlich die erste Geige spielte — oder wenigstens zu spielen vermochte, wenn es eine kluge Politik trieb.

Auch Galizien wird als Bestandteil des polnischen Reiches und der Ukraina künftighin oft noch schmerzlich die kräftige finanzielle Unterstützung vermissen, die ihm seitens Österreichs zuteil wurde und die ihm der halbbankrotte polnische Staat ebensowenig wie die Ukraina zu gewähren vermag.

Die Deutschösterreicher, die früher so lange die Oberherrschaft in der Monarchie besaßen, bis sie sie durch ihre Herrschsucht verloren, werden — ob sie nun selbständige Republik bleiben oder sich mit dem Deutschen Reiche verschmelzen — auch nicht so gut daran sein, wie früher. Im ersteren Falle gilt dasselbe von ihnen, was von dem Tschechoslowakischen Staate gesagt wurde; im anderen Falle werden sie nicht nur an den fürchterlichen finanziellen Lasten des Deutschen Reiches mittragen müssen, sondern obendrein neben den Norddeutschen nur eine bescheidene Rolle spielen.

Die Italiener von Tirol müssen künftig ihre Vereinigung mit

---

[1]) Man lacht gewöhnlich über Shakespeare, der in einem Stücke schreibt: „An der Meeresküste von Böhmen". Aber meines Erachtens mit Unrecht. Dem verlumpten und völlig unwissenden Schauspieler Shakspere, der nur mit Mühe seinen Namen kritzeln konnte, seine Tochter auch als Analphabetin aufwachsen ließ und bei seinem Tode kein einziges Buch hinterließ (!), wäre solche Dummheit wohl zuzutrauen, — wenn er nämlich der Verfasser der unter seinem Namen gehenden Stücke wäre. Aber vom Lord Bacon, der sich, meiner Überzeugung nach, das Pseudonym Shakespeare („Speerschüttler") gewählt hatte, kann man unmöglich eine so grobe Unwissenheit erwarten. Die Erklärung ist jedoch meines Erachtens sehr einfach: zur Zeit des Königs Ottokar II. grenzte das böhmische Reich nicht nur an ein, sondern gar an zwei Meere! Es erstreckte sich nämlich von der Ostsee, wo Ottokar die nach ihm so benannte Stadt Königsberg gegründet hatte, bis zur Adria. Wahrscheinlich hatte also Lord Bacon jene Ausdehnung des böhmischen Reiches vor Augen, als er von der Meeresküste von Böhmen sprach.

den italienischen Brüdern durch ökonomische Nachteile zahlen. Schon früher wurde die Loyalität der meisten Südtiroler nur durch ihren Eigennutz bedungen, weil sie sich finanzell-ökonomisch in Österreich besser standen, als dies in Italien der Fall gewesen wäre.

Die Triester Irredentisten werden aber noch dumme Gesichter machen, wenn sie zur Erkenntnis kommen, daß die Vereinigung Triests mit Italien der Todesstoß für ihre Vaterstadt war. Denn als größter und wichtigster Hafen der österreichischen Monarchie blühte nicht nur Triest, sondern es war auch auf dem besten Wege, das Hamburg des Mittelmeers zu werden. Mit Italien vereint wird es langsam dahinsiechen und zugrunde gehen! Denn, an der äußersten Peripherie Italiens liegend, kann es diesem nichts sein, und dieses wird stets Venedig den Vorzug geben, also Venedig und Genua zum Nachteile Triests begünstigen.

Aber auch die Slovenen dürften mit dem Anschlusse an das jugoslavische Reich nicht besonders zufrieden sein. Denn in diesem spielen sie ja doch auch keine größere Rolle als vordem, und dafür müssen sie an den furchtbaren Lasten teilnehmen, die Serbien durch den verhängnisvollen Weltkrieg auf sich nehmen muß.

Was Ungarn betrifft, so kommt es am schlechtesten weg. Früher hatte es die ganze Doppelmonarchie in der tyrannischsten Weise beherrscht und vergewaltigt — dank der empörenden Schwäche und Unfähigkeit Franz Josefs, wie wir später sehen werden —, trotzdem die Zahl der wirklichen Magyaren nicht viel mehr als ein Neuntel der Gesamtbevölkerung bildete. (Den Schwindel mit den 10 Millionen „Magyaren" werde ich später beleuchten!) Nun ist ihnen alles das weggenommen worden, was sie früher unrechtmäßig besaßen, und sie sind auf jenen kleinen Teil Ungarns beschränkt worden, der von wirklichen Magyaren bevölkert ist, nicht aber von Südslaven, Rumänen, Deutschen, Slovaken, Juden und Ukrainern! Als Herren in Österreich-Ungarn waren die Magyaren tatsächlich früher eine Großmacht, und künftighin werden sie unter allen Völkern der früheren Doppelmonarchie die kläglichste Rolle spielen; eine furchtbare, aber gerechte Vergeltung für alles das, was sie ihren Nachbarvölkern angetan haben!

Die Rumänen werden sich über die Vereinigung mit dem rumänischen Königreiche ebenso wenig zu freuen haben, wie die

österreichischen Italiener über jene mit Italien; denn die Verhältnisse im Königreich Rumänien waren trostloser und rückständiger als jene in Österreich-Ungarn.

Die Deutschen des früheren Ungarn kommen nur vom Regen in die Traufe. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß die Siebenbürger Sachsen unter der rumänischen Herrschaft so gut daran sein werden, wie früher unter der magyarischen; denn weil sie sich zu Stiefelputzern der Magnaten bzw. Stützen der magyarischen Herrschsucht und Anmaßung hergaben, wurde ihnen von den Magyaren eine gewisse Selbständigkeit gewährt, die sie im Königreich Rumänien kaum finden werden.

Was die Banater Schwaben betrifft, die unter südslavische Herrschaft kommen sollen, so ist es allerdings wahrscheinlich, daß sie damit gewonnen haben. Denn die Serben haben bisher noch niemals die unter ihnen wohnenden fremden Völkerschaften entnationalisiert oder bedrückt. Beweis dessen, daß das von Bulgaren bewohnte Dorf Veliki Izvor noch heute seine Nationalität bewahrt hat, trotzdem es seit einem Jahrhundert zu Serbien gehört, weil die serbische Regierung, statt diese bulgarische Oase zu serbisieren, ihr im Gegenteil eine bulgarische Schule baute und sie ungestört ihre Nationalität bewahren ließ. Zudem werden die Deutschen in Jugoslavien ob ihrer höheren Kultur sicher die ihnen zukommende Bedeutung bewahren; und das gleiche gilt für die Deutschen in Kroatien.

Ebenso zufrieden dürften auch die Kroaten mit dem Umsturz sein; denn vordem wurden sie von den Magyaren in der niederträchtigsten Weise drangsaliert und vergewaltigt, während sie als Glied von Jugoslavien es in der Hand haben, eine einflußreiche Rolle zu spielen.

Daß die ungarischen Serben, die früher noch mehr als die Kroaten von den Magyaren entrechtet und gequält waren, mit ihrem nunmehrigen Anschluß an Jugoslavien sehr zufrieden sind, kann man wohl für selbstverständlich halten. Das gilt auch von den Bosniern, deren Hauptbeschwerden bisher immer die Ausbeutung durch Fremde und die Bevorzugung fremder Beamter gewesen waren. Höchstens die Muhamedaner könnten vielleicht unzufrieden sein, weil sie vordem auf Kosten der Orthodoxen von

der österreichischen Regierung in ungerechtfertigter Weise gehätschelt worden waren — sie, die Nachkommen der Begs, deren Schandtaten und Bedrückungen 1875 die Orientfrage ins Rollen gebracht hatten, und die ihrerseits wieder die Nachkommen jener serbischen Adeligen waren, die seinerzeit ihre Religion für Beibehaltung ihrer Waffen und Güter hingegeben hatten!

Sieht man von den Polen, Ukrainern und Italienern ab, und von den Deutsch-Österreichern dann, wenn diese sich mit Deutschland vereinigen dürfen, so bleiben noch drei Kleinstaaten übrig: Jugoslavien, Tschechoslowakei und Ungarn, welche alle nebst Rumänien sich in derselben Lage befinden: daß sie nicht mehr auf den Schutz einer Großmacht rechnen dürfen, sondern auf eigenen Füßen stehen und sich ihrer Haut wehren müssen. Tschechoslowakei und Ungarn werden obendrein unter dem Nachteil leiden, daß sie von dem Meere abgeschnitten sind und somit die Nachteile der Schweiz haben, ohne deren Vorteil der Neutralität zu genießen. Jugoslavien und Rumänien sind in dieser Beziehung besser dran. Aber auch sie werden unter der Feindschaft ihrer Grenznachbarn: Bulgarien und Ungarn zu leiden haben. Obendrein Jugoslavien unter jener der Italiener, und Rumänien unter jener der Ukrainer. Es wäre somit das Nächstliegende, daß sich diese vier Staaten (und falls Deutschösterreich selbständig bleiben sollte, auch diese Republik) zu einem Staatenbund oder Bundesstaat zusammenschließen, der nach Art der Vereinigten Staaten oder der Schweiz organisiert wäre: keine vorherrschende Nation, sondern lauter gleichberechtigte „Eidgenossen", die sich nur deshalb zusammengeschlossen haben, weil es das Interesse eines jeden Einzelnen gebieterisch erheischt. Dann würden diese „Vereinigten Staaten von Südost-Europa" eine Großmacht bilden — stärker als je vorher Österreich-Ungarn war, weil es an Reibungspunkten fehlen würde und keine Nation die andere vergewaltigen könnte. Denn im alten Österreich-Ungarn tyrannisierten die Tschechen und Slovenen dort, wo sie in der Mehrheit waren, die Deutschen, und diese wieder jene dort, wo sie die Mehrheit besaßen; die Polen vergewaltigten die Ukrainer und die Magyaren alle anderen Völker der Monarchie. Das mußte natürlich letzterhand zum Untergang des Reiches führen.

Palacký hatte Recht: ein Österreich war eine politische Notwendigkeit, aber nur dann, wenn es eine freiwillige Vereinigung gleichberechtigter Völker war, die sich eben deshalb zusammengeschlossen hatten, weil es so ihrem Vorteile am besten entsprach. Denn ein Kleinstaat kann nie eine solche Rolle spielen wie ein Großstaat. Unter gleichen Umständen wird letzterer seinen Bürgern stets viel größere Vorteile bieten können.

Daß trotzdem Österreich zugrunde ging, war die natürliche Folge seines Nationalitätenhaders. Dieser war die Folge der verhängnisvollen äußeren und inneren Politik des Reiches und diese wieder die Folge des Umstandes, daß seit Josef II. nur solche Monarchen regierten — und obendrein meist absolut regierten! —, die an Unfähigkeit nicht zu überbieten waren. War Leopold II. eine Null gewesen, so war Franz für Österreich das, was der ihm geistesverwandte Nikolaj I. für Rußland gewesen war: der Urquell des späteren Untergangs! Dreiundvierzig Jahre lang hatte ein grausames Schicksal diesem Menschen gestattet, die Bevölkerung seines Reiches durch den krassesten Absolutismus geistig niederzuhalten und zu entnerven. Da konnte dann Norddeutschland leicht in der Kultur vorauseilen und damit später auch in der politischen Stellung in Europa! Es ist empörend, wenn man noch immer vom „guten Kaiser Franz" reden hört und liest! Weil er seine schlechten Regenteneigenschaften unter der Maske der „Gemütlichkeit" verbarg und zu den Wienern in deren (gerade nicht anmutig klingenden) Mundart redete, übersah man, daß er das Reich zu einem europäischen China gestaltete, jede freiheitliche Regung nicht nur im Inlande, sondern auch im Auslande mit der rohesten Gewalt unterdrückte und noch auf seinem Totenbette seinen Sohn schwören (!) ließ, er dürfe niemals seinen Völkern eine Verfassung gewähren! Daß ihm seine „dankbaren Völker" in Wien ein Denkmal setzten, ist ein wahrer Hohn, und wenn die Wiener gut beraten wären, so würden sie jetzt dem Schanddenkmal den Kopf abschlagen und einen anderen darauf setzen (wie sie dies schon 1848 tun wollten), also so wie dies seinerzeit Murawjów tat, als er dem Denkmal des Fürsten Poniatowski in Warschau seinen eigenen Kopf aufsetzte.

Franzens Nachfolger Ferdinand saß allerdings nur 13 Jahre

auf dem Throne, aber da er sich durch den seinem Vater geleisteten Eid gebunden glaubte und überhaupt zwar persönlich sehr gutmütig war (man nannte ihn „Ferdinand den Gütigen"), jedoch geistig so beschränkt, daß man ihn nicht gut für die Mißregierung seines ihm von Franz vermachten Ministers Metternich verantwortlich machen kann, so darf man sich auch nicht wundern, wenn seine Regierung nur die Fortsetzung der Mißregierung seines Vaters wurde.

Durch die Umwälzung von 1848 als achtzehnjähriger unerfahrener Jüngling auf den Thron gelangt, wurde aber sein Nachfolger Franz Josef durch seine leider (!) achtundsechzigjährige Mißregierung geradezu zum Verhängnis der Monarchie. Denn er besaß alle Eigenschaften, die ein Regent nicht haben soll, und damit die Vorbedingung zur wirksamen Zertrümmerung des Reiches. Dies nachzuweisen ist der Zweck dieses Buches.

Als ich davon einem Freunde Mitteilung machte, erschrak er und sagte:

„Ach, tun Sie das doch nicht! Lassen Sie die Toten ruhen! Sie wissen ja: ‚De mortúis nil nisi bene!' Und Gutes könnten Sie ja nur wenig erzählen!"

Ich erwiderte darauf:

„Es gibt nichts Unberechtigteres als diesen Spruch, der höchstens am offenen Grabe Geltung finden sollte. Denn für die Geschichtsschreibung müßte es entschieden heißen: ‚De mortuis nil nisi veritas!' Wohin kämen wir, wenn wir von Toten alles verschweigen wollten, was tadelnswert ist, und nur das erzählen, was sie Gutes taten? Da würde doch jede Geschichte zu einer solchen Fälschung und Lüge, wie die Grabschriften auf unseren Friedhöfen. Ganz treffend hat jenes Kind, das auf dem Friedhofe die Grabinschriften las, seine Mutter gefragt: ‚Mutter, wo liegen denn die bösen Menschen? Alle, die hier begraben liegen, waren ja, wie die Inschriften zeigen, die besten Menschen, die man sich denken kann?' Ich sehe also nicht ein, weshalb ich nicht die Wahrheit schreiben soll!"

Mein Freund — der überzeugter Monarchist ist — antwortete:

„Ja, aber bedenken Sie, daß Sie dadurch das monarchische Gefühl schädigen! Wir sehen ja jetzt, wie herrlich weit wir es unter der Republik gebracht haben! Da war doch die frühere Monar-

chie trotz ihrer unleugbaren Auswüchse Gold dagegen! Statt der damaligen Ordnung und Sicherheit haben wir jetzt Unordnung und Unsicherheit, und statt der früheren fleißigen Arbeiter, durch die Deutschland an die Spitze der Kultur kam, haben wir streikende Faulenzer, die es vorziehen, von der Erwerbslosenunterstützung zu leben!"

Meine Antwort lautete:

„Wir leben in ganz ungewöhnlichen Zeiten und leiden unter den Folgen dieses entsetzlichen Krieges. Das hat mit der Frage ‚Monarchie oder Republik?' nichts zu tun. Es gibt natürlich auch korrupte Republiken, wie uns Frankreich, die Vereinigten Staaten und so viele südamerikanische Republiken zeigen. Aber andererseits gibt es — oder gab es — ebensoviele korrupte Monarchien, wie Rußland, Italien, Ungarn, die Türkei und Rumänien beweisen bzw. bewiesen. Und da möchte ich Sie vor allem darauf aufmerksam machen, daß Österreich noch heute bestehen würde — und Deutschland im alten Glanze neben ihm —, wenn diese beiden Staaten Republiken nach Art der schweizerischen gewesen wären. Denn warum verschwand Österreich und ging Deutschland zugrunde? Doch nur, weil ersteres das Unglück hatte, von einem in jeder Beziehung unfähigen Monarchen 68 Jahre lang mißregiert zu werden, und Deutschland ebenso von einem sich überschätzenden Herrscher, der 30 Jahre lang die Schicksale des unglücklichen Landes eigenwillig lenken durfte! Gerade das monarchische Prinzip, auf das Sie so großes Gewicht legen, ist die Ursache des Zusammenbruches der Mittelmächte. Denn dieses Prinzip verbietet, daß ein sich als völlig unfähig oder gar als Verhängnis des Volkes erweisender Monarch abgesetzt werde wie ein Präsident; es gestattet, daß man ihn durch mehr als zwei Menschenalter sein Unwesen auf dem Throne treiben lassen muß, ohne dagegen etwas machen zu können, ja daß man sogar die Lächerlichkeit auf sich nehmen muß, Wahnsinnige auf dem Throne zu belassen, wie dies in Bayern zweimal hintereinander geschah!

Mein Töchterlein fragte mich einmal, als es zehn Jahre alt war: ‚Papa, wann wird denn einmal der Kaiser pensioniert?'

Und als ich ihr begreiflich machte, daß ein Kaiser nicht pensioniert werden könne, schüttelte sie den Kopf und sprach:

'Das ist aber merkwürdig! Unlängst sagtest du, daß dein Freund, der Admiral, pensioniert werden mußte, weil er 67 Jahre alt sei und infolgedessen nicht mehr seinen Platz voll ausfüllen könne, und nun soll der Kaiser, der doch jetzt den 68. Geburtstag feiert, nicht pensioniert werden dürfen! Ist denn sein Beruf als Kaiser nicht schwerer und verantwortlicher als der eines Admirals?'

Sie sehen, Kinder und Narren sprechen die Wahrheit!

Das ist aber noch nicht alles! Das monarchische Prinzip will es auch, daß ein Monarch schon im Alter von 18 — in Spanien sogar von 16! — Jahren großjährig und damit berechtigt und befähigt (?) sei, ein großes Reich zu regieren! Also im bürgerlichen Leben muß man mindestens 21 — in Österreich sogar 24! — Jahre alt sein, ehe einem die Fähigkeit zugetraut wird, sein eigener Herr zu sein und sein oft bescheidenes Vermögen zu verwalten; aber die Riesenaufgabe, ein oft ungeheuer großes Reich zu regieren — natürlich g u t zu regieren! — traut man ohne weiteres einem unerfahrenen Bürschchen zu, das obendrein infolge seiner abgeschlossenen Erziehung von der wirklichen Welt weniger kennt und weiß, als seine bürgerlichen Altersgenossen! Es ist ja richtig, daß die Weisheit nicht allein vom Alter abhängt, aber das hat doch auch seine Grenzen. [2])

Endlich spricht noch ein gewichtiger Punkt gegen das monarchische Prinzip: die Kostenfrage! Franz Josef entblödete sich nicht, bei einem Privatvermögen, das nach Milliarden zählte, den mageren Staatskassen im Jahre 1902 noch eine Erhöhung seiner bereits 18 ½ Millionen Kronen betragenden Zivilliste auf 22 600 000 Kronen zuzumuten. [3]) Anderseits bekommt der Präsident der viel reicheren

[2]) Um so lächerlicher ist es dann freilich, wenn man andererseits wieder die Wählbarkeit für das Parlament von einem erreichten Alter von 30 Jahren abhängig macht! Denn es gibt genug Ausnahmen von der Regel. So z. B. möchte ich bemerken, daß Pitt d. J. schon im Alter von 23 Jahren Finanzminister und ein Jahr später Premierminister war, also Regent des englischen Weltreiches! Und auch mir wurde schon im Alter von 20 Jahren eine politische Mission anvertraut und im Alter von 23 Jahren die Stelle eines Ministerresidenten angeboten.

[3]) Nicht minder empörend war die Art und Weise, wie Franz Josef 1880 von der Stadt Wien 40 Millionen Gulden zum Bau seiner neuen Bur-

Republik Frankreich nur 1 200 000 Francs, also 1 140 000 Kronen, und der Präsident der Vereinigten Staaten, die doch an Bevölkerung die frühere österreich-ungarische Monarchie um das Doppelte überragen, an Nationalreichtum aber sogar um das Sechsfache, gar nur 50 000 Dollars, also 250 000 Kronen! Es muß dies eine geradezu schamlose Ausbeutung des Volkes durch die Monarchen genannt werden."

Gegen diese Ausführungen konnte mein Freund nichts anderes zur Verteidigung seines „monarchischen Prinzips" anführen als den Umstand, daß jetzt Deutschland von den am Ruder befindlichen Proletariern noch ärger ausgebeutet werde, als vorher durch das alte Régime. Dies konnte ich nicht bestreiten, bemerkte aber, daß erstens die Herrschaft des Proletariats keine Herrschaft der Demokratie wie jene in der Schweiz ist, und daß zweitens wir uns in einer revolutionären Übergangsperiode befinden, die hoffentlich in absehbarer Zeit, festen, dauernden Verbleib versprechenden Verhältnissen Platz machen wird. Dann wird Deutschland zu so geordneten freiheitlichen Verhältnissen kommen, wie es jene sind, deren sich die Schweiz erfreut. Denn das gäbe ich allerdings zu, daß selbst eine Tyrannenherrschaft einer Pöbelherrschaft vorzuziehen ist, wie wir solche schaudernd in Rußland und Ungarn sehen.

Was aber insbesondere Franz Josef betreffe, so könne mein Freund darüber beruhigt sein, daß ich nicht die Absicht habe, eine Tendenzschrift zu schreiben, sondern lediglich eine auf Grund der mir zugänglichen oder bekannten Quellen fußende Erörterung der Ursachen, die den Zerfall der habsburgischen Monarchie bewirkten. Ich würde also ebenso die guten Eigenschaften Franz Josefs

erpreßte. Durch Niederlegung der Stadtumwallung und Schaffung der Ringstraße auf ihrem Grunde waren begreiflicherweise viele Millionen eingegangen, die den „Stadterweiterungsfonds" bildeten. Dieser wäre natürlich Eigentum der Stadtgemeinde gewesen. Da verlangte und setzte der Kaiser es durch, daß ihm aus diesem Fonds durch 40 Jahre alljährlich 1 Million Gulden ausgefolgt würden, für die er sich eine neue Burg bauen wollte, — nebenbei erwähnt ein überflüssiger Luxus und so verpfuscht, daß der bis heute fertige Teil für jeden Zweck unbrauchbar ist!! Anfangs hatte man sogar die Stiegen vergessen!

nicht verschweigen, wie ich seine schlechten ans Licht zerre. Und wenn ich dabei bemüßigt bin, auch verschiedene Erzherzoge und Erzherzoginnen zu beleuchten, so hat dies seinen Grund nicht in dem Wunsche, Skandalöses zu schreiben, sondern darin, daß diese Hofskandale mit dazu beitrugen, Österreich zu untergraben. Namentlich aber halte ich es für geboten, einmal über die Person des Erzherzogs Franz Ferdinand d'Este die Wahrheit bekanntzugeben, denn ich habe gefunden, daß man über ihn in Deutschland ganz und gar in Unkenntnis ist und ihm gute Eigenschaften andichtet, die er nie besaß, dagegen seine vielen erbärmlichen, sowie seinen kaltblütigen Meuchelmord nicht kennt! Da er zum Thronfolger bestimmt war und nur durch seine Ermordung dem Schicksale entging, der Zerstörer der Habsburgmonarchie zu werden (welches Schicksal dann unverschuldet den Kaiser Karl traf) und weil eben seine Ermordung den Anstoß zum Weltkrieg gab, darum ist eine Beleuchtung seiner Persönlichkeit besonders geboten.

In den vorstehenden Ausführungen, die zugleich die übliche Vorrede ersetzen, findet der Leser das, was ich ihm sonst in einer solchen hätte sagen müssen.

Ich kann nur versichern, daß ich mich — wie in allen meinen früheren Werken, lediglich durch das Bestreben leiten ließ, der Wahrheit die Ehre zu geben; ich schreibe sine ira et studio, und sollten sich in diesem Buche Irrtümer finden, so kann man überzeugt sein, daß sie nicht beabsichtigt sind.

2. Die auswärtige Politik unter Kaiser Franz.

Das Kaisertum Österreich im eigentlichen Sinne des Wortes bestand erst seit 1804, als am 11. August der römisch-deutsche Kaiser Franz II. verkündete, daß er für seine Erblande den Titel „Kaiser von Österreich" annehme. Denn bis dahin waren die Herrscher aus dem Hause Habsburg, die man gewöhnlich als „österreichische" Kaiser bezeichnet, genau genommen „Kaiser des römischen Reiches deutscher Nation" gewesen. (Diesen Titel gab Franz II dann am 6. August 1806 ausdrücklich auf, womit das römisch-deutsche Reich, das Karl der Große im Jahre 800 gegründet hatte, nach 1006 jähriger Dauer verschwand.)

Schon Franz hatte mit seiner äußeren Politik ebensowenig Glück gehabt als er Geschick zeigte. Am 1. März 1792, nach dem Tode seines Vaters Leopold II., auf den Thron gelangt, war es sein erstes gewesen, sich in die ihn nichts angehende französische Revolution zu mengen, indem er dort derart das Königtum gegen die Republik zu unterstützen begann, daß ihm schon am 20. April 1792 die französische Regierung mit einer Kriegserklärung zuvorkam. Das Kriegsglück neigte sich auf Seite der in ihrem Freiheitsrausche unwiderstehlichen Franzosen, und Franz hatte dabei nichts Besseres zu tun, als zu trachten, wie er für sich selbst etwas herausschlug. Weil Dumouriez das damals österreichische Belgien erobert hatte, verlangte Franz vom König von Preußen seine Zustimmung zu einem Tausch dieser verlorenen Provinz gegen — Bayern! Zwar wäre König Friedrich Wilhelm II. bereit gewesen, einem solchen Austausch ihn nicht berührender Länder zuzustimmen, aber da wollte Franz auch noch Ansbach und Bayreuth dazu, die damals preußisch waren, und da meinte der Preußenkönig: „Halt Bauer! Das ist etwas anderes!“ [4]) Und da er sich heftig sträubte, ging der Bund in Trümmer und die Franzosen hatten den Vorteil. Denn Preußen sah sich am 5. April 1795 zum Frieden von Basel genötigt und Österreich, das zuletzt von Buonaparte in Italien angegriffen worden war, zum Frieden von Campoformio (richtiger Campoformido) am 17. Oktober 1797. In diesem trat es Belgien, Mantua und Mailand ab, erhielt jedoch dafür Venedig — ein Danaergeschenk! —, Dalmatien und Istrien. Für diesen glimpflichen Frieden und die Zusicherung von Salzburg und einen Teil Bayerns war Franz so erbärmlich, in einem geheimen Vertrag zuzustimmen, daß sich Frankreich auf Kosten des deutschen Reiches vergrößere! Sehr treffend schrieb deshalb Dr. H. Breßlau: „Franz II. war zur

---

[4]) Wer denkt hier nicht an Bismarck und Wilhelm I., die 1863 bereit waren zuzustimmen, daß Napoleon III. Belgien, Luxemburg, die französische Schweiz und nötigenfalls auch noch die Pfalz annektiere, wenn er dafür Preußen gegen Österreich, Dänemark und gewisse unbequeme deutsche Bundesstaaten freie Hand lasse, sich auf deren Kosten zu vergrößern! Nur die Unersättlichkeit Napoleons, der obendrein die Rheinprovinz verlangte, vereitelte den Vertrag, weil Bismarck damals in Biarritz erklärte, „der alte Herr sei auf keine Art zur Abtretung preußischen Gebietes zu bewegen“.

Leitung der öffentlichen Angelegenheiten nicht befähigt. Alle hervorragenden Talente, an denen das Land ohnehin nicht reich war, wie Erzherzog Karl und Clerfayt, wurden in ihrem kühnen Vorgehen gehindert und dadurch bisweilen gar zum Rückzug genötigt. Die bare Mittelmäßigkeit, gestützt und gefördert durch die Intrigue und persönliche Verbindungen, nahm mehr als je die obersten Stellen ein, und der Charakter, das Talent des Ministers Thugut, des einzigen Mannes von hervorragenden Anlagen, entsprach zu sehr der kleinlichen und eigennützigen Gesinnungsart Franz II., war zu sehr von persönlichen Voreingenommenheiten und der höchstgesteigerten Herrschsucht einer durch und durch skeptischen Gesinnung angekränkelt, um sich nur einen Augenblick zu einer gesunden, selbstlosen und nationalen Politik erheben zu können."

Die ganze Staatskunst der damaligen Zeit bestand darin, möglichst viel fremde Länder zu annektieren, einerlei ob dies Vor- oder Nachteil brachte. So sehen wir Franz II. furchtbar empört darüber, daß er bei der zweiten Teilung Polens leer ausgegangen war, und höchst befriedigt, als man ihm bei der dritten Teilung Polens (3. Januar 1795) die Hälfte von Kongreßpolen mit Warschau unter dem Namen „Westgalizien" überließ.

Schon anderthalb Jahre nach dem Frieden von Campo Formio sehen wir Franz neuerdings auf dem Kriegspfad gegen Frankreich. Solange sein Bruder, der fähige Erzherzog Karl an der Spitze des Heeres stand, war dieses siegreich; aber Franz wollte jenem durch den berüchtigten Hofkriegsrat vorschreiben, wie er Krieg zu führen habe, und so legte der Erzherzog den Oberbefehl nieder, mit dem Erfolg, daß nunmehr die österreichischen Heere Niederlagen auf Niederlagen erlitten. Nicht gewitzigt dadurch, stellte Franz nunmehr seinen jüngsten Bruder, den militärisch völlig unfähigen Erzherzog Johann an die Spitze des Heeres, und die Folge davon war die große Niederlage von Hohenlinden, welche den Feind bis in die Nähe von Wien führte. Jetzt natürlich sollte der einzige wirkliche Feldherr, den Österreich besaß, Erzherzog Karl, retten, was durch den Unverstand des Kaisers rettungslos verloren war — eine Aufgabe, deren Unmöglichkeit Karl einsah. Er schloß deshalb einen Waffenstillstand ab, welcher dann zum elenden Frieden von Luné-

ville (9. Februar 1801) führte, in dem namentlich deutsches Gebiet von Franz bereitwilligst geopfert wurde, um möglichst wenig österreichisches zu verlieren. Und er war doch damals noch nicht österreichischer, sondern deutscher Kaiser! Vielleicht schämte er sich selbst seiner Rolle, denn er ergänzte, drei Monate nachdem sich Napoleon zum Kaiser der Franzosen hatte ausrufen lassen, seinen Titel als „Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation" durch den eines „Kaisers von Österreich", um dann auf ersteren zwei Jahre später vollständig zu verzichten.

Die selbstsüchtige Politik des Kaisers wirkte natürlich auf Preußen und die übrigen deutschen Staaten so ernüchternd und abkühlend, daß sie jenen allein ließen, als er sich, durch England verleitet, 1805 neuerdings zum Krieg gegen Napoleon hinreißen ließ — aber wieder die Dummheit beging, daß er, statt dem Erzherzog Karl den Oberbefehl zu übergeben, den unfähigen Erzherzog Ferdinand damit betraute, meinend, der für ein Kirchenlicht gehaltene Generalstabschef Mack werde schon das Richtige treffen. Die schmähliche Kapitulation von Ulm, die Napoleon nach Wien führte, konnte ihn ernüchtern. Zwar setzte er noch seine Hoffnung auf Preußen und Rußland, die, beunruhigt durch Napoleons Erfolge, jetzt nachträglich auch in den Krieg eingriffen, aber die furchtbare Niederlage von Austerlitz machte dem Kriege ein schmähliches Ende. Franz mußte im Frieden von Preßburg (25. Dezember 1805) Venetien, Dalmatien, Tirol und den Breisgau abtreten, als magere Entschädigung Salzburg erhaltend.

Da Franz nicht der Intelligenz entbehrte, mußte er jetzt einsehen, daß es nicht angehe, die leitenden Stellen weiterhin unfähigen Günstlingen und Verwandten zu verleihen; er berief deshalb den fähigen Grafen Stadion an die Spitze der Regierung und überließ wieder dem Erzherzog Karl die militärische Wiedergeburt. Immerhin wurde durch den Beitritt zur Kontinentalsperre (1808) das Land arg geschädigt; denn der Hafen von Triest verödete, und es kam eine gefährliche Handelskrise über Österreich. Weil nun Erzherzog Karl durch Errichtung einer „Landmiliz" das Heer auf eine halbe Million bringen wollte, verlangte Napoleon Einstellung der Rüstungen, und so kam es 1809 abermals zum Krieg. In diesem stand jetzt Österreich ebenso allein wie 1806 Preußen und 1812 Ruß-

land. Zwar gelang es dem Erzherzog Karl, bei Aspern den bis dahin unüberwindlichen Napoleon zum ersten Male empfindlich zu schlagen, aber dafür ging die nächste Schlacht bei Wagram durch die Schuld seines Bruders, des Erzherzogs Johann, verloren. Dieser sollte mit seinem Heere von Ungarn aus schnell heranziehen und nach vorher von Karl angegebenem Plane in die Schlacht entscheidend eingreifen. Er zog es aber anstatt dessen vor, in Preßburg und Wien Feste zu geben und sich feiern zu lassen, so daß er zu spät kam.

Erzherzog Karl war begreiflicherweise wütend darüber, denn abgesehen davon, daß er persönlich um seinen militärischen Ruhm gebracht wurde, hatte Johann durch sein nicht zu rechtfertigendes Verschulden den Staat an den Rand des Abgrundes gebracht, weil Franz im Schönbrunner Frieden gezwungen war, Salzburg, Krain, Kärnten, Triest, Istrien, das Littorale, Görz, Kroatien, Westgalizien und einen Teil Ostgaliziens abzutreten, wodurch sein Reich zum Binnenstaat herabsank. Er verlangte daher vom Kaiser die kriegsgerichtliche Aburteilung und Hinrichtung des gemeinsamen Bruders Johann, weil die Verwandtschaft den Schuldigen nicht schützen solle, wo jeder andere in diesem Falle gleichfalls erschossen worden wäre.

Franz war natürlich über eine derartige „Verletzung des monarchischen Gedankens" entrüstet und empört und schlug es rund ab, worauf Karl sich grollend zurückzog und den ferneren Ereignissen untätig zusah. So kam es auch, daß 1813 Franz nicht den Erzherzog Karl, sondern den unfähigen Fürsten Schwarzenberg an die Spitze der gegen Napoleon verbündeten Heere stellte. Wenn damals nicht Blücher als treibender Geist vorhanden gewesen wäre, würde der Rhein niemals überschritten worden sein, und man hätte Napoleon ruhig weiter regieren und Europa tyrannisieren lassen.

Wenn man schon so weit gehen und dem Kaiser Franz das Verwandtschaftsgefühl als Entschuldigung für sein Verhalten in diesem Falle zugestehen will, so gibt es andrerseits für sein Verhalten gegen Tirol und Andreas Hofer keinen Entschuldigungsgrund. Franz hatte die siegreich dastehenden Tiroler, die für ihn unter dem Schlachtruf „Vivat Franzl, nieder mit dem bayrischen

Schwanzl!" kämpften, nicht nur kalten Bluts aufgeopfert; er benahm sich obendrein gegen Hofer geradezu niederträchtig! Obgleich es ihm ein Leichtes gewesen wäre, den mittlerweile zum Schwiegersohne erhaltenen Napoleon dahin zu bringen, Hofer zu begnadigen, rührte er nicht nur keinen Finger, sondern er zuckte bei der Nachricht von Hofers Hinrichtung nur die Achseln und bemerkte kalt: „Er hat es sich ja selbst zuzuschreiben! Ich habe ihm befohlen, Tirol den Franzosen zu übergeben, denen ich es abgetreten habe, und seine Pflicht war es, mir zu gehorchen. Dadurch, daß er dies nicht tat und ohne meine Erlaubnis den Kampf weiter fortsetzte, wurde er zum Rebellen, und ein solcher verdient keine Gnade."

Das ist der „gute Kaiser Franz"! Und für einen solchen Menschen hatten sich Tausende von Tirolern töten lassen! Und noch heute singen die Tiroler das Hoferlied mit den Worten: „Hoch leb' der gute Kaiser Franz!"

Der 8. Oktober 1808 war für Österreich insofern ein schwarzer Tag geworden, als Franz dem Fürsten Metternich, diesem Totengräber des Reiches, die Regierung anvertraute, die dieser dann zum Unheil nicht nur Österreichs, sondern auch des Auslandes 40 Jahre lang leitete! Gleich anfangs führte er sich recht nett ein, indem er den Finanznöten des Reiches am 20. Februar 1811 ganz einfach dadurch ein Ende machte, daß er den Staatsbankrott erklärte! Dies geschah, indem er nicht nur das umlaufende Papiergeld (über 1060 Millionen Gulden C. M. in „Bankozetteln") auf den fünften Teil ihres Nennwertes herabsetzte, sondern obendrein anzeigte, daß er selbst diesen Betrag nicht in Metall, sondern in „Einlösungsscheine" (also wieder in Papier) umtauschen werde. Zwar versprach er gleichzeitig, kein weiteres Papiergeld auszugeben und sich auf diese 212 Millionen zu beschränken, doch brach er schon zwei Jahre später dieses Versprechen, indem er angeblich für 45 Millionen, aber in Wirklichkeit für nahezu 450 sogenannte „Antizipationsscheine" in Umlauf setzen ließ! Daß die heimliche Ausgabe von Papiergeld in einer zehnmal größeren Summe, als öffentlich bekanntgegeben wurde, ein gemeiner Betrug am Volke war, dies scheint weder ihm noch dem Kaiser zum Bewußtsein gekommen zu sein. War doch der Kaiser Franz der Erfinder des ge-

flügelten Wortes vom „beschränkten Untertanenverstand"! Nebenbei erwähnt, konnte diese Finanzaktion in Ungarn nur durch einen Staatsstreich durchgeführt werden, zu dem sich der Kaiser und sein Minister leichten Herzens herbeiließen!

Die Bundesgenossenschaft mit Napoleon zwang Franz im Jahre 1812, an dessen Feldzug nach Rußland teilzunehmen, und als 1813 Preußen sich gegen Napoleon erhob, wäre der biedere Kaiser Franz gleich dabei gewesen, letzterem gegen Deutschland und Rußland beizustehen, wenn Napoleon auf die Forderungen Metternichs in Dresden eingegangen wäre. Nur weil Napoleon sich gegen den Erpressungsversuch seines edlen Schwiegervaters in verblendeter Halsstarrigkeit ablehnend verhielt, hing sich Franz plötzlich ein patriotisches Mäntelchen um und gesellte sich dem Bunde gegen Napoleon bei.

Nachdem dann 1814 die Verbündeten dank Blücher trotz der Unfähigkeit Schwarzenbergs nach Paris gekommen waren, wurde Österreich wieder in alter Größe hergestellt.

Auf dem Wiener Kongreß 1815 spielte nun Metternich die Hauptrolle, und was dabei herauskam, kann man sich denken: die berüchtigte „Heilige Allianz". Deren Zweck war es, die Völker zum Lohn für ihre Blut- und Geldopfer, durch die sie den jämmerlichen Krippenreitern auf den europäischen Thronen zur Abschüttlung fremden Jochs und zu neuem Glanz verholfen hatten, nicht nur entgegen allen früheren Versprechungen um die Verfassungen zu betrügen (die man selbst dem besiegten Frankreich bereitwillig eingeräumt hatte!), sondern sie auch durch die denkbar schwärzeste Reaktion gewaltsam in ihrer geistigen und materiellen Entwicklung niederzuhalten!

Wie genial Metternich als Leiter der auswärtigen Politik war, kann man daraus ersehen, daß er in törichter Verblendung einerseits die sich ihm freiwillig anbietenden Serben zurückstieß — weil es „Rebellen gegen ihren rechtmäßigen Herrscher, den Sultan, waren"! Dabei hatte sich aber Serbien damals schon seit neun Jahren die Freiheit selbst errungen, und dies obendrein trotz der ihm dabei von Österreich und Rußland in den Weg gelegten Hindernisse. [Man lese darüber in meinem Werke „Rußland und Serbien 1804 bis 1915" (München 1916, Hugo Schmidt) nach!] Andrerseits

schnappte Metternich gierig nach dem lombardo-venezianischen Königreiche, das doch nur ein Pfahl im Leibe des Reiches war!

Dabei wurde Metternich nicht müde, Österreich durch seine auswärtige Politik in der ganzen Welt verhaßt zu machen, indem er überall, wo sich im Auslande freiheitliche Strömungen zeigten oder geknechtete Völker zu den Waffen griffen, teils mittelbar, teils unmittelbar zugunsten der Bedrücker eingriff. So sehen wir ihn 1819 die Einladung zum Karlsbader Kongreß erlassen, auf dem die reaktionären Maßregeln gegen die Studenten „als Träger der künftigen revolutionären Gedanken" gefaßt worden; 1820 und 1821 die Einladungen zu den Kongressen von Troppau und Laibach, auf denen beschlossen wurde, im Königreiche beider Sizilien mit österreichischen Truppen die dort gegebene Verfassung zu beseitigen und den elenden König wieder zum absoluten Herrscher zu machen (was auch gelang); und so berief er 1822 auch den Kongreß zu Verona ein, auf dem Frankreich beauftragt wurde, in Spanien ein Gleiches zu tun.

Angesichts solcher politischen Anschauungen kann es natürlich nicht überraschen, daß der 1821 in Rumänien ausgebrochene Freiheitskampf der Griechen bei Franz und Metternich nur tiefen Unwillen erregte. Es war doch eine „Empörung von Untertanen gegen die rechtmäßige, von Gott (wann? und wodurch?) eingesetzte Regierung". Dieser erbärmlichen Gesinnung entsprechend war natürlich der Fußfall des Fürsten Hypsilantis vor Metternich, den er beschwor, mit Griechenland Erbarmen zu haben, ganz nutzlos; im Gegenteil! Metternich ließ den „Rebellen" Hypsilantis in Munkács einsperren und hätte ihn wahrscheinlich auch den Türken ausgeliefert, wenn er nicht als Fürst mehr Rücksicht verdient hätte als z. B. ein einfacher bürgerlicher Dichter, wie Rhigas, der Dichter der griechischen Marseillaise: „Δεῦτε παίδες τῶν Ἑλλήνων" (Vorwärts, Kinder der Hellenen!). Diesen hatte Metternich den Türken ausgeliefert, damit diese ihn dann in Belgrad zwischen zwei Brettern zersägen konnten. Es war dies nämlich damals ihre menschenfreundliche Gewohnheit, wenn sie es nicht gerade vorzogen, ihre Gefangenen zu pfählen (wie die 3000 Serben in Belgrad) oder ihnen lebend die Haut abzuziehen (wie dem tapferen Verteidiger von Famagusta, Bragadino, der sich auf freien Abzug ergeben hatte).

[Der Verteidiger von Negroponte, Paolo Erizzo, war von den Türken ebenfalls trotz Übergabe auf freien Abzug zwischen zwei Brettern zersägt worden. Auf Chios allerdings war solches Verfahren den Türken zu langweilig, da es sich dort darum handelte, gleich 40 000 Menschen (von den 80 000 Bewohnern der Insel!) abzuschlachten.]

Damit stand es natürlich auch im Einklang, daß Metternich im Jahre 1827, als den Westmächten die Schandtaten der Türken endlich doch zu arg wurden und sie sich zur Einmengung entschlossen, nicht nur den Beitritt zum Londoner Vertrag vom 6. Juli verweigerte, sondern auch den König von Preußen davon abhielt.

Metternich suchte zwar die Griechen durch seine Kriegsschiffe zu schädigen, indem er ihre Kaperschiffe angreifen ließ und die Türken begünstigte, wo er konnte; aber er vermochte doch nicht zu verhindern, daß die türkische Flotte von der vereinigten russisch-englisch-französischen bei Navarino vernichtet wurde, daß Rußland den Krieg erklärte und bis Adrianopel vordrang.

Durch seine hirnlose Politik hatte aber Metternich seinem Lande ungemein geschadet! Ganz abgesehen davon, daß er Österreich in der ganzen Welt bloßstellte und in Verachtung brachte, zeigte er dem Auslande zugleich, auf wie schwachen Füßen eigentlich die Monarchie stand und wie vereinsamt sie in Europa war. England verlor seine bisherige Schätzung Österreichs, Rußland sah, daß diesem wirkliche Macht fehle, und man begriff, daß Metternich nur ein Maulmacher sei, der in Wirklichkeit feig und furchtsam sich zurückzog, wenn er auf ernsten Widerstand stieß,*) ja, der so verächtlich war, seine Vermittlungsversuche hinterher geradezu abzuleugnen, als diese gescheitert waren! Metternichs Politik wurde übrigens 1829 durch das Fiasko gekrönt, daß die Donaufürstentümer selbständige, der Pforte nur tributpflichtige Staaten wurden.

Daß aber Metternich und Franz auch anders konnten, wenn es in ihrem persönlichen Interesse lag, zeigt ihr anfängliches Verhalten gelegentlich der polnischen Revolution von 1830. Abge-

*) So z. B. in der griechischen Frage, derenthalben die Kaiser Franz und Alexander 1823 in Czernowitz eine Unterredung hatten, nach der Österreich den Griechen freie Hand lassen mußte.

sehen davon, daß man da auf die eigenen Polen, dann auf die Tschechen und Magyaren Rücksicht zu nehmen hatte, die alle mit den Aufständischen sympathisierten und Freiwillige nach Polen schickten (die theoretisch-platonischen, sich nur in Polenliedern Luft machenden Sympathien der Deutschen schätzte Metternich nicht so hoch ein), war es hauptsächlich der Gedanke, daß sich vielleicht aus dem Polenaufstande etwas für Österreich herausschlagen lasse, der ihn die Sache mit anderen Augen ansehen ließ. Denn er dachte sich, daß erstens ein polnisches Reich ein Pufferstaat gegen das bedrohlich mächtig werdende russische Reich werden könnte und zweitens, daß sich vielleicht die Dinge so lenken ließen, daß sich die Kongreßpolen wenigstens durch Personalunion an Österreich anschlössen, besonders wenn man ihnen Vereinigung mit Galizien dafür verheiße. (Also genau die „austropolnische Lösung" von 1917/18, gegen die sich Deutschland damals gewehrt hat.)

Aber da traten andere Ereignisse ein, die Metternich wieder ängstlich machten. Im Juli 1830 war in Frankreich Revolution ausgebrochen und die Bourbonen hatten den Thron zugunsten der Orléans aufgeben müssen, die man damals mit Lafayette für „die beste der Republiken" hielt. In Parma und Modena erhoben sich die Bewohner gegen die ihnen vom Wiener Kongreß aufgenötigten österreichischen Herzöge und jagten diese zum Teufel, was diese so auffaßten, daß sie zu Metternich fliehen müßten. Und auch im Kirchenstaat wurden die päpstlichen Behörden von den über die päpstliche Mißwirtschaft empörten Bewohnern verjagt. Derlei konnte natürlich von so braven Leuten wie Franz und Metternich nicht geduldet werden. Es ging sie zwar nichts an, aber das „monarchische Prinzip" verpflichtete sie nach ihrer Auffassung zum Einschreiten. So sehen wir denn österreichische Truppen in Modena, Parma und die Romagna einrücken und die „Ordnung herstellen". Dies bestand darin, daß die päpstlichen Henker die gefangenen Republikaner gleich Ochsen mit einer Keule auf offenem Markte totschlugen! Und auch in Belgien vernichtete die Revolution das vom Wiener Kongreß geschaffene Flickwerk.

Nun hatten sich aber auch in Deutschland Anzeichen von Unzufriedenheit mit der hohen Obrigkeit gezeigt. Nach der tumultuari-

schen Volksversammlung auf dem Hambacher Schloßberg (27. Mai 1832) und der tollkühnen Unternehmung der Besetzung der Frankfurter Hauptwache durch eine Schar junger Leute (3. April 1833) lud Franz den Kaiser Nikolaj und den Kronprinzen von Preußen (den nachmaligen Friedrich Wilhelm IV.), also zwei geistesverwandte Geschöpfe, nach Münchengrätz, wo sie im September 1833 die Maßregeln zur Unterdrückung aller freiheitlichen Regungen vereinbarten. Wie diese ausfielen, kann man sich denken,[1] man begreift dann auch die von Gladstone 1880 in die Welt hinausgeschmetterten Worte: „Zeigt mir auf der Karte einen einzigen Fleck, auf dem Österreich Gutes geschaffen, die Freiheit nicht vernichtet oder sie gar begünstigt hätte! Es wird aber wenige Völker geben, die nicht unter der reaktionären Faust Österreichs gelitten haben!"

3. Die auswärtige Politik unter Kaiser Ferdinand.

Der Tod des Kaisers Franz am 2. März 1835 wäre unter anderen Umständen ein großes Glück für Österreich gewesen, so aber folgte ihm nur ein Mann auf dem Throne nach, der persönlich zwar ebenso sympathisch und ehrenwert war, wie Franz unsympathisch und verächtlich, der aber an Unfähigkeit noch den Vater überragte. Denn diesem stand er an Intelligenz nach. Ferdinand war ziemlich geistesschwach. Nur einmal hörte man von ihm einen guten Einfall: das war zur Zeit Napoleons, als er beim Speisen einmal gelegentlich Rätselaufgebens das Rätsel aufwarf: „Was ist das stärkste Glied am Menschen?" Und als die meisten antworteten: „Der Arm", schüttelte er den Kopf und sagte: „Fehlgeschossen! Die Nase!"

„Die Nase?" ertönte es staunend von allen Seiten.

„Ja, die Nase!" wiederholte Ferdinand ernst. „Denn wie stark muß diese sein, wenn man bedenkt, daß die Franzosen nunmehr meinen Vater schon fast 20 Jahre lang daran herumziehen, ohne daß sie gebrochen ist!"

Man kann sich denken, welches Gesicht der Kaiser und die

---

[1] Das Ergebnis war ein Abkommen über gegenseitige Auslieferung von — Majestätsbeleidigern!

vielen geladenen und teilweise fremden Gäste schnitten, als des Rätsels Lösung derart erfolgte.

Daß ein solcher Geistesblitz aber nur vereinzelt war, kann man aus nachstehendem Falle ersehen. Dem Kaiser Franz war es ein Kummer, daß sich sein Sohn so wenig für die Politik interessierte. Um ihn abzurichten, befahl er ihm daher, bei den Sitzungen des Staatsrats gegenwärtig zu sein.

Ferdinand gehorchte, langweilte sich aber sichtlich, denn statt zuzuhören, ließ er seine Augen gegen das Fenster wandern.

Um ihn unmerklich zurechtzuweisen, wandte sich der Kaiser plötzlich an ihn mit der Frage:

„Nun, und was ist deine Meinung darüber?"

„Jetzt ist gerade der Fiaker Nr. 325 vorübergefahren!" lautete die verblüffende Antwort. „Das ist aber ein fesches Zeugl!"

Vermutlich wurde Ferdinand dann nicht mehr zu Staatsberatungen hinzugezogen; denn als er den Thron bestieg, war er in solcher Unkenntnis des ganzen Regierungsapparats, daß er es vorzog, lieber alles dem Fürsten Metternich zu überlassen und sich nur mit seinen Liebhabereien zu beschäftigen (die sehr unschuldigharmloser Art waren). Eine halbe Stunde lang „regierte" er täglich, d. h. er unterschrieb die ihm vorgelegten Papiere, ohne sie auch nur vorher durchzulesen.[7]) In dieser Beziehung verließ er sich vollständig auf seinen allmächtigen Minister, von dem ihm ja sein Vater eingeschärft hatte, er müsse sich glücklich schätzen, daß ihm die Vorsehung einen so genialen Staatsmann an die Seite gesetzt habe!

In der äußeren Politik bot sich unter Ferdinand wenig Gelegenheit zur Betätigung. Die Zusammenkunft der Kaiser Ferdinand und Nikolaj mit dem König von Preußen in Teplitz führte nur zu gegenseitigen Versicherungen, allen revolutionären Bestrebungen entgegenzutreten und unter sich im Frieden zu bleiben. Metternich hielt es für große Staatskunst, die morsche Türkei künstlich am Leben zu erhalten, weil er sich einbildete, daß sonst Rußland zu übermächtig würde und die Türkei ein „Stoßballen" wäre. Auf die Idee, sich mit Ruß-

[7]) Wie schändlich er deshalb einmal mit dem Minister Batthiányi einging, werden wir in einem späteren Kapitel hören.

land in die Türkei zu teilen und derart das Gleichgewicht herzustellen, verfiel er nicht. Und ebensowenig begriff er, daß, wenn er schon die Erhaltung einer starken Türkei als Richtlinie genommen hatte, er dann auch alles unterstützen müsse, was die Türkei wirklich stark machen könnte. Und eine solche Gelegenheit hatte sich schon 1833 geboten, als Mehemed Ali (besser dessen Adoptivsohn Ibrahim) im Begriffe stand, Konstantinopel zu erobern (nach der Schlacht bei Konia), und jetzt wieder 1839, als die Ägypter nach der Schlacht von Nisib gleiches zu tun sich anschickten. Hätte Metternich die Ägypter in ihren Absichten unterstützt und es dahin gebracht, daß an Stelle des verkommenen Türkenreiches ein die ganze Türkei umfassendes Ägypterreich trat, so wäre dies allerdings eine wesentliche Stärkung der Türkei gewesen. Denn Mehemed Ali war aus ganz anderem Holze geschnitzt, als der Sultan, und ein Mann des Fortschritts, der aus dem unter den Mamluken verkommenen Ägypten ein Land gemacht hatte, das in der Welt etwas zu bedeuten hatte, vor dem der Sultan zweimal auf dem Throne gezittert hatte, und das auch imstande gewesen wäre, die griechische Freiheit zu vernichten, wenn ihm nicht dabei Frankreich in den Arm gefallen wäre.

Schon aus dem Umstande allein, daß die russische Politik (die doch offenkundig auf Schwächung der Türkei ausging) 1833 den Sultan gegen seinen Vasallen durch Truppenlandung beim Bosporus unterstützte, hätte Metternich schließen können, daß Rußland den Übergang des Chalifats vom Sultan auf den Vizekönig von Ägypten fürchtete, daß folglich dieser Übergang eine Stärkung der Türkei bedeuten müsse. Es hätte ihm also folgerichtig darum zu tun sein müssen, sich durch Anschluß an Frankreich (das Mehemed Ali offen unterstützte) zu bemühen, den russischen Plänen einen Riegel vorzuschieben. Aber da war es wieder die Entrüstung darüber, daß ein „Rebell“ wie Mehemed Ali sich gegen seinen „rechtmäßigen Herrn“ auflehnte, die Metternich gegen alle Staatsklugheit bewog, gerade das Gegenteil zu tun. Er ging mit England und sandte ein Geschwader unter dem Admiral Bandiera ab, das im Verein mit dem englischen Geschwader Mehemed Ali zur Rückberufung seines Heeres nach Ägypten zwingen sollte. Schon damals bewährte die österreichische Seemacht, die ja in den Dalmatinern die „besten See-

leute der Welt" als Bemannung besaß, ihren Ruhm, indem die beiden Fregatten Akka und Saida beschossen, bei welcher Gelegenheit der junge Erzherzog Friedrich tatsächlich Proben persönlicher Tapferkeit ablegte.

Sechs Jahre später (1846) trat Metternich wieder als „Mehrer des Reiches" auf, indem er es durchsetzte, daß Zar Nikolaj zur Einverleibung des Freistaates Krakau seine Zustimmung gab. Er erreichte dies dadurch, daß er dem Zaren vorstellte, Krakau sei der Herd der polnischen Umtriebe, die sich doch in erster Linie gegen Rußland und in zweiter Linie gegen Preußen richteten, während die österreichischen Polen mit seiner „väterlichen" Regierung zufrieden seien, folglich als österreichische Untertanen den beiden anderen Teilungsmächten ungefährlich sein würden.

Dies war der letzte zweifelhafte[8]) Erfolg Metternichs als Minister des Äußeren, denn 2 Jahre später mußte er in unwürdiger Verkleidung aus Wien fliehen, wobei ihm das fortwährend in die Ohren klingende Gebrüll des empörten Volkes: „An die Laterne mit dem Lumpenhund Metternich!" beständig Todesschweiß aus den Poren trieb. Aber wie es schon in der Geschichte geht: Latour und Lamberg wurden unschuldig ermordet, Metternich und Sedlnitzky kamen mit dem Leben davon; Louis XVI. und Charles I. wurden geköpft, Louis XV. und Charles II. mit Ehren bestattet; der edle Bauernbefreier Alexander II. wurde grausam ermordet, der Tyrann Nikolaj I. durfte seinem Leben selbst ein Ende setzen; der beste Regent den Serbien je hatte, Michail, wurde ermordet, der schurkische Milan, der Serbien zugrunde gerichtet hat, konnte ruhig im Bette sterben; der geistesschwache Nikolaj II. wurde hingerichtet, der Bluthund Ivan IV. („der Schreckliche") starb unangefochten beim Schachspiel;[9]) Cäsar erdolchte man, um den an seine Stelle tretenden elenden Heuchler Octavianus zum „Augustus" zu machen. Das sind so die kleinen Späße der Weltgeschichte!

---

[8]) England und Frankreich erklärten nämlich, indem sie Einspruch erhoben, daß die Wiener Kongreßakte auch für sie nicht mehr verbindlich seien, weil Österreich gegen jene gehandelt habe. Englands Feindschaft machte sich bald in Italien fühlbar!

[9]) Siehe Leo Brenner: Altrussische Kulturbilder. (Darmstadt 1917, Falkenverlag.)

4. Österreichs innere Zustände unter Metternich.

In bezug auf innere Politik sah es unter Metternich in Österreich geradezu trostlos aus. An Rückständigkeit konnte das Reich allenfalls mit Rußland und der Türkei wetteifern. Die Reichsgesetzgebung war ausschließliches Recht des Kaisers, die Gerichtsbarkeit über den Stand des mittleren und kleineren Grundbesitzes war in den Händen des Herrschaftsbesitzes; die höheren Beamten- und Militärstellen befanden sich größtenteils in den Händen des Adels. Der Mittelstand und die Gebildeten (Gewerbetreibende, Kaufleute, Fabrikanten, Juristen, Professoren, Ärzte, Schriftsteller, Gelehrte) waren politisch rechtlos und wurden nur als Steuerzahler geschätzt. Dazu kam ein niederträchtiges Polizeisystem, durch welches das Spitzelwesen großgezogen und eine Charakterlosigkeit gezüchtet wurde, deren Nachwehen noch heute im österreichischen Volkscharakter merkbar sind. Die Herausgabe von Druckschriften aller Art stand unter strengster Vorzensur und dabei wurden alle vom Auslande hereinkommenden Druckschriften genau geprüft, ob sie nicht irgend etwas Staatsgefährliches enthielten. Und was hielt man alles für staatsgefährlich! In den harmlosesten Äußerungen fanden die Riesentrottel, denen gewöhnlich die Zensur anvertraut war, Staatsgefährliches, während ihnen andererseits wirklich Bedenkliches entging, sobald es nur so geschickt abgefaßt und verschleiert war, daß nur ein denkender Gebildeter den wahren Sinn erraten konnte. Manchmal war es sogar dem ultrareaktionären Kaiser Franz zu bunt. So z. B., als einmal ein solcher Dummkopf von Zensor ein patriotisch gemeintes Bild verbot, das den Kaiser Franz in der Mitte zeigte und in den Ecken die Bildnisse seiner vier Frauen, die er allerdings in rascher Aufeinanderfolge geheiratet hatte. (Zwischen dem Tod der ersten Gattin und der Heirat der zweiten, sowie zwischen jenem der dritten und der Heirat der vierten lagen nur je sieben Monate, und zwischen dem Tod der zweiten und der Heirat der dritten neun Monate!) Der Zensor hatte sein Verbot mit dem Vermerk begründet: „Es ist unanständig, den Kaiser inmitten von vier Frauen darzustellen." Der Zeichner beklagte sich darüber beim Kaiser unmittelbar, weil er doch nur seiner Loyalität Ausdruck verliehen habe, als er dem Volke seinen Kaiser und seine vier Kaiserinnen im Bilde habe vorführen wollen.

Der Kaiser zeigte sich entrüstet und rief: „Ein solches Rindvieh! Behauptet der Kerl, es wäre von mir unanständig gewesen, vier Frauen gehabt zu haben! Ich habe sie doch nicht nebeneinander, sondern hintereinander gehabt!"

Dann aber wurde er nachdenklich und meinte: „Eigentlich soll es doch bei dem Verbote bleiben, denn wenn schon der Zensor beim Betrachten des Bildes auf einen so illoyalen Gedanken verfiel, könnte das bei Anderen auch der Fall sein. Lassen wir es also beim Alten!"

Dieser letzte Satz war nämlich das Lieblingswort des Kaisers, wann immer ihm irgend etwas Neueres oder Vernünftigeres zugemutet wurde.

Daß dann auch politische Vereine und Zusammenkünfte streng verboten waren, läßt sich begreifen. Wer irgendwie auch nur den leisen Wunsch nach freiheitlichen Einrichtungen äußerte oder überhaupt etwas an den bestehenden Einrichtungen zu tadeln wagte, wanderte in den Kerker, wobei der berüchtigte, durch Silvio Pellico's „Le mie prigioni" berühmt gewordene Brünner Spielberg, sowie Munkács die Hauptrolle spielten. Und eher verstand sich der „gute" Kaiser Franz dazu, einen berüchtigten Raubmörder zu begnadigen als einen harmlosen Idealisten, der etwa seiner Sehnsucht nach etwas mehr Freiheit poetischen Ausdruck verliehen hatte. Denn er betrachtete die Betätigung einer verfassungsmäßigen Gesinnung als Angriff auf das unbeschränkte Recht der Krone und als Hochverrat!

Selbstverständlich erzeugt jeder Druck einen Gegendruck, und namentlich der wohlhabende Mittelstand und die Intelligenz, die meist ihm angehörte, wurden immer unzufriedener, wenn auch der gedankenlose Pöbel, durch das Gefasel der regierungsfreundlichen Soldschreiber, wie Saphir, irregeführt, für den „guten" Kaiser Franz schwärmte. Freilich hauptsächlich deshalb, weil dieser ebenso im Reden sich der widerwärtigen Lerchenfelder Mundart bediente, wie der Pöbel, was diesem, der jene allein verstand, ungemein schmeichelte. In gleicher Weise war ja auch der berüchtigte „Re Bomba" von Neapel beim Neapolitaner Pöbel, den Lazzaroni, höchst beliebt und vergöttert gewesen, weil er gleich diesen die scheußliche Neapolitaner Mundart sprach, in gleicher Weise wie sie die

Maccheroni mit den Händen der Länge nach von oben herab in den Mund gleiten ließ und sich überhaupt mit den Lazzaroni so abgab, als wäre er einer ihresgleichen. Wofür sie ihn dann allerdings in seinen reaktionären Handlungen und dem Wüten gegen die fortschrittliche Intelligenz wirksam unterstützten!

Obgleich zum dritten Stand außer den städtischen Bürgern auch die unabhängigen Bauern gehörten, fiel doch die Führerrolle ausschließlich den Städtern zu, weil die Gelehrten tonangebend waren und den Bauern die Intelligenz fehlte. (Mit dem Schulwesen, das sich obendrein in den Händen der Geistlichkeit befand, sah es nämlich geradezu trostlos aus und die wenigsten konnten lesen und schreiben!) Deshalb war es auch der gebildete Mittelstand, der — die Studenten voran — in Österreich Revolution machte, sobald die Nachrichten von der Pariser Februarrevolution und der Gärung in Ungarn (Kossuths Rede) nach Wien gelangten.

Die freisinnigen Deutschen hatten damals folgendes Programm: einheitliche politische Organisation, Verwaltung und Regierung, freiheitliche Einrichtungen auf Grundlage einer ehrlichen und parlamentarischen Verfassung; führende Stellung der Deutschen in Österreich und Österreichs in Deutschland.

Diese beiden letzteren Punkte stießen jedoch bei den Magyaren und Slaven der Monarchie auf energischen Widerspruch und Widerstand.

Kaiser Josef II. hatte ganz Österreich germanisieren wollen und war dabei gescheitert. Immerhin war so viel erreicht worden, daß sich die meisten gebildeten Slaven ihrer Muttersprache schämten und es vorzogen, deutsch zu reden, weil es hieß, daß die slavischen Sprachen nur jene der unteren Volksklassen seien. In Ungarn hingegen schämte man sich, magyarisch zu reden, weil nicht nur die Staatssprache Lateinisch war, sondern auch alle Vornehmen — oder die sich dazu rechnenden Leute — sich im gewöhnlichen Verkehr der lateinischen Sprache bedienten. (Allerdings war es Küchenlatein, das wegen der neulateinischen Bezeichnungen für jene Begriffe, die den Römern gefehlt hatten, mitunter komisch wirkt. Ich kann dies deshalb beurteilen, weil ich vor etwa 20 Jahren Leser und Mitarbeiter der in Rom erscheinenden „Vox Urbis"

war, in der gleichfalls alle modernen Ausdrücke in oft drolliger Weise lateinisch wiedergegeben wurden.)

Erst unter Metternich begannen die gebildeten Stände unter den Slaven und Magyaren ihren Widerstand gegen das Deutsche. Zunächst vielleicht nur aus Demonstration gegen den „deutschen" Absolutismus, dann aber auch, weil man zur Einsicht kam, daß man unbedingt der Unterstützung der unteren Volksklassen bedurfte, wenn man etwas erreichen wollte. Deshalb mußte man sich diesen in ihrer Sprache nähern und begann für die Muttersprache einzutreten.

Dies war der Beginn der nationalen Bewegungen in Österreich, die zuletzt zum Verfall des Reiches führen mußten, wenn es nicht gelang, einen Staat auf föderativer Grundlage zu bilden, in dem alle Völker gleiche Rechte hatten.[10]) Aber diese nationalen Bewegungen äußerten sich bei den verschiedenen Volksstämmen auch in verschiedener Weise, weshalb es nötig ist, jeden für sich zu behandeln.

---

5. Die tschechische Nationalitätenfrage unter Metternich.

Böhmen hatte vor 300 Jahren seine Unabhängigkeit durch die Schlacht am Weißen Berg bei Prag verloren, als sein letzter König, Friedrich von der Pfalz, die Krone verlor. Seither wurde Böhmen von den Habsburgern als erobertes Land betrachtet und behandelt. Weil damals das Scheusal Ferdinand II. regierte, der erklärt hatte: „Ich will lieber über Einöden herrschen als über ein von Protestanten bewohntes Land!" und der demgemäß alle Protestanten entweder hinrichten oder verjagen ließ und namentlich den altböhmischen Adel fast gänzlich ausrottete, seine Güter deut-

---

[10]) Der berühmte Historiker Josef Alexander Freiherr von Helfert, dessen Bekanntschaft ich gemacht hatte, als er meine ersten Werke so überaus wohlwollend besprochen hatte, und mit dem ich dann in den freundschaftlichsten Beziehungen stand, hatte mir einmal in mein Stammbuch die bezeichnenden Worte geschrieben: „Was du nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem andern zu! — Wenn bei uns in Österreich jedermann nur nach diesem weisen und gerechten Spruche handeln wollte, wo wären da unsere leidigen Nationalitätenstreitigkeiten?"

schen Adelsfamilien überweisend, wurde der Keim zu einer immer stärkeren Umfang annehmenden Unterdrückung der tschechischen Nationalität gelegt.

Mit der Zeit hatten die neuen böhmischen Adelsfamilien deutschen Namens und deutscher Abstammung ihr Nationalitätsgefühl verloren, wie das ja überhaupt schon bezeichnende Eigenschaft der Deutschen im Auslande ist. (Man denke an die deutschen Kolonien in der Sierra Morena, in Rußland, namentlich aber in Amerika, wo von 20 Millionen deutscher Abkunft nur noch 3½ deutsch verstehen und von diesen obendrein so wenige deutsch fühlen, daß im Weltkriege diese erbärmlichen Renegaten sich noch amerikanischer gaben als die Angloamerikaner!) So dürfen wir uns auch nicht wundern, wenn heute die adeligen Führer der Tschechen mit ihren deutschen Namen (Thun, Schwarzenberg usw.) die Rufer im Streite gegen die Deutschen sind.

Nun war es schon zu Maria Theresias Zeiten Sitte, daß fast alle hohen Beamtenstellen an Mitglieder des böhmischen Hochadels verliehen wurden, die wieder aus Landsmannschaft die niederen Stellen mit Tschechen besetzten. Das hat sich bis in die jüngste Zeit so fortgepflanzt.

Mit dem gewonnenen Einfluß in der Beamtenschaft war aber der böhmische Hochadel nicht zufrieden; er wollte nach und nach überall den maßgebenden Einfluß haben und steuerte auf eine Oligarchie zu. Zu diesem Zwecke begann er sich plötzlich für das tschechische Volkstum zu interessieren, indem er es in dem Sinne bearbeitete, daß es sich für die Idee einer Sonderstellung der Länder der böhmischen Krone (Böhmen, Mähren, Schlesien) begeisterte. Zunächst machte man dabei zwischen Tschechen und Deutschböhmen noch keinen Unterschied. Erst als man sah, daß auf die Deutschböhmen die Idee eines Großdeutschland mehr Anziehung hatte, begann die Spaltung.

Sache der Regierung wäre es gewesen, die unteren Volksmassen für ihre eigene Idee des österreichischen Einheitsstaates zu gewinnen, indem sie ihnen Freiheit gewährte. Dann wären sie treue Stützen der Regierung geworden in deren Bestreben, das Schielen der Deutschösterreicher nach Deutschland zu unterbinden. So aber hatte die Regierung den unteren tschechischen Volks-

massen nichts zu bieten als sklavische Unterdrückung, und das erzeugte eine Mißstimmung, die geschickt von den böhmischen Führern ausgenützt wurde.

Berater des böhmischen Hochadels war unter Metternich der berühmte Gelehrte František Palacký. Er stellte dem Hochadel vor, daß die Stände, um wieder zur Geltung zu kommen, sich entweder ganz in den Dienst der Regierung stellen, oder die Führung der allgemeinen demokratischen Bewegung übernehmen, oder sich auf die nationale Idee stützen müßten. Der Adel hatte aber keine Lust irgendwelche demokratische Ideen zu unterstützen, weil es ihm ja nur um die eigene Herrschaft zu tun war; ebensowenig konnte er hoffen, im Dienste der Regierung die Herrschaft über das ganze Reich zu erhalten; so blieb ihm also nur das Stützen auf die nationale Idee übrig, weil er dann bei einer Sonderstellung der böhmischen Länder hoffen konnte, in diesem beschränkten Gebiete die Alleinherrschaft zu erlangen.

Palacký wurde nun die Seele der nationalen Idee, weil er dem gesamten Adel an Wissen und Kenntnissen weit überlegen war. Und seinen Bemühungen gelang es auch, die Tschechen lange Zeit zum maßgebenden und tonangebenden Faktor in der österreichischen Regierung zu machen.

Die Regierung Metternichs begünstigte anfangs diese tschechischen Bestrebungen, weil sie ihr ein Mittel gegen das gefürchtete Schielen nach Deutschland zu sein schienen und obendrein eine Abwehr gegen das deutschböhmische Bürgertum, welches demokratischer Anschauungen verdächtig war. So konnten denn die Stände unter Kaiser Ferdinand schon selbstbewußt auftreten und z. B. 1843 die Abberufung des Burggrafen Chotek erzwingen, weil dieser Zentralist war. Als nun Erzherzog Stefan als Statthalter nach Prag geschickt wurde, feierte man ihn ostentativ, um den ihn begleitenden Altgrafen Salm, der die eigentlichen Geschäfte besorgen sollte, desto empfindlicher abfallen zu lassen.

Weil die Tschechen auch die Mährer und Slovaken für ihre Ideen zu begeistern suchten, kam es zu Mißhelligkeiten mit Ungarn, obgleich die Slovaken in ihrer durch nichts zu überbietenden Indolenz sich ziemlich ablehnend verhielten. Aber auch die

Mährer brachten den Tschechen nicht so viel Liebe entgegen, als diese von ihrer Landsmannschaft erwartet hatten.

Dies hinderte nicht, daß die Tschechen immer dringender in ihren Forderungen nach Wiederherstellung der ständischen Verfassung und Sonderstellung Böhmens wurden. Dabei fanden sie die Unterstützung der — Deutschen, die sich in dem Wahn wiegten, die Freiheit werde allgemeine Verbrüderung herbeiführen (Wer denkt hier nicht an den gleichen Wahn der deutschen Sozialisten in puncto Weltverbrüderung und Unterstützung durch die Internationale im Weltkrieg!) Deshalb unterstützten die Deutschen die Tschechen im Kampfe gegen die verhaßte Bureaukratie, indem sie der ständischen Bewegung ihren Beistand liehen.

Die nationalen Forderungen der Tschechen gingen damals auf folgendes hinaus: nationale Landesverwaltung unter österreichischer Oberhoheit; jährliche Einberufung des Landtages, der den Landeshaushalt feststellen sollte; Preßfreiheit für das Böhmische, Erneuerung der josefinischen Toleranz-Edikte.

Nun hatte aber Kaiser Ferdinand II. am 10. und 29. Mai 1627 einen „Majestätsbrief" erlassen, in dem er für sich und seine Nachkommen gelobte, die gesamten Stände „bei ihren Rechten, Gerechtigkeiten und der vernewerten Landesordnung schützen und erhalten zu wollen". Dabei war aber in letzterer ausdrücklich als ausschließliches Kronvorrecht festgestellt worden: das oberste Recht der Gesetzgebung, „alle Änderung, Mehrung und Besserung" der Landesordnung, die gesamte richterliche und Militärgewalt, die Einberufung der Landtage, die Ernennung und Beeidigung der Landesbeamten, das Recht Krieg zu führen und Frieden zu schließen, das Münzrecht, das Recht die Steuern, das Landeseinkommen und die Ausgaben festzusetzen, die Erteilung des Landesbürgerrechts, die Oberaufsicht über die Kirche.

Was war da noch für die Stände übrig geblieben? . . . „Das Recht auf Unterredung in geringeren Sachen, die da Unser Person Hoheit, Autorität und Regalien nicht betreffen" und auch dies nur gegen vorherige Meldung oder „Vortrag".

Dazu kommt noch, daß die böhmischen Stände zur Pragmatischen Sanktion eine „Erklärung" abgegeben hatten, in der sie die Unzertrennlichkeit der Erbländer anerkannt hatten.

Wenn sich somit die Regierung auf den Majestätsbrief und diese „Erklärung" stützte, so stand es mit dem „böhmischen Staatsrecht" recht schlecht. Deshalb griffen die Tschechen etwas weiter zurück und stützten sich darauf, daß die Niederwerfung Böhmens im Jahre 1620 ein Gewaltakt gewesen war und der König rechtlich keine größeren Rechte beanspruchen könne, als die böhmischen Könige vor dem dreißigjährigen Kriege besaßen, sowie daß Böhmen alle böhmisch sprechenden Länder — also auch Mähren und Schlesien — umfassen müsse.

Mit den „historischen" Rechten ist das aber so eine eigene Sache! Wenn man sich auf sie allein stützen will, so verliert man sich ins Unendliche! Denn jedem historischen Rechte läßt sich ein noch älteres entgegenstellen. Wollte man dann bis in die Vorzeit zurückgehen, so kämen ganz merkwürdige Dinge heraus. So z. B. könnte dann Deutschland auf ganz Frankreich, Italien und Nordspanien Anspruch erheben, weil diese seinerzeit Bestandteile des Reiches Karls des Großen gewesen waren. Aber auch die Slaven auf ganz Ostdeutschland, das seinerzeit nur von Slaven bevölkert war, die von den Deutschen gewaltsam germanisiert worden sind. Wohnten doch nicht nur östlich der Elbe ausschließlich Slaven, sondern solche auch in den österreichischen Alpenländern, ja sogar am Rhein und in Bayern, wo Fulda, Würzburg, Bamberg und Bayreuth slavische Gründungen sind. Und die Spanier könnten Italien, Belgien, Portugal und zwei Drittel von Amerika für sich in Anspruch nehmen, die Türken Ungarn, die Polen Moskau, die Schweden Norddeutschland, die Engländer Hannover, die Dänen England, die Norweger Teile von Süditalien und Albanien — kurz, es käme das größte Chaos heraus. Deshalb bin ich der Ansicht, daß man sich heutzutage über alle „historischen Rechte" hinwegsetzen und nur ein Völkerrecht gelten lassen sollte: das Selbstbestimmungsrecht der Völker. Würde dies allgemein angenommen, so könnte sich kein Volk über Vergewaltigung und Ungerechtigkeit beklagen; es gäbe dann eigentlich nur sehr wenige Ursachen zu Kriegen.

Der Prager Landtag hatte im Jahre 1845 die oben erwähnten nationalen Forderungen aufgestellt, sich aber nur eine scharfe Ablehnung geholt, was ihn veranlaßte, so wie im Jahre 1609, eine

Kommission zur Wahrung der ständischen Rechte einzusetzen, die nun in Wort und Schrift zu wühlen begann. Zwei Jahre später kam es deshalb auf dem Landtage zu heftigen Stürmen. Man bekrittelte die Finanzwirtschaft und andere Maßnahmen der Regierung in bis dahin nie gehörter Sprache, über welche die Regierung entsetzt war. Während Fürst Lamberg nur forderte, daß bei allen Finanzmaßregeln die Stände beigezogen und der gesamte Staatshaushalt ihnen vorgelegt werde, daß die „am Marke des Volkes zehrende" Beamtenschaft beseitigt und Mündlichkeit und Öffentichkeit der Gerichte, sowie Gleichstellung der Parteien vor Gericht eingeführt werde, drohte schon Graf Wurmbrand offen mit Auflehnung, wenn er erklärte, die Stände müßten einen mannhaften Entschluß fassen, um ihre Rechte um jeden Preis wiederzugewinnen.

Dies hatte zur Folge, daß der Landtag tatsächlich die von der Regierung geforderten Steuern verweigerte.

So standen die Dinge in Böhmen zu Beginn des Jahres 1848!

6. Die Magyaren unter Metternich.

Zu den vergilbten Staatsrechten, auf die man sich heutzutage noch beruft, gehört auch das ungarische. Die Goldene Bulle des Königs Endre (Andreas) II., betreffend die Rechtsverhältnisse zwischen König und Ständen, datiert von 1222. Nun war aber, genau genommen, Ungarn durch die Schlacht von Mohacs im Jahre 1526 türkische Provinz geworden und hatte seine Selbständigkeit vollständig einbüßt. Nach dem vom Völkerrechte anerkannten Rechte der Eroberung war dadurch jeder Anspruch auf älteres Staatsrecht verloren gegangen. Durch 160 Jahre saß ein türkischer Pascha in Ofen, und Ungarn wäre niemals frei geworden, wenn nicht Deutsche und Serbokroaten es befreit und (gegen den Willen des magyarischen Adels!) den Türken wieder abgenommen hätten. Nach dem erwähnten Eroberungsrechte hätte somit Deutschland ganz einfach Ungarn ebenso zur Provinz machen können, wie es von den Türken zum Paschalik gemacht worden war. Der Kaiser hätte sich keinen Pfifferling um alte, durch die türkische Eroberung ungültig gemachte Staatsrechte zu kümmern gebraucht.

Hätte er es getan, so wären alle die Erschütterungen Österreichs im 19. Jahrhundert vermieden worden, deren Ursache magyarische Unduldsamkeit und Größenwahn waren. Leider ließ man sich damals dazu verleiten, die alte ungarische Verfassung wieder herzustellen, die auf reine Adelsherrschaft zugeschnitten war und eine solche, genau genommen, bis zum Verschwinden Ungarns im Jahre 1918 geblieben ist. Denn trotz all der schönen verfassungsmäßigen Fragen war das Wahlrecht in Ungarn derart, daß es einer kleinen Adelskaste die Herrschaft verbürgte, und außerdem dem in der Minderheit befindlichen magyarischen Volke eine lächerlich überwiegende Überzahl, wie wir später ausführlich darlegen werden.

Die pragmatische Sanktion hatte die dauernde Vereinigung der ungarischen Kronländer mit den österreichischen Erblanden unter gemeinsamen Herrscher, aber auch die Einheit jenes Gebietes als selbständiges Ganzes festgelegt. Die geschichtlichen Verfassungszustände waren förmlich anerkannt worden. Eine neuerliche rechtsgültige Bestätigung der Sonderstellung Ungarns war 1791 durch ein Reichsdekret erfolgt, wonach Ungarn stets nach seinen eigenen Gesetzen und Gewohnheiten, niemals aber nach der Verfassung oder den Verwaltungsgrundsätzen der anderen Länder regiert werden sollte.

Infolgedessen hatte der Absolutismus in Ungarn nicht jene Bedeutung, die er in Österreich hatte. Der Adel allein besaß alle Rechte und genoß eine Freiheit, um die ihn alle anderen Länder beneiden konnten. Trotzdem waren die Stände noch immer unzufrieden und erstrebten eine weitere Einschränkung der Regierungsgewalt bzw. Erweiterung ihrer Autonomie. Namentlich war es die Furcht vor den in der Mehrzahl sich befindenden nichtmagyarischen Völkerschaften des Landes, welche die Magyaren bewog, alles zu tun, um zu verhindern, daß sich die Wiener Regierung etwa dieser Völkerschaften bediene, um der magyarischen Vorherrschaft ein Ende zu machen.

Im Jahre 1825 verfiel Graf Széchényi auf die Idee, daß das beste Mittel, diese Furcht gegenstandslos zu machen, die Ausbreitung der magyarischen Sprache wäre. Zu diesem Zwecke stiftete er die ungarische Akademie und begann eine Propaganda, die immer größeren Umfang annahm, bis der Zweck erreicht war: das

Magyarische den Vornehmen mundgerecht zu machen und sie zu veranlassen, statt lateinisch ihre Muttersprache zu sprechen und diese nicht mehr als Pöbelsprache anzusehen. Schon 1830 war man so weit, daß die Gerichte die Urteile in magyarischer Sprache fällen mußten, wenn in dieser verhandelt worden war. Zehn Jahre später war bereits die ganze Verwaltung magyarisiert, und so konnte man 1844 ein Sprachengesetz erlassen, durch welches das Magyarische zur alleinigen Amts-, Gesetz- und Unterrichtssprache in allen Ländern der ungarischen Krone (also auch in dem rumänisch-deutschen Siebenbürgen, in Kroatien und in den slovakisch-deutsch-serbisch-rumänischen Teilen von Ungarn!) erklärt wurde! In allen slavischen, deutschen und rumänischen Schulen mußte magyarisch gelehrt werden, im amtlichen Verkehr war diese Sprache allein zulässig, auf den Münzen, Fahnen und Amtsschildern durften nur magyarische Inschriften, Wappen und Landesfarben angebracht werden.

In diesem Magyarisierungsbestreben waren sich alle Magyaren einig; nicht aber in politischer Beziehung. Wie erwähnt, war der Adel allein politisch berechtigt, während der Bürger einflußlos und der Bauer ganz rechtlos war. Während nun die Reaktionäre unter den Adeligen als „altkonservative Partei" nicht nur zäh am Althergebrachten festhingen, sondern ihre Rechte noch auf Kosten der Regierung vermehren wollten, schlossen sich die einsichtsvolleren Adeligen, die daraus schlimme Folgen befürchteten, zu einer „jungkonservativen Partei" zusammen. Beiden gegenüber stand aber eine Volkspartei, deren gemäßigter Flügel unter dem klugen Ferencz Deák stand, während der radikale den Schlagworten des Ultrachauvinisten Lajos Kossuth folgte — der, nebenbei erwähnt, gar kein Magyar, sondern ein Slovake war.[11]) Denn er war geradeso aus Nützlichkeitsgründen ins magyarische Lager übergegangen wie der Serbe Aleksandar Petrović, der sich unter dem Namen Sándor Petöfi für einen Magyaren ausgab und als größter „ungarischer" Dichter gilt. Bekanntlich sind ja die Renegaten (politische und religiöse) insofern ein verächtliches Pack, weil sie, um nur ja nicht an ihrer Gesinnung Zweifel aufkommen zu lassen

[11]) Seine Mutter sprach bis zu ihrem Lebensende keine andere Sprache außer slovakisch!

sich chauvinistischer gebärden als alle anderen und namentlich ihre eigene Nation verfolgen oder beschimpfen wo sie nur können. Ein solcher Lump war z. B. auch der ungarische Revolutionsgeneral Damjanić, ein Serbe, der glauben machen wollte, er wäre das uneheliche Kind eines edlen Magyaren und zum Beweis seiner Gesinnung den Ausspruch tat: „Wenn ich könnte, würde ich alle Serben umbringen und dann zum Schluß mich selbst dazu, damit keiner übrig bleibt" — was allerdings ein unwillkürliches Geständnis war, daß es mit seinem Magyarentum nicht weit her war. Sein Renegatentum gereichte ihm übrigens nicht zum Heile, denn er wurde 1849 in Arád von den Österreichern gehenkt.[12]) Wir haben übrigens auch im Weltkriege gesehen, wie die in England und Amerika ansässigen und eingewanderten Deutschen sich nicht entblödeten, ihr Vaterland in der gemeinsten Weise zu beschimpfen und sich chauvinistischer zu gebärden als die Briten und Yankees selbst; denn das erforderten ihre „Geschäftsrücksichten"!

Széchényi betrachtete nur den Adel als „Nation"; Déak wollte eine vernünftige Teilung der Rechte bzw. Verteilung auf alle Volksklassen; Kossuth wollte eine ausschließliche „Volks"herrschaft — also etwa so wie heute die Unabhängigen Sozialisten die Diktatur des Proletariats fordern. Was die Jungkonservativen betrifft, so sind sie durch den Ausspruch ihres begabtesten Redners, Baron Eötvös, gekennzeichnet: „Jedes Verfassungsrecht steht ausschließlich dem Adel zu, jede Last zur Erhaltung des Verfassungsstaates trifft den Nichtadeligen." Führer dieser Partei war übrigens Graf Aurel Dessewffy, der aber schon 1842 starb.

Kossuths herausforderndes Verhalten auf dem Reichstage von 1836 führte 1837 zu seiner Verhaftung und 1839 zu seiner Verurteilung zu vier Jahren Haft in Munkács, doch wurde er schon nach einem Jahre begnadigt. Nun war er Märtyrer und doppelt

---

[12]) Damit wurde ihm nur dasselbe Los, welches er vorher bei seinem Wüten gegen seine Landsleute Tausenden von diesen bereitet hatte, und zwar ohne daß sie eines anderes „Verbrechens" schuldig gewesen wären, als das, daß sie Serben waren. Näheres darüber findet man in meinem demnächst erscheinenden Buche „Serbien, Österreich und Deutschland. Vergangenheit und Zukunft." Charlottenburg 1920, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte.

gefährlich. Wie es immer und überall der Fall ist, fiel das Volk auf schönes Phrasengeklingel radikaler Art hinein und nahm alle die schönen Luftschlösser für ernst, die ihm Kossuth von einer zukünftigen Großmacht Ungarn vorspiegelte. Denn wer dem dummen Volke schmeichelt und ihm das sagt, was es wünscht, der hat es für sich gewonnen, und je mehr er ihm vorlügt, desto fester glaubt und hängt es an ihm. Das haben wir ja auch in jüngster Zeit sattsam gesehen!

Metternich hatte, um die drohende Gefahr zu beschwören — denn Kossuth ging ganz unverblümt auf die Republik los — den Erzherzog Josef als Palatin von Ungarn an die Spitze der Verwaltung gestellt, aber ihm natürlich einen Mann beigegeben, der die Geschäfte besorgen sollte. Denn die Habsburger liebten es, ihre Erzherzoge auf alle möglichen einträglichen hohen Posten zu stellen, um ihnen derart noch weiteres Geld aus dem Staatssäckel zuzuschanzen. (Jeder Erzherzog oder Erzherzogin bezog ohnehin 80 000 Kronen im Jahre — auch schon als Säugling!) Abgesehen davon, daß die Erzherzoge alle in Jahren, wo andere es erst zum Oberleutnant gebracht hätten, der Generalität angehörten und natürlich die entsprechenden Gehälter bezogen,*) gab man ihnen noch gutbezahlte Stellungen in der Verwaltung und den Erzherzoginnen womöglich irgendwelche Pfründen in Stiften, die Geld abwarfen. Bei dem Milliardenvermögen der Habsburger war

*) Am empörendsten — und zugleich auch lächerlichsten — war die Ernennung des Kronprinzen Rudolf gleich nach seiner Geburt zum Obersten (!), wobei also der Säugling zu seiner Apanage noch das Oberstengehalt bezog! Man erzählte sich damals in Wien, daß der Kaiser auf seine Frage nach dem Befinden des Kronprinzen von der Aja die Antwort erhalten habe: „Seine kaiserliche Hoheit, der Herr Oberst haben eben geruht, die Windeln zu nässen." Das war aber vielleicht nur eine Erfindung, um die Lächerlichkeit dieser Ernennung zu geißeln, denn die Wiener sind in solchen Dingen mit irgendeinem Witz gleich bei der Hand. So fragte man ja damals auch einander: „Haben Sie schon gehört? Der Kaiser will sich scheiden lassen!" — „Nicht möglich! Ja, warum denn?" — „Weil er bei der Kaiserin einen Obersten im Bette gefunden hat." Die Witze, die in Wien gelegentlich der Vermählungen der Erzherzoginnen Gisela und Marie Valerie, sowie des Kronprinzen umliefen, waren gleichfalls sehr lustig, lassen sich aber nicht wiedergeben.

das eine Schmutzerei, die um so empörender war, als die Erzherzoge mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen nichts leisteten und nur Drohnen waren. Wenn so ein Erzherzog zum Beispiel militärisch vom Glück begünstigt war, so schrieb man ihm die Ehre zu, statt seinem Generalstabschef, der tatsächlich die Schlacht geleitet hatte (so z. B. gilt Erzherzog Albrecht noch heute für den Sieger von Custozza, statt des wirklichen Siegers FZM John), ging es aber schief, so mußte der beigegebene Gehilfe herhalten. Der Gehilfe des Palatins Erzherzog Josef war nun Graf Pálffy, der später dem Grafen Mailáth Platz machen mußte, als seine Maßnahmen den Erzherzog unbeliebt zu machen drohten.

Um nicht die führende Stellung in Deutschland zu verlieren, war es nötig, daß sich Österreich dem deutschen Zollverein anschloß. Davon wollte aber Kossuth nichts wissen, und was er diesbezüglich sagte, ist mehr als nur in dieser Hinsicht interessant und lehrreich:

„Der Anschluß an den Zollverein gefährdet die Nation [14]), denn er verhindert die Bildung eines magyarischen Mittelstandes. Daß dieser ein solcher (magyarischer) sein müsse, brauche ich nicht erst zu beweisen. Unsere Städte sind aber leider noch größtenteils deutsch, und zwar so deutsch, daß sie kaum irgendein Merkmal der Magyarisierung verraten. Die Industrie in unserem Vaterlande ist deutsch, der Handel seinem Wesen nach deutsch und muß es durch den Anschluß an den deutschen Zollverband natürlich noch mehr werden, und so würde denn aus diesem Anschlusse unausbleiblich folgen, daß unsere deutschen Städte, deutsche Industrie und deutscher Handel nie und nimmer magyarisch werden. Und darum wäre unsere Nation gefährdet, nicht weil der Magyar zum Deutschen würde, sondern weil die Magyarisierung der deutschen Bürgerschaft unserer Städte und mit ihr die Begründung eines magyarischen Mittelstandes verhindert würden."

Ich glaube, zynischer konnte man die brutalen Absichten der Magyaren nicht kundgeben!

---

[14]) Für die Magyaren waren nämlich nur sie allein die „Nation"; die übrigen in ihrem Reiche befindlichen und doppelt so zahlreichen Völker waren für sie nur „Nationalitäten", die nichts zu sagen hatten.

Metternich erkannte die Gefahr in der sogenannten „Komitatswirtschaft", die Kossuth den Nährboden für seine Agitation lieferte. Ungarn war nämlich in 52 Grafschaften (Komitate) eingeteilt, an deren Spitze je ein Obergespan stand, dessen Stellung meist in der Familie eines Magnaten erblich war, der aber nur den Namen hergab. Die eigentliche Verwaltung wurde vom Vizegespan besorgt, der nebst seinen Beamten von der Adelsgenossenschaft auf vier Jahre ernannt wurde, womit diese natürlich die ganze Macht in Händen hatte.

Als nun Metternich Anstalten traf, diese Komitatswirtschaft zu ändern, stieß er auf den Widerstand des Palatins, der sich magyarischer als ein Magyar gebärdete, um seine Volkstümlichkeit nicht einzubüßen. Er bestritt das Bestehen nationaler Gegensätze im eigentlichen Ungarn und verteidigte die Vorherrschaft der magyarischen Sprache. Dabei wollte er obendrein glauben machen, es sehnten sich die anderen Völkerschaften Ungarns selbst danach, magyarisch zu lernen — sogar dort, wo es nicht gesprochen werde!

Ein Deutschungar aber gestand ein, daß nur die Deutschen und die Juden ein solches Verlangen nach Magyarisierung zeigten, die Slaven und Rumänen Ungarns jedoch sich gegen derartige Zumutungen gehörig auf die Hinterbeine stellten. Dabei würden sie hauptsächlich von ihrem national gesinnten Klerus unterstützt, während der deutsche Klerus nicht national fühle, sondern nur blind römisch. Der Deutschungar fand dies aber nicht praktisch, „weil man den Widerspenstigen ihre Verstocktheit mit Stockprügeln lohne, mit der Begründung, dies erfordere die Wertschätzung der magyarischen Sprache". (!)

Metternich fiel natürlich auf des Palatins Erklärungen nicht rein, sondern gab ihm den Grafen Georg Apponyi als Vizehofkanzler zur Seite, von dem er auf Besserung hoffte.

Apponyi ersetzte die Vizegespane durch „Administratoren", was den Baron Eötvös veranlaßte, offen zu sagen, daß der Name nichts ändere. Das ganze System sei unpopulär, denn selbst ein tüchtiger Mann verliere sofort das öffentliche Zutrauen, wenn er ein Regierungsamt annehme.

Als Antwort auf Metternichs Maßnahmen gründete Graf Bat-

thiányi unter dem harmlosen Namen „Gewerbeschutzverein" eine politische Kampfwaffe, die deshalb Metternich auflösen wollte, was natürlich der ultramagyarische Palatin verhinderte. Doch starb dieser bald darauf (1847), was insofern für die Regierung ein Verlust war, als er wegen seiner Volkstümlichkeit zum Vermittler geeignet war. An seine Stelle trat sein Sohn, der Erzherzog Stefan, der noch mehr als sein Vater nach magyarischer Volksgunst haschte und deshalb sich als Ultrachauvinist gebärden mußte.

Dem Reichstag von 1847 sah man nun allgemein mit Spannung entgegen. Das Programm der vereinigten Opposition (Demokraten und Jungkonservative) stellte als Hauptpunkt die Selbständigkeit Ungarns und die Herrschaft der Magyaren über alle anderen Völkerschaften hin. Neben diesen Forderungen gingen allerdings noch andere, die völlig berechtigt waren: Besteuerung des bisher steuerfreien (!) Adels; Teilnahme der Bürgerlichen an der Gesetzgebung und Verwaltung; Aufhebung des Grundzinses gegen Entschädigung; Abschaffung der Fideikommisse; Vereins- und Versammlungsfreiheit; Gleichheit vor dem Gesetz; Reform des Unterrichtswesens — also lauter Dinge, die sich eigentlich von selbst verstehen sollten! Daneben lief aber auch das Verlangen nach Beseitigung Apponyis und der „Administratoren".

Weil der am 7. November 1847 zusammentretende Reichstag zur Revolution führte, müssen wir ihn an späterer Stelle behandeln. Vorläufig nur noch ein Wort über die nichtmagyarischen Völkerschaften Ungarns.

Mir liegt eine Volkszählung Ungarns aus dem Jahre 1842 vor, von Alexius de Fényes, also einem Magyaren, der sicher nicht antimagyarisch war. Sie ist sehr lehrreich, wenn man ihre Ergebnisse mit jenen späterer Zählungen vergleicht. Man scheue deshalb die Mühe nicht, nachstehende Tabelle genau anzusehen. In dieser enthält die zweite Rubrik das Ergebnis der Volkszählung von 1842, die dritte jenes der Zählung von 1857, die vierte die Anzahl Köpfe, um die sich in diesen 15 Jahren die Bevölkerung vermehrte, die fünfte das dementsprechende prozentale Verhältnis dieser Vermehrung, die sechste den daraus sich ergebenden Jahresdurchschnitt, die siebente das angebliche Ergebnis der Volkszählung von 1910, die achte zeigt, um wie viel Prozent die Be-

völkerungsziffer in den 68 Jahren von 1842 bis 1910 zugenommen haben müßte, wenn der Maßstab der Vermehrung zwischen 1842 bis 1857 angelegt wird (also Multipilkation der Ziffern der Rubrik 6 mit 68); die neunte gibt die Zahl der Kopfe an, um die sich die Bevölkerung von 1842 bis 1910 vermehrt haben müßte, wenn man den Prozentsatz von Rubrik 8 annimmt; die zehnte gibt dann die Zahl der Bevölkerung, wie sie bei dieser Vermehrung im Jahre 1910 hätte gewesen sein müssen. Weil aber dabei nicht berücksichtigt ist, daß der jährliche Zuwachs der Bevölkerung von Jahr zu Jahr selbst bei gleichbleibendem Prozentsatz steigen muß (weil doch alljährlich die Vermehrung um eben diesen Prozentsatz dazu kam), so ist noch ein zwanzigprozentiger Zuschlag zur Rubrik 10 in der Rubrik 11 beigefügt worden; denn ein Vergleich der Gesamtbevölkerung von 1842 und von 1910 ergibt statt des durchschnittlichen Prozentsatzes von 0,67 v. H. pro Jahr eine Steigerung von durchschnittlich 0,735 v. H. pro Jahr. Der Unterschied zwischen den Rubriken 7 (amtlich) und 10 (theoretisch errechnet) ist nur geringfügig und wird vollends ausgeglichen, wenn man die Zahlen für „andere" wegläßt, denn diese beziehen sich größtenteils auf die in Ungarn weilenden Fremden, die also mit dem, was ich beweisen will, ohnehin nichts zu tun haben.

Diese Tabelle lehrt zunächst (was übrigens schon aus der Geburts- und Todesstatistik bekannt war), daß die Juden, Deutschen und Zigeuner sich im Verhaltnisse zu den anderen Nationalitaten ganz ungewöhnlich vermehren, die Magyaren aber weit geringer als irgendein anderes Volk — die Franzosen ausgenommen. Es ist nicht einzusehen, weshalb die Vermehrung der verschiedenen Nationalitäten in dem Zeitraum zwischen 1857 und 1910 anders gewesen sein soll, als in jenem zwischen 1842 und 1857, für welche Jahre völlig unbeeinflußte Zahlen vorliegen. Man kann also getrost annehmen, daß die von mir für die Rubrik 11 errechneten Ergebnisse so ziemlich der Wirklichkeit entsprechen. Vergleicht man aber diese Ziffern mit den amtlichen magyarischen, so verblüfft es zunachst, daß die Magyaren, die sich 15 Jahre lang um weniger als ein Sechstel v. H. pro Jahr vermehrten, dann plötzlich derart auf die Kindererzeugung versessen gewesen sein

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
Nationalität	1842	1857	+	%	%	**1910 (?)**	%	1842 bis 1910 +	(1910)	**1910 (rund)**
Magyaren . .	**4812759**	4939834	127 075	2,64	0,18	**10050575**	12,24	589111	5401879	**6482000**
Südslaven[15]) .	**2160006**	2328589	168 583	7,80	0,52	**3032807**	35,36	743776	2903782	**3485000**
Rumänen . . .	**2332542**	2464374	131 832	5,65	0,38	**2949032**	25,84	602847	2935630	**3522000**
Slovaken . . .	**1687256**	1841784	154 628	9,16	0,61	**2031782**	41,48	699768	2387024	**2864000**
Deutsche . . .	**1333677**	1514948	181 271	13,59	0,91	**2037435**	61,88	824860	2158537	**2591000**
Ukrainer . . .	**442903**	468211	25 308	5,71	0,38	**472587**	25,84	114212	557115	**669000**
Juden	**244035**	328613	84 578	34,66	2,31	**(932458)**	157,08	383275	627310	**733000**
Zigeuner . . .	**100000**	120000	20 000	20,00	1,33	**(150000)**	90,44	90440	190440	**228000**
Andere . . .	**67228**	103887	36 659	52,62	3,51	**312269**	238,48	159781	227009	**277000**
Gesamtbevölkerung (einschl. Militärgrenze)	**13180406** 1842	14110240 1857				**20886487** 1910 (gefälscht)			17308717	**20851000** 1910 (wahrscheinl.)

[15]) Fényes gibt nur die Zahlen für das eigentliche Ungarn mit Siebenbürgen, aber ohne die Militärgrenze, doch scheinen Kroatien und Slavonien eingerechnet zu sein, denn die Gesamtbevölkerung gibt er danach zu 12880406 Seelen an. Darunter führt er für die Südslaven folgende Zahlen an: 886079 Kroaten, 828365 Ráczen (orthodoxe Serben), 429868 Sokcen (katholische Serben), 2830 Montenegriner, 40864 Slovenen, 12000 Bulgaren, also zusammen 2160006 Südslaven. Weil aber dabei die Militärgrenze fehlt, die nach der amtlichen Statistik im Jahre 1842 1220503 Einwohner zählte, von denen doch über drei Viertel Serben und Kroaten waren, so würde sich die Zahl der Südslaven im (späteren) Transleithanien damals auf etwa 3100000 Seelen belaufen haben. Dies steht aber wieder in schreiendem Widerspruch mit den Angaben der Zählung von 1857, die für Ungarn mit Kroatien, Slavonien und Siebenbürgen 12903521 Bewohner gibt und für die Militärgrenze 1074922, dabei aber nur 2328589 Südslaven aufzählt. Diesen Widerspruch vermag ich nicht aufzuklären, denn mit der Militärgrenze müßte doch die Gesamtbevölkerung nach Fényes 14100909 Seelen betragen haben, was mit der Zählung von 1857 stimmt, die für Kroatien allein 876009 Bewohner gibt.

sollen, daß die Vermehrung im Verhältnisse von fast 1 v. H. pro Jahr vor sich ging, also sich beinahe versechsfachte! Eine solche Annahme wäre natürlich eine groteske Unmöglichkeit. Woher kommen aber dann die erschwindelten 3 568 000 „Magyaren"?

Je nun, die Sache ist sehr einfach. Im Jahre 1842 betrachtete man zunächst die Juden und Zigeuner als Nationalitäten (die sie ja tatsächlich sind) und zählte sie demgemäß besonders auf. Im Jahre 1910 hatte man schon längst die Juden und Zigeuner in den Statistiken als „Kernmagyaren" aufgenommen. Wenn ich nicht aus der Religionsstatistik wüßte, daß es 1910 schon 932 458 Juden in Ungarn gab, wäre ich gar nicht in der Lage, die Zahl der „Fünfzigkreuzermagyaren" bekanntzugeben. [So benannt, weil die ungarische Regierung den Juden (und überhaupt jedem mit nichtmagyarischen Namen) gegen ein mit 50 Kreuzer zu stempelndes Gesuch gestattete, ihre meist deutschen und gewöhnlich lächerlich oder bezeichnend jüdisch klingenden Namen gegen magyarische zu vertauschen. Wobei sie anfangs sich oft die klangvollsten magyarischen Adelsnamen aussuchten, bis ihnen das verboten wurde.] Daß die amtlichen Ziffern für die übrigen Nationalitäten geringer sind als sie nach meiner Berechnung sein sollten, erklärt sich ebenfalls in höchst einfacher Weise aus den „Magyaronen" — wie man nämlich jene gesinnungs- und charakterlosen Lumpen nennt, die aus schmutzigen Beweggründen ihre Nationalität verleugnen und sich für Magyaren ausgeben. Denn wer in Ungarn fortkommen und nicht Unannehmlichkeiten mit den Behörden haben wollte, der tat gut, sich für einen Magyaren auszugeben. Als solcher bekam er bei den feilen magyarischen Gerichten immer Recht gegen den Nichtmagyaren, man sah ihm das nach, wofür Nichtmagyaren schwer bestraft wurden, man ließ ihn durch die Prüfungen gleiten, wenn er auch unwissend wie ein Mondkalb war, sofern er nur gut magyarisch gelernt hatte.*) Als

*) Die Unwissenheit der Magyaren war so bekannt, daß z. B. auf den österreichischen Gymnasien zu meiner Zeit grundsätzlich ein absolvierter Gymnasiast ungarischer Gymnasien, wenn er auf einem österreichischen weiterstudieren wollte, um zwei Klassen zurückversetzt wurde und dann obendrein meistens durchfiel. Ich erinnere mich, daß wir auf dem Gymnasium zu Melk den Sohn eines ungarischen Magnaten

Beamter konnte überhaupt nur jemand eintreten und namentlich vorwärtskommen, der sich für einen Magyaren ausgab. Ich kenne Fälle, in denen dem Vater eines Sohnes, der bei der Prüfung durchgefallen war, vom Vorstand offenherzig gesagt wurde: „Ich gebe zu, daß Ihr Sohn in allen Nebenfächern fest ist; aber im Hauptfach, in der magyarischen Sprache, zeigt er nicht nur solche Unkenntnis, sondern sogar eine Abneigung, sich unsere schöne Sprache anzueignen, daß wir entschlossen sind, ihn nicht eher aufsteigen zu lassen, ehe er nicht das Versäumnis nachgeholt hat und fertig magyarisch spricht. Hätte er wenigstens Eifer gezeigt, so daß man gesehen hätte, daß er sich redlich bemüht, der Schwierigkeiten unserer Sprachlehre Herr zu werden, so hätten wir uns mit einer oberflächlichen Kenntnis des Magyarischen begnügt. Weil er aber offensichtlich gegen unsere Sprache eine Abneigung zeigt, soll er sie jetzt auch gründlich erlernen!"

Und in einem anderen Falle hörte ich, wie ein hoher Beamter zu einem anderen sagte: „Ich gebe zu, daß die Rechtskenntnisse des Herrn X. zu wünschen übrig lassen, aber angesichts des Umstandes, daß er ein wackerer Patriot ist, muß man schon ein Auge zudrücken; denn durch seine Agitation nützt er uns viel mehr, als er uns nützen würde, wenn sein Rechtswissen besser wäre."

Wenn wir die Rubriken 7 und 11 der Tabelle weiter vergleichen, so muß auffallen, daß die Zahl der Deutschen um 554 500 geringer angegeben wird, als nach ihrer natürlichen Vermehrung zu erwarten wäre. Dies hat seinen Grund teils darin, daß die Deutschen (gleich den Serben und Tschechen) mehr als irgendein anderes Volk geneigt sind, ihre Nationalität aufzugeben, teils auch in der brutalen Art, wie die Magyaren die deutschen Schulen

---

(Baron A. v. St.) bekamen, der in Budapest ein Reifezeugnis für die dritte Gymnasialklasse erhalten hatte und nicht wenig erstaunt war, als man ihn in Melk in die erste setzte. Und in dieser fiel er obendrein durch! Wir staunten über seine Unwissenheit nicht wenig und lachten z. B., daß er noch nie etwas vom Dreißigjährigen Kriege gehört hatte. Allerdings war ihm dafür Arpád gut bekannt und der Vogel Turul, der diesem den Weg nach Ungarn gezeigt hatte!

unterdrückt und beseitigt haben.[14]) Wie niederträchtig die Magyaren in dieser Beziehung gegen die Siebenbürger Sachsen vorgingen, hat Herr Lutz Korody erzählt, und wie sie gegen die Banater Schwaben vorgingen, Herr Adam Müller-Guttenbrunn. Angesichts dieser klassischen Zeugen kann ich mir jedes weitere Wort ersparen.

Schwerer verständlich ist mir der Unterschied bei den Rumänen, der 573 000 beträgt, und zwar deshalb weil die Rumänen sich sehr schwer entnationalisieren lassen. Vielleicht läßt sich das Rätsel lösen, wenn man erfährt, daß bei der Volkszählung von 1900 die amtliche Statistik zwar nur von 2 798 599 Rumänen wußte, aber anderseits zugestand, daß in Siebenbürgen allein 261 000 „Magyaren" nur rumänisch sprechen, also doch gleichfalls Rumänen sind. Denn die Zahl der rumänischen Magyaronen und Entnationalisierten dürfte kaum ein paar Hunderttausend übersteigen. Eher dürfte dies bei den Südslaven der Fall sein, bei denen die Zahl von 453 000 Magyaronen nach meiner Kenntnis eher hinter der Wirklichkeit zurückbleibt,[15]) wenn man unter diese auch jene Serben und Kroaten rechnet, die bei der Volkszählung magyarisch als ihre „Lieblingssprache" angaben. Denn die Erläuterung der amtlichen Statistik besagt, daß zu den „Magyaren" jeder gerechnet wird, der „magyarisch am liebsten spricht"! Wer also auf seine Stellung Rücksicht nehmen mußte

[14]) In 36 Jahren (von 1869 bis 1905) verminderten sich in Ungarn die deutschen Schulen von 1232 auf 271, die rumänischen von 2569 auf 2440, die slovakischen von 1822 auf 241, die serbokroatischen von 252 auf 165, die ukrainischen von 473 auf 23 (!), wogegen die magyarischen von 5819 auf 11 642 hinaufschnellten! Während also die Magyaren nicht einmal ein Drittel der Bevölkerung bildeten, mithin nur 4900 Schulen haben sollten, die anderen Nationalitäten aber gegen 10 000, besaßen diese damals nur 3140. Zuletzt war natürlich die Zahl der magyarischen Schulen wieder bedeutend angewachsen und jene der übrigen Nationalitäten dafür auf vielleicht 1400 herabgesunken.

[15]) Ein grelles Licht auf den magyarischen Schwindel wirft es, daß die amtlichen Zählungslisten für die Serben im eigentlichen Ungarn für 1890 495 000 und für 1900 nur 434 000 betragen, so daß sich die Serben also (entgegen den Geburtsüberschüssen!) um 61 000 vermindert hätten! Und dabei hatte ihre Zahl 1842 nach unbeeinflußter Zählung noch 1 258 233 betragen! Numeri loquuntur!

oder sonst abhängig war, gab „magyarisch" als seine „Lieblingssprache" an (auch wenn er sie vielleicht gar nicht verstand oder nur radebrechte), um nur ungeschoren zu bleiben oder um Karriere zu machen.

Bei der großen Unterdrückung der Slovaken sind dort 832 000 Magyaronen nicht so erstaunlich. Sehr lehrreich ist die Zahl der Ukrainer (Ruthenen). Hier will die amtliche magyarische Statistik glauben machen, daß deren Zahl in 53 Jahren nur um 4500 Seelen zugenommen habe, wo sie sich doch vorher in 15 Jahren um 26 000 Seelen vermehrt hatten! Das allein beleuchtet schon den Wert der amtlichen magyarischen Statistik.

Ungeheuer ist auch das Anwachsen der Zahl der Juden. War deren Vermehrung schon in den ersten 15 Jahren so erstaunlich hoch (2,31 v. H. pro Jahr gegen nur 0,18 v. H. bei den Magyaren!), so wuchs sie in den weiteren 53 Jahren gar zu 5,25 v. H. pro Jahr an! Dies kommt natürlich auch den Magyarisierungsbestrebungen und Statistikfälschungen zugute, denn die Juden gelten ja als „Kernmagyaren" — geradeso wie die Zigeuner.

Was die Vermehrung der „anderen" betrifft, so rührt diese hauptsächlich davon her, daß die Zahl der Fremden in Ungarn sich von Jahr zu Jahr naturgemäß steigerte, je weniger sich Ungarn vom Fremdenverkehr abschloß.

---

7. Die Slaven unter Metternich.

Unter allen Völkerschaften, die der edle Magyar verachtet, stehen die Slovaken am tiefsten in seiner Wertschätzung, und man kann sagen, nicht mit Unrecht. Seine Verachtung drückt sich schon in seinem Sprichwort aus: „Tót ember nem ember" (Ein Slovak ist kein Mensch). Diese Verachtung steht aber wieder mit der Tatsache im Widerspruch, daß das magyarische Nationalkostüm mit seinen engen Hosen und der verschnürten Attila den — Slovaken entnommen ist. Weil deren malerische Tracht seinerzeit den Magyaren gefiel, nahmen sie sie an. Das hatte die merkwürdige Folge, daß der patriotische Teil der unwissenden Slovaken ganz vergaß, daß es seine eigene Nationaltracht war, die seine

Feinde angenommen hatten, und daß er sie deshalb verpönte, weil sie eben der Feind trug!

Die Slovaken waren nämlich unter der magyarischen Herrschaft ebenso sehr vernachlässigt wie die Dalmatiner und Ukrainer (Ruthenen) unter der österreichischen. Was die Magyaren an den Slovaken und die Österreicher an den Dalmatinern und Ukrainern durch mehr als ein Jahrhundert verbrochen haben, das ist geradezu himmenschreiend! Da darf man sich auch natürlich nicht wundern, wenn die Zahl der Analphabeten bei diesen drei Völkern an jene der Russen heranreicht! Wenn heute das alte Österreich und das alte Ungarn vollständig zusammengebrochen sind, so könnte man es — wenn man ein gläubiger Christ wäre — für eine „Strafe Gottes" halten. Eine Dame, die ihre ganze Jugendzeit in der Slovakei zugebracht hat, erzählte mir Erbauliches über die dortigen Zustände. Die magyarischen Beamten schalteten und walteten wie Sklavenhalter mit ihren Sklaven. Recht gab es nur für den Magyaren oder Magyaronen. Deshalb wurden auch so viele Slovaken zu Magyaronen, weil sie sonst nicht leben konnten. Umsonst suchten die slovakischen Pfarrer das Nationalitätsgefühl wachzuhalten. Sie konnten nur mühsam den völligen Untergang der Slovaken aufhalten. Wie es bei den Wahlen zuging und wie es kam, daß 2.5 Millionen Slovaken nicht einen einzigen Abgeordneten (später nur zwei, aber Magyaronen!) im Parlament hatten, während die doch nur anderthalbmal zahlreicheren Magyaren 392 hatten, dies soll an anderer Stelle geschildert werden. Hier will ich nur über die Slovaken zur Zeit Metternichs reden.

Schon damals war ihre große Masse bäuerlich und damit überhaupt vollständig rechtlos. „Der Bauer ist ein Hund!" pflegte der Magyar zu sagen.[19]) Die wenigen Slovaken, die dem niederen Adel angehörten, schlossen sich aus Erhaltungstrieb den Magyaren an und bildeten den Kern der Magyaronen. Was intelligent war, wurde vom Magyarentum aufgesogen. Wenn nicht die Geistlichkeit gewesen wäre, so hätten die Magyaren damals schon das ganze Volk magyarisiert.

---

[19]) Ebenso wie er noch heute sagt „Der Slovak ist kein Mensch!" „Der Deutsche ist ein Hundsfott!" „Der Serbe ist ein Räuber!"

Die Pfarrer waren es, die durch eifrigere Pflege der nationalen Sprache auch eine nationale Bewegung schufen. Im Jahre 1801 wurde in Tyrnau eine slovakische Akademie gegründet [20]) und zwei Jahre später in Preßburg eine Lehrkanzel für slovakische Sprache errichtet (die, nebenbei erwähnt, weit schöner ist als die durch die vielen ř-Laute verunstaltete tschechische).

Die Tschechen unterstützten die Slovaken wo sie konnten in deren nationalen Bestrebungen und verhalfen ihnen auch zu einer Presse. Diese wurde bald den Magyaren unangenehm und verleitete sie zu immer ärgeren Gewaltmaßregeln, die ihrerseits wieder die Erbitterung der Slovaken steigerten. Tschechen teilten in deutschen Flugschriften dem Auslande die wiederrechtlichen Übergriffe der Magyaren mit, was aber den Slovaken nicht viel half, weil das Ausland sich den Slovaken gegenüber (die es nur als herumziehende Rastelbinder kannte) kühl verhielt. Sie waren nicht interessant genug. Auch eine von mehr als 200 Personen — meist Pfarrern — dem Kaiser Ferdinand überreichte Beschwerdeschrift hatte keinen Erfolg. Das war schon deshalb von der Wiener Regierung unverständig, weil sie dadurch den Russen Gelegenheit gab, eine panslavistische (lies panrussische) Propaganda ins Werk zu setzen.

Besser ging es den Kroaten, die ja von altersher eine staatsrechtliche Stellung und damit politische Rechte besaßen. Sie hatten seinerzeit die Magyaren in ihren Kämpfen gegen deren Feinde wacker unterstützt, und eine Menge „magyarische" Helden, die wenigstens in der Geschichte als solche gelten, waren echte Kroaten, die allerdings in ungarischen Diensten standen. Z. B. der Kroate Nikola Zrinski, der den Deutschen von den Magyaren als „magyarischer" Zriny Miklós aufgetischt wurde. Als solcher verewigte ihn auch Körner, der ihm die Worte in den Mund legt: „Es ist der Ungar treu bis in den Tod!" Auch der Kroate Frankopan spukt als „Frangipani" in den Büchern herum.

Die Magyarisierungsversuche der Magyaren, namentlich aber ihr Sprachenzwang, riefen seit 1825 bei den Kroaten den nationalen Widerstand hervor. Immerhin behaupteten die Magyaronen bis

[20]) Die von den Magyaren in den letzten Jahrzehnten beseitigt wurde!

1842 das Feld. Dann aber gelang es den Führern der Kroaten, den Serben und Slovenen die Idee des Illyrismus mundgerecht zu machen und diese drei Stämme des Südslaventums in nationalem Sinne zu einigen. Wäre die illyrische Bewegung erhalten geblieben, so stünde es mit den Südslaven besser, denn dann hätten sie damals schon das erreicht, was sie erst heute erreicht haben (aber mit welch fürchterlichen Opfern!): die Einigung aller Südslaven unter einer Flagge. Es hätte dann weder einen kroatischen, noch einen serbischen, noch einen slovenischen Partikularismus gegeben, sondern nur ein illyrisches Volk. Dieser neutrale (weil dem Altertum entstammende) Name hätte über die engherzigen Empfindeleien der chauvinistischen Kroaten, Serben und Slovenen hinweggeholfen. Der Urname aller Slaven war allerdings (wie ich schon in meinem Werke „Makedonien und Altserbien" Seite 276 nachwies) „Serben" gewesen, welche Bezeichnung erst später den Stammesnamen Platz machte, so daß der Urname heute nur noch den Balkanserben und den Lausitzer Serben geblieben ist; aber weil man heute unter dem Namen „Serben" die Balkanserben schlechtweg versteht und die Kroaten meist Heißsporne sind, denen das Wort „Hrvat" besonders am Herzen liegt, könnte nur ein neutraler Gesamtname die Chauvinisten der Kroaten, Serben und Slovenen einigen. Ein solcher wäre nun das Wort „illyrisch" gewesen, das insofern zweckmäßiger als das gegenwärtig dafür gewählte „jugoslavisch" wäre, weil letzteres Wort „südslavisch" bedeutet und insofern nicht ganz richtig ist, als doch der neue Staat den vierten südslavischen Stamm, die Bulgaren ausschließt.

Metternich schwankte eine Weile, wie er sich zu den Mißhelligkeiten zwischen den Magyaren und Kroaten verhalten solle. Einerseits freute es ihn, daß den magyarischen Drohungen gegenüber im eigenen Lande eine starke Gegenströmung sich bemerkbar machte, andererseits aber fürchtete er Rückwirkung auf die nichtösterreichischen Slaven, namentlich die Russen.

Der kroatische Landtag forderte 1845 in einer Adresse an den Kaiser eine besondere Statthalterei für Kroatien und eine eigene Abteilung in der ungarischen Hofkanzlei, sowie Erhebung des Kroatischen in Kroatien zur Amtssprache — also lauter selbstverständliche Forderungen, die nur ein kurzsichtiger Staatsmann den Kro-

aten verweigern konnte. Den Landtag von 1847, welcher in seiner großen Mehrheit slavisch-national war und der Wiener Regierung freundlich gegenüberstand, weil er von ihr Hilfe gegen die magyarische Vergewaltigung zu finden hoffte, versuchte die magyarische Partei für „ungesetzlich" zu erklären, und die von ihm zum Reichstag entsandten Abgeordneten wurden von Kossuth heftig angegriffen. Dieser stellte den Antrag, man solle den Namen Kroatien beseitigen und durch „mit Ungarn verbundene Landesteile" ersetzen, was natürlich die Entrüstung der Kroaten aufs äußerste entflammte. Weil Kossuth dadurch nur den Haß aller nichtmagyarischen Nationalitäten gegen die Magyaren großzüchtete, und weil er dabei vergaß, daß doch die Magyaren in ihrem eigenen Lande nur ein Drittel der Bevölkerung bilden, ist es erwiesen, daß er nicht nur nicht der große Mann war, als den ihn die Magyaren so gern hinstellen, sondern daß er als Staatsmann ein unsäglicher Stümper war, dem die geringste Einsicht fehlte. Das werden wir noch sehen.

Die Serben in Ungarn hatten es noch schlechter als die Kroaten. Sie waren in den Jahren 1689 und 1737 den Lockungen der österreichischer Herrscher gefolgt und aus Makedonien in Südungarn eingewandert, wo man ihnen Besitz des damals herrenlosen entvölkerten Landes bei vollständiger Autonomie versprach. Sie sollten unter ihrem eigenen Vojvoda stehen und ihren Patriarchen dazu haben, nach ihren eigenen Sitten, Gebräuchen und Gesetzen regiert werden. Auch Glaubensfreiheit, Abgabenfreiheit und sonstige Vorrechte wurden ihnen verbürgt. Dagegen mußten sie die Verpflichtung auf sich nehmen, während ihrer ganzen Lebenszeit in der derart gebildeten „Militärgrenze" das Reich gegen die Türken zu verteidigen.

Die Serben haben ihren Vertrag getreu eingehalten, und zwar bis zum letzten Augenblick. S i e waren es, die Österreich in den Kriegen gegen Friedrich den Großen und Napoleon vor dem völligen Untergang gerettet haben, weil sie die Hälfte der österreichischen Heere bildeten und als dessen tapferste Kämpfer betrachtet wurden. Diesen Ruhm haben sie bis zuletzt bewahrt, denn der Oberbefehlshaber der Isonzo-Armee Borojević sagte zu einem Zeitungsberichterstatter: „Meine besten Truppen sind die Serben, denn der serbische Soldat kämpft, wo man ihn hinstellt, bis zur Bewußtlosigkeit.

Ohne die Dalmatiner und Kroaten und Serben wäre es mir nicht möglich gewesen, die zehnmaligen Angriffe der übermächtigen Italiener gegen die Isonzolinie abzuwehren."

Dabei waren die Serben kaisertreu bis zum Fanatismus, denn ihnen war von ihren Vätern sowie von den Behörden eingeredet worden, daß ihre Väter vom Kaiser persönlich (!) den Grund geschenkt bekommen hatten, den sie besaßen. Und nebenbei erwähnt haben sie auch in Italien 1848/49 unter Radecky (der sie gleichfalls seine besten Truppen nannte) und 1859 sich große Verdienste um Kaiser und Reich erworben. Ebenso in den Türkenkriegen von 1686 bis 1699, 1716 bis 1719, 1737 und 1786 bis 1790.

Und wie wurde ihnen all diese Aufopferung und Treue gelohnt? Mit dem schmählichsten Undank! Schon 1767, also kaum 17 Jahre nach ihrer Einwanderung in Südungarn wurde das Patriarchat aufgehoben, ein Vojvoda überhaupt verweigert, der Despot Gjuragj Branković ohne Anklage, ohne Verurteilung, aus reiner Willkür 22 Jahre lang in österreichischen Kerkern festgehalten.[20] Man überließ die Serben den Drangsalierungen der Magyaren, die diese bekanntlich ausgezeichnet verstanden, und entrechtete sie vollständig!

Natürlich trug das nur zum Hasse gegen die magyarischen Unterdrücker bei, und diesen Haß sah die Wiener Regierung gerne; denn schon Metternich liebte es, die eine Nationalität gegen die andere auszuspielen und sich auf diese Art „fortzuwursteln". Deshalb dürfen wir uns auch nicht wundern, wenn die Serben mit den Kroaten gemeinsame Sache machten und sich mit der Schaffung des „dreieinigen" Königreichs (Dalmatien, Kroatien, Slavonien) einverstanden erklärten.

Während die Slaven und Magyaren unter Metternich national

---

[20]) Ausführliches über die verschiedenen schändlichen Wortbrüche aller österreichischen Kaiser von Leopold I. bis Franz Josef gegenüber den Serben findet der Leser in meinem binnen kurzem von der Deutschen Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte in Charlottenburg veröffentlichten Werke „Serbien, Österreich und Deutschland. Vergangenheit und Zukunft. (Wie der unmittelbare Anlaß zum Weltkrieg herbeigeführt wurde.)"

fühlten, war dies bei den Rumänen gar nicht, bei den Deutschen nur in beschränkter Weise der Fall.

Was die Polen betrifft, so kann man sich denken, daß sie sich über den Verlust ihrer Unabhängigkeit nicht so leicht trösten konnten. Zwar ging es ihnen in Österreich nicht schlecht — jedenfalls weit besser als unter der preußischen Fuchtel oder gar unter dem russischen Knut —, aber der Adel, welcher im früheren Königreich Polen so allmächtig und alleinherrschend war wie in Ungarn, konnte doch nicht mehr mit der früheren Willkür herrschen und das Volk ausbeuten, auch sah er seine sonstigen Vorrechte etwas beschränkt und sollte sich nach Gesetzen richten, die nicht er selbst (zu seinem eigenen Besten natürlich!) aufgestellt hatte. Er hielt deshalb an dem Gedanken der Wiederherstellung Polens fest, besonders als er sah, daß Westeuropa auf die polnischen Bestrebungen mit Wohlwollen blickte. Die Regierungen von Frankreich und England begünstigten die polnischen Bestrebungen natürlich in erster Linie aus politischen Gründen, weil ihnen jede Schwächung der drei Teilungsmächte willkommen sein mußte — und die Teilung Polens war nicht nur ein Verbrechen, sie war auch eine kolossale Dummheit gewesen. Man verdankte sie Staatsmännern des 18. Jahrhunderts, die niemals ein höheres Ziel kannten als Landesvergrößerung um jeden Preis, ohne Rücksicht darauf, ob der Erwerb vorteilhaft war oder nicht, und was die Völker selbst dazu sagten. Heute wird es wohl jedem klar sein, daß die Teilung Polens keiner der drei Teilungsmächte zum Heile gereicht hat.

Was die öffentliche Meinung des Westens betrifft, so entstammte ihre Begeisterung für die Polen — abgesehen von der Bewunderung, die man unwillkürlich dem Freiheitskampf eines jeden Volkes entgegenbringt — hauptsächlich der Unkenntnis der wahren Sachlage. Man hatte keine Ahnung, daß erst durch die Teilung Polens (wenigstens im österreichischen und preußischen Teile) der Bauernstand ein menschenwürdiges Los gefunden hatte, denn vordem führte er unter den polnischen Königen das Leben völlig entrechteter und geknechteter Sklaven. Da man dies nicht wußte und deshalb den polnischen Emigranten in Paris und anderswo Glauben schenkte, hielt man ihren Kampf für einen Kampf der freiheitlichen Ideale gegen Absolutismus. Damals seufzten auch die meisten

westlichen Staaten unter Despotismus, und deshalb hatte man Verständnis und Mitgefühl. Das wurde nun von den Polen ausgenutzt.

Als sich im Jahre 1846 in Galizien die Adeligen zum Aufstand in Polen anschickten, wußte Metternich nichts Besseres zu tun, als die Bauern gegen den Adel zu hetzen, und zwar mit dem Erfolge, daß ein entsetzliches Wüten gegen die Edelleute begann, das an die Schrecken der deutschen Bauernkriege erinnerte. Die Edelleute wurden ermordet, gemartert, ihre Schlösser verbrannt und Grausamkeiten aller Art begangen, wie es eben stets der Fall ist, wenn der Sklave die Ketten bricht und seiner Rachsucht **dann freien Lauf läßt.**[22])

Als dies die Regierung sah, schritt sie gegen die Bauern ein, die gerufen hatten: „Nieder mit den Edelleuten, die wieder das Polenreich herstellen wollen, in dem der Edelmann für 15 Gulden ungestraft den Bauer töten durfte! Der Bauer hat von diesen **Herren nichts zu erwarten; nur vom Kaiser!"**

Die Mehrzahl der aufständischen Bauern waren übrigens keine Polen, sondern Ukrainer (oder, wie sie von den Österreichern genannt wurden, „Ruthenen" — mit anderen Worten Kleinrussen). Hier gesellte sich also noch der nationale Haß zu allem dazu.

---

[22]) Bei Unterdrückung des polnischen Aufstandes machte Benedek (das im 27. Kapitel ausführlich behandelte unglückliche Opfer Franz Josefs) zum ersten Male von sich reden. Während nämlich die kommandierenden Generale Csollich und Collin vollständig den Kopf verloren hatten und Beispiele von ungewöhnlicher Unfähigkeit und Feigheit gaben, ging Oberstleutnant von Benedek mit nur 480 Mann auf eigene Verantwortung kühn vor und schlug den Aufstand bei Krakau nieder. Höchst bezeichnend für Metternichs Erbärmlichkeit ist es, daß er nicht nur den vom galizischen Statthalter, Erzherzog Ferdinand d'Este, für Benedek verlangten und wohlverdienten Maria-Theresia-Orden ablehnte, „weil man sonst auf die Gefährlichkeit des Aufstandes schließen könnte, was gegen die Staatsraison sei" (!), sondern daß er obendrein das dann als Ersatz verlangte Kommandeurkreuz des Leopoldordens auch noch zu hoch fand und es beim Ritterkreuz bewenden ließ. Mit Recht weigerte sich der beleidigte Benedek, es anzunehmen, und da mußten wieder alle möglichen hohen Tiere sich ins Mittel legen, um Benedek zu besänftigen, indem sie ihm vorstellten, daß er ja sonst „gegen den Kaiser" Krieg führen würde! Diese Hofschranzen sind doch ein ganz erbärm**lich-verächtliches Lumpenpack.**

Denn die Ukrainer waren von jeher von den Polen ebenso geknechtet, wie diese ihrerseits von den Russen, und das bis in die jüngste Zeit. Auch heute sehen wir ja noch, wie die Polen frech ganz Ostgalizien für sich beanspruchen, wo sie in Galizien überhaupt bis dahin eine Lotterwirtschaft getrieben haben, die genau das Seitenstück zur magyarischen in Ungarn bildet, und wo sie obendrein gegen die Ukrainer in der Minderzahl sind.

Aus dem Bauernaufstande hatte nun die polnische Nationalpartei die Lehre gezogen, daß sie nur dann auf Erfolg rechnen könne, wenn sie die Bauern für sich gewinne, und das konnten sie natürlich nur dann, wenn sie den Bauern mehr versprachen, als diese von der Regierung erwarten konnten.

Im Herbst 1846 hatte die Regierung Anstalten getroffen, den Frondienst und Zehent abzulösen und so den Bauern zu menschenwürdigem Dasein zu verhelfen. Aber der Adel wußte die Durchführung der Patente mit Hilfe der nationalen Beamten so zu verzögern, daß die Bauern gegen die Regierung mißtrauisch wurden, die sie für doppelzüngig und unehrlich zu halten begannen. So hatten die Polen damit auf Umwegen ihr Ziel erreicht.

Die Ukrainer, welche so lange geknechtet waren, und deren Religion von den Polen verfolgt wurde [sie sind nämlich griechisch-katholisch (uniert), d. h. sie erkennen den Papst an, halten jedoch die orthodoxen Kirchengebräuche], begannen sich jetzt auch zu regen. Statt aber ihre Bemühungen zu unterstützen und derart ein Gegengewicht gegen die doch offenkundigen zentrifugalen Bestrebungen der Polen zu erhalten (besonders wo doch die Ukrainer den Polen an Zahl überlegen waren), war man so töricht, gerade die Polen gegen die Ukrainer zu unterstützen, aus der lächerlichen Furcht, die Ukrainer könnten mit den Russen gemeinsame Sache machen. Eine Furcht, die um so lächerlicher war, als doch gerade in Rußland die Ukrainer derart unterdrückt und verfolgt wurden, daß ihnen noch die österreichische Unterdrückung wie ein Eldorado erschien! Denn in Rußland durften sie nicht einmal ihre Sprache gebrauchen, und Bücher oder Zeitungen in dieser waren strenge verboten. Wer ukrainisch drucken lassen wollte, mußte dies in Österreich tun!

Aus allen diesen Gründen hätten die Wiener „Staatsmänner",

wenn sie überhaupt nur einen Funken Verstand besessen hätten, gerade die Ukrainer und Rumänen gegen die staatsgefährlichen Polen und Magyaren unterstützen müssen, und in Dalmatien und Istrien die Südslaven gegen die staatsgefährlichen Italiener. Weil aber die Wiener Staatsmänner eben mit wenigen Ausnahmen meist traurige Einfaltspinsel waren, taten sie natürlich das Gegenteil.

8. Die Italiener unter Metternich.

Ich habe schon in einem früheren Kapitel darauf hingewiesen, wie unverständig überhaupt die Idee einer Beherrschung Oberitaliens durch Österreich war, und bemerkt, daß Metternichs Bemühungen auf dem Wiener Kongresse, gerade Lombardo-Venetien für Österreich zu ergattern, seine staatsmännische Beschränktheit und Unfähigkeit beweist. Denn die italienischen Besitzungen waren der erste Nagel zum Sarge Österreichs. Statt aus ihnen Nutzen zu ziehen, hatte man von ihnen nur allen möglichen Schaden. Es war auch der höchste Blödsinn, ein kulturell so hochstehendes Volk, wie die Italiener, mit ruhmvoller Vergangenheit und Kultur, mit großartigen Überlieferungen und überdies ausgeprägt nationalen Bestrebungen, derart spalten zu wollen, daß man zwei Königreiche direkt unter österreichische Botmäßigkeit stellte, drei andere Reiche als Sekundogenituren unter ihre indirekte Beherrschung, während man den mittleren Teil der elenden päpstlichen Mißregierung und den südlichen der scheußlichen Bourbonenwirtschaft überließ, so daß nur das Königreich Sardinien allein ein nationales war. Wer nur einen Funken Verstand besaß, mußte von Anfang an begreifen, daß sich derlei nicht lange künstlich festhalten ließ und so enden mußte, wie ein Topf, in dem Dampf versperrt gehalten wird: der also unfehlbar platzen muß.

Seit 1818 stand an der Spitze der lombardo-venezianischen Landesverwaltung ein Bruder des Kaisers Franz, Erzherzog Rainer, dem es darum zu tun war, den Adel für Österreich zu gewinnen, was ihm aber trotz aller Liebenswürdigkeit nicht gelang. „Morte ai Tedeschi!“ (Tod den Deutschen!) war die einzige Antwort, die den Österreichern aus allen Kreisen der italienischen Bevölkerung

entgegenscholl. Deshalb nützte es dem Erzherzog wenig, daß er wichtige Ämter mit Italienern besetzte und die tatkräftigen Gegenmaßregeln der Wiener Regierung nach Möglichkeit abzuschwächen suchte. Im Gegenteil, er schadete dadurch nur, denn anstatt dessen versuchte er nur mit kleinlichen Mitteln der feindlichen Strömung entgegenzuarbeiten, was nichts half, aber nur weiter verbitterte. Über ganz Italien war damals ein Netz von geheimen Gesellschaften (namentlich der Carbonari) verbreitet, die emsig an der Einigung Italiens arbeiteten, teils auf unanfechtbarem Wege, teils durch Meuchelmord. Freilich äußerte sich letzterer in der albernsten Form: in der Ermordung harmloser, unschuldiger Soldaten und Offiziere, die doch nicht für ihre Regierung verantwortlich waren und nur auf Befehl ihre Pflicht taten, wenn sie in Italien standen. Diese Meuchelmorde waren daher sinnlos; denn politischer Mord ist nur dann entschuldbar, wenn er ohne eigennützigen Beweggrund lediglich aus Vaterlandsliebe geschieht und dann das Opfer derart wählt, daß wirklich der angestrebte Zweck: die Befreiung von Knechtschaft, erreicht wird. Denn wenn an Stelle des Getöteten wieder ein anderer tritt, der dessen Sache fortsetzt, so daß an dem Ganzen nichts geändert wird, dann ist der Mord zwecklos. Die Ermordung der dreißig Tyrannen z. B. kann als befreiende Tat entschuldigt und als rühmlich angesehen werden, ebenso wie die Ermordung Geßlers oder des Grafen Stürgkh; und derjenige hätte sich sicherlich ein Verdienst um die Menschheit erworben, der Napoleon I. oder Clémenceau, Attila, Ivan den Schrecklichen, Milan, Ferdinand II. von Deutschland, Felipe II. von Spanien, Richard III. von England oder Metternich ermordet hätte. Denn diese Personen waren Schädlinge entweder ihres eigenen Landes oder der ganzen Menschheit, ihre Vernichtung also ebenso entschuldbar wie jene von Giftschlangen, und ihr Tod wäre auch entscheidend gewesen, weil ihre Person allein ein System, Programm oder eine Gefahr verkörperte, was alles mit ihrem Verschwinden ebenfalls verschwunden wäre. Hätten also die Carbonari oder Mazzinisten Metternich ermordet, so wäre dies begreiflich gewesen, weil dann Hoffnung vorhanden war, daß sich das System ändern werde; aber die Ermordung einzelner Österreicher ohne irgendwelche Bedeutung war nicht nur ein Verbrechen, sondern

auch eine Dummheit, weil sie nur erbitterte, ohne irgendwie zu nutzen. Da war es der österreichischen Regierung viel empfindlicher, als sich die Oberitaliener zum Raucherstreik entschlossen, um die österreichischen Staatsfinanzen zu schädigen, weil in diesen die Einnahmen aus dem Tabakmonopol die Hauptrolle spielten.

Im Herbst 1847 war die Spannung in Italien schon so hoch gestiegen, daß es in Mailand zu Unruhen kam. Im Dezember war eine geheime Adresse der Italiener an die Zentral-Kongregation im Umlauf, welche die volle Selbständigkeit und Sonderstellung von Lombardo-Venetien forderte, die Verschmelzung mit dem vielsprachigen Kaiserstaate als große Lüge bezeichnete und erklärte, die einzige Möglichkeit eines dauerhaften Friedens mit ganz Italien wäre für Österreich nur das Anpassen aller Einrichtungen an die Anschauungen und Bräuche Italiens. In der Zentral-Kongregation trat man allerdings nicht offen mit diesen Forderungen auf, wohl aber brachte der Abgeordnete für Bergamo eine Denkschrift vor, welche unter loyalen Beteuerungen die Einsetzung einer Kommission verlangte, um die Ursachen der allgemeinen Unzufriedenheit und Mißstimmung zu untersuchen. Dem Antrag wurde Folge gegeben, trotzdem Radecky gewarnt hatte, daß man dies für Schwäche ansehen würde, was zur Stärkung des Selbstbewußtseins der Nationalpartei führen mußte.

Die Meuchelmorde an Offizieren und Soldaten mehrten sich derart, daß keiner seines Lebens sicher war, wenn er in den Straßen allein ging. Die ganze italienische Gesellschaft brach den Verkehr mit den Österreichern ab, die Wirte kochten die ekelhaftesten Dinge, um sie den Offizieren im Restaurant vorzusetzen, kurz, man schikanierte die Österreicher, wo man nur konnte. Ein wohlmeinender Aufruf des Erzherzogs Rainer wurde verspottet. Verhaftungen und Schließung der Universität von Pavia halfen nicht. Radecky, der den kommenden Aufstand voraussah und seine militärische Schwäche dem gegenüber erkannte, drang auf rechtzeitige Verstärkung durch Truppen, aber der überkluge Metternich wußte es besser und begnügte sich damit, ein paar Grenzerbataillone nach Italien zu senden.

Am 15. Januar 1848 erließ daher Radecky einen warnenden Tagesbefehl, in dem er sagte, daß „er entschlossen sei, seinen

durch 65 Jahre in Ehren geführten Säbel auch ferner zu gebrauchen, falls eine wahnsinnige Partei es unternehmen sollte, den Frieden und die Ruhe eines jüngst noch glücklichen Landes zu stören."

Über das Glücklichsein konnte man nun allerdings anderer Ansicht sein, aber von seinem Standpunkte aus hatte der Feldmarschall Recht und man kann ihn darob nicht tadeln.

---

9. Die Umwälzung von 1848 in Wien.

Aus den vorstehenden Kapiteln ist zu entnehmen, daß im ganzen Reiche zu Beginn des Jahres 1848 eine Gärung herrschte, welche die nachfolgenden Stürme voraussehen ließ. Hätte nun auf dem Throne ein intelligenter und namentlich mit staatsmännischem Blicke begabter Monarch gesessen, oder hätte er wenigstens einen solchen Minister an seiner Seite gehabt, so hätte sich der Sturm beschwören lassen. Man brauchte nur durch Einführung des Föderalismus, bzw. Umgestaltung des Reiches, dieses in einen freisinnig regierten Staat „Vereinigte Völker von Österreich" zu verwandeln, in dem jedes Volk gleiche Rechte und Pflichten gehabt hätte, folglich niemand sich beklagen konnte, in diesen verkürzt zu sein. Aber unglücklicherweise war Ferdinand ein zwar überaus gutmütiger, aber ziemlich schwachsinniger Monarch und sein Minister Metternich das Urbild eines verknöcherten Reaktionärs, der nicht weiter sah, als seine Nase reichte.

Die Geschichte der Revolution von 1848 ist so bekannt, daß ich mich begnügen kann, sie hier nur in allgemeinen Umrissen zu erwähnen, nämlich so weit als es zum Verständnis der Umstände erforderlich ist, unter denen Franz Josef auf den Thron gelangte. Wie ja auch die vorhergegangenen Kapitel nötig waren, wenn man für die Schwierigkeit der Aufgaben Verständnis haben will, die den jungen Kaiser erwarteten, und namentlich wenn man an seine Regierung den kritischen Maßstab anlegen will.

Die Nachricht von der Pariser Februar-Revolution wirkte in Wien und Budapest — damals noch zwei getrennte Städte namens Buda (deutsch Ofen) und Pest —, aber auch in Prag und Mailand wie ein elektrischer Funke. Überall witterte man Morgenluft und alles fühlte unwillkürlich, daß endlich der Tag der Freiheit für

alle zehn Völker der Monarchie angebrochen sei: Freiheit vom Absolutismus und von der nationalen Unterdrückung.

In Pest hielt Kossuth am 3. März eine Rede, die überall Aufsehen erregte, weil er eine Adresse an den Kaiser beantragte, in der für alle Völker der Monarchie eine Verfassung gefordert wurde. Am 11. März berieten die Tschechen in Prag über die Reform der politischen Zustände Böhmens, und in Wien, wo schon am 6. März ein Adressensturm eingesetzt hatte, kam es am 13. März zur offenen mit Blutvergießen verbundenen Revolution. Letzteres wäre vermutlich ärger geworden, wenn der Oberfeuerwerker Pollet sich nicht geweigert hätte, mit Kartätschen auf das Volk zu schießen, wie ihm dies vom Erzherzog Albrecht deshalb befohlen worden war, weil man ihm ein Scheit Holz an den Kopf geworfen hatte!

Kaiser Ferdinand, der anders geartet war als sein Vetter, erklärte zudem: „Ich lasse auf mein Volk nicht schießen!" und so erhielt Metternich den Laufpaß. Dies erregte einen stürmischen Jubel, so daß der Fürst es vorzog, sein teures Leben durch eilige Flucht in unwürdiger Verkleidung nach London zu retten, während der Pöbel sein Haus am Rennweg dem Erdboden gleich machte. Hätte er Metternich erwischt, so wäre dieser unfehlbar in Stücke gerissen oder an die Laterne gehängt worden, derart war der allgemeine Haß, den er sich zugezogen, und die Erbitterung, die er bei jedem rechtlich denkenden Menschen erregt hatte. Denn er war vier Jahrzehnte lang überall in Europa der Henker der Freiheit gewesen.

Der nächste Tag brachte dem Volke Aufhebung der Zensur und Einsetzung der „Nationalgarde" genannten Volksbewaffnung, der 15. März aber das Versprechen einer Verfassung. Als deshalb der Kaiser an diesem Tage ohne irgendwelchen Schutz im offenen Wagen durch Wien fuhr, wurde er Gegenstand der schmeichelhaftesten freiwilligen Huldigungen seitens des Volkes, aus denen er erkennen konnte, welch ein Unterschied zwischen einem beliebten und einem unbeliebten Monarchen ist.

Am 25. April wurde die neue Verfassung kundgegeben, die sich auf alle im späteren Cisleithanien vertretenen Länder erstreckte. Sie setzte zwei Kammern ein, den Senat, der aus den großjährigen Erzherzogen, 150 Großgrundbesitzern und einer An-

zahl vom Kaiser auf Lebenszeit ernannten Mitgliedern zusammengesetzt war, und eine Abgeordnetenkammer aus 383 vom Volke gewählten Abgeordneten. Mit dieser Verfassung war man aber nicht zufrieden, weil es hieß, daß die Beschlüsse der Abgeordneten an die Zustimmung des Senats gebunden wären, der dadurch die Herrschaft behalten hätte, die wiederum in den Händen des Adels gewesen wäre. Denn man konnte sich denken, daß die vom Kaiser ernannten Mitglieder der Mehrzahl nach ebenso dem Adel entnommen werden würden, wie es ohnehin schon die Mehrzahl der Großgrundbesitzer war, und daß die Erzherzoge sicherlich mit dem Adel stimmen würden. Die Demokraten wollten überhaupt nur eine einzige Kammer. Auf die Arbeiter war keine Rücksicht genommen und die Einbeziehung des nicht zum deutschen Bunde gehörigen Galiziens verdroß die Deutschen, weil sie dann fürchteten, von den Slaven überstimmt zu werden.

Diese allgemeine Unzufriedenheit mit der vom ersten Minister Pillersdorff ausgearbeiteten Verfassung stieg von Tag zu Tag, bis endlich am 15. Mai die akademische Legion vor dem Gebäude des Hofkriegsrats aufmarschierte, wo eben das Ministerium Sitzung hielt und fünf Forderungen überreichte, von denen die nach Einführung einer einzigen Kammer, welche zur konstituierenden Nationalversammlung einberufen werden mußte, und Wahlen ohne Vermögenszensus die bemerkenswertesten waren. Weil die Legion drohend die Waffen hielt und gleichzeitig die mit Werkzeugen und Eisenstangen bewaffneten Arbeiter ebenso drohend vor der Hofburg Aufstellung nahmen, geriet der (von Natur aus überhaupt schüchterne und ängstliche) Kaiser in Schrecken und bewilligte sofort alle Forderungen dieser „Sturmpetition". Aber der Schrecken hatte den Kaiser halb krank gemacht und so floh er mit allen Erzherzogen heimlich nach Innsbruck. Das war entschieden ein Fehler, denn bei der Beliebtheit des Kaisers hatte er vom Volke sicherlich nichts zu befürchten, höchstens seine Ratgeber, und diese waren es auch, die ihm den üblen Rat gegeben hatten. Denn jetzt schlug der Umsturz in Wien eine immer radikalere Richtung ein.

Ein Versuch Pillersdorffs, am 28. Mai die akademische Legion aufzulösen, und des Kriegsministers Latour, dabei militärisch ein-

zuschreiten, hatte zur Folge, daß sich im Nu in Wien hunderte von Barrikaden erhoben, so daß die eingeschüchterte Regierung nachgeben mußte, was natürlich ebenfalls zu ihrer Schwächung beitrug. Denn jetzt wurde in Wien der „Sicherheitsausschuß" allmächtig, in dem die radikale Richtung immer mehr überhand nahm. Schon am 8. Juli brachte dieser das Ministerium Pillersdorff zum Sturz und auf sein Verlangen kam das Ministerium Doblhoff ans Ruder.

Mittlerweile waren die Wahlen vorgenommen worden und hatten den Deutschen große Enttäuschung gebracht. Der neue Reichstag zeigte nämlich eine slavische Mehrheit, wie es ja den ziffernmäßigen Verhältnissen der Monarchie entsprach. Leider haben alle österreichischen Volksstämme die üble Gewohnheit, sich nicht an den richtigen Spruch „Gleiches Recht für Alle" zu halten, sondern immer für sich allein die jeweilige Herrschaft zu beanspruchen. Es ist ja richtig, daß die Deutschen unter allen Völkern der Monarchie kulturell am höchsten standen, aber bei ihrer numerischen Minderzahl hätten sie es begreiflich finden müssen, daß die anderen Volksstämme sich nicht zu Bürgern zweiter Klasse herabsetzen lassen wollten. Das Deutsche wäre auch ohne besondere Vorschrift Parlamentssprache geworden, weil erstens fast alle Abgeordneten deutsch verstanden und weil zweitens doch jeder Abgeordnete das eigene Interesse hatte, vom ganzen Hause verstanden zu werden. Wenn er also z. B. slovenisch oder italienisch geredet hätte, so hätten ihn nur sehr wenige verstanden, und damit wäre ihm sicher nicht gedient gewesen. Es hätte somit genügt, daß jeder Abgeordnete das Recht erhalten hätte, in seiner Muttersprache zu reden, wenn es ihm behagte, denn dann wäre das Eigengefühl der nichtdeutschen Nationen nicht verletzt gewesen und der Abgeordnete hätte doch deutsch gesprochen — geradeso wie ja auf dem Slavenkongresse in Prag die Slaven aus Nützlichkeitsgründen deutsch redeten und die Tschechen ihre Propagandaschriften zugunsten der Slovaken deutsch abfaßten. Es war immer nur die schroffe „Justament"politik der deutsch-nationalen Abgeordneten und ihre ostentativ zur Schau getragene Geringschätzung der Slaven, welche diese erbitterte und dergestalt den nationalen Frieden in Österreich unmöglich machte.

Leute wie K. H. Wolff haben deshalb mit ihrem Ultrateutonismus und ihrer fortwährenden Beschimpfung der Slaven ihre eigenen Landsleute am meisten geschädigt, und wenn jetzt die Deutschböhmen den Tschechen ausgeliefert wurden, so können sie sich dafür bei ihren unverständigen Führern der letzten Jahrzehnte bedanken, die den nationalen Haß in Böhmen bis zur Siedehitze entflammten; und warum? . . . Lediglich aus eigennützigen Gründen, weil sie wußten, daß ihre Rolle von dem Augenblicke an ausgespielt war, wo die Völker sich über sie hinweg verständigten. Denn nur so lange sie mit ihren überschwenglichen Forderungen die eigenen Anhänger betörten und in unerfüllbare Hoffnungen wiegten, konnten sie darauf rechnen, daß man sie als Führer dulden werde.

Am 1. August wurde der Verfassungsausschuß gewählt, der am 7. September die einzige nennenswerte Tat vollbrachte: das von Hans Kudlich vorgeschlagene Gesetz, durch welches der Bauer aus seiner tausendjährigen Knechtschaft erlöst wurde. Man befreite ihn von Zehent und Robot, so daß er ein freier Bauer wurde.

Am 6. Oktober sollten Truppen zur Verstärkung der gegen Italiener und Magyaren kämpfenden Heere von Wien abgehen. Weil nun die Wiener in dem Wahn lebten, daß die Magyaren und die Italiener für die Freiheit kämpften, wollten sie die Truppen nicht abziehen lassen. Die Folge davon waren Straßenkämpfe, welche die scheußliche Ermordung des Kriegsministers Latour zur Folge hatten, den man in bestialischer Weise umbrachte und vor dem Kriegsministerium an die Laterne hing.

Nun entschloß sich die Regierung bzw. des Kaisers Umgebung zum Einschreiten.

Von der einen Seite rückte der berüchtigte Fürst Windischgrätz, von der andern der kroatische Banus Jelačić gegen Wien, über das am 20. Oktober der Belagerungszustand mit Standrecht verhängt wurde. Der Kaiser, welcher wohl auf allgemeines Drängen am 12. August nach Wien zurückgekehrt, aber sofort nach Latours Ermordung wieder nach Olmütz geflohen war, berief am 22. Oktober den Reichstag nach Kremsier. Dieser lehnte jedoch ab und setzte in Wien seine Verhandlungen fort, alle von Windischgrätz getroffenen Verordnungen für ungültig erklärend.

In Wien befehligte Oberleutnant Messenhauser die Nationalgarde, aber die Seele der Verteidigung war der polnische General Bem, der ein genialer Feldherr war und vielleicht die Eroberung der Stadt nicht so leicht gemacht hätte, wenn man seinen Befehlen Folge geleistet hätte. Aber während er seit 26. Oktober tapfer die Leopoldstadt gegen alle Angriffe verteidigte, ließen die feigen Nationalgarden am 30. Oktober auf der Landstraße den Angreifer über die Wälle in Bems Rücken kommen, so daß weitere Verteidigung unmöglich wurde. Deshalb entschloß sich Wien am 30. Oktober zur Übergabe, doch wurde diese anderntags wegen der Ankunft des magyarischen Entsatzheeres zurückgenommen. Letzteres erlitt aber bei Schwechat eine Niederlage, worauf Windischgrätz die Stadt erstürmte (31. Oktober). Anderntags schon begann das Blutgericht, indem Windischgrätz alle Bloßgestellten, darunter Messenhauser und Robert Blum, erschießen ließ, während Bem verkleidet entkam. Der Reichstag mußte nach Kremsier übersiedeln, wo er ein Scheindasein fristete. Er kam nicht einmal dazu, den von ihm ausgearbeiteten Verfassungsentwurf in die Tat umzusetzen. Freisinnig war jene Verfassung allerdings gedacht, denn sie enthielt z. B. Abschaffung aller Standesvorrechte, des Adels, der Zensur, des kirchlichen Unterrichts, der Fideikommisse usw., Einführung der Wort- und Gedankenfreiheit und der Zivilehe. Aber schon der erste Satz mißfiel der Regierung, denn er lautete: „Alle Staatsgewalten gehen vom Volke aus und werden auf die in der Verfassung festgesetzte Weise ausgeübt", während das Ministerium sagte: „Nicht die Volkssouveränität, sondern das erbliche monarchische Recht ist in Österreich die unveräußerliche Quelle der obersten Gewalt."

10. Der Umsturz von 1848 in Böhmen, Galizien und Italien.

Wie im vorigen Kapitel erwähnt, hatten in Prag schon am 11. März die Tschechen vom Kaiser Reformen verlangt. Als man dort von den Wiener Vorgängen und der verheißenen Verfassung erfuhr, richtete man am 29. März eine Petition an den „König von Böhmen", in der man Vereinigung aller Länder der böhmischen Krone, die Berufung einer gesetzgebenden und steuerbewilligenden

Volksvertretung für diese auf breitester Grundlage, verantwortliche Minister und eine Zentralbehörde in Prag verlangte.

Durch Kabinettschreiben vom 8. April bewilligte der Kaiser diese Forderungen, sprach aber gleichzeitig die Gleichberechtigung beider Sprachen aus und überließ die Entscheidung wegen Vereinigung von Böhmen, Mähren und Schlesien dem künftigen Landtage. Diese Urkunde bildet das von den Tschechen fortwährend betonte „böhmische Staatsrecht".

Vom Standpunkte der Unparteilichkeit aus betrachtet, wäre gegen dieses Kabinettsschreiben nichts einzuwenden gewesen, denn wenn die beiden Sprachen gleichberechtigt waren, konnten die Deutschen beruhigt sein. Aber da sie bis dahin die Oberherrschaft im Lande besessen hatten und niemand gerne seine Macht aufgibt, wenn er nicht muß, so waren sie doch unzufrieden, und diese Unzufriedenheit teilte sich den Deutschen in den Alpenländern mit. Bei diesen deshalb, weil sie mit Recht fürchteten, daß sie dann auch den Slovenen Gleichberechtigung zugestehen müßten und überhaupt die Deutschen im Reiche von ihrer herrschenden Stellung zurückgedrängt werden würden. Es ist nämlich merkwürdig, daß keine der zehn Nationen, aus denen der österreichische Staat bestand, so viel Rechtsgefühl besaß, um sich an den Spruch „Gleiches Recht für alle" zu halten. Und weil nichts den Menschen mehr empören kann als offenkundige Ungerechtigkeit, es aber sicher schreiende Ungerechtigkeit war, wenn Deutsche sowohl, wie Slaven und Magyaren, überall dort, wo sie in der Mehrzahl waren, ihre Macht mißbrauchten, indem sie die anderen in der Minderzahl befindlichen Nationen unterdrückten, darum nahmen auch nie die Nationalitätsstreitigkeiten ein Ende. Und das merkwürdigste war, daß sich jedes Volk dabei über die Ungerechtigkeit und Unduldsamkeit der Anderen beklagte, wo man es doch geradeso machte! Denn wenn die Deutschböhmen sich später mit Recht beklagten, daß ihnen die Tschechen Gleichberechtigung verweigerten, so konnten sich andrerseits wieder die Tschechen beklagen, daß sie in Niederösterreich, namentlich Wien, sowie in Brünn und in anderen Städten, wo es viele Tschechen gab, mit Haß und Verachtung verfolgt wurden. Andrerseits jammerten die Deutschen in Krain über die Vergewaltigung durch die Slo-

venen, wo sie doch selbst in Südsteiermark (Cilli) und Kärnten, dort wo sie in der Übermacht waren, die Slovenen in ganz gleicher Weise behandelten! Durch diese gegenseitige Unduldsamkeit wurde der Nationalitätenstreit in der Monarchie natürlich verewigt.

Angesichts des eben Gesagten darf es also nicht wundern, wenn schon am 16. April die Deutschen dem Ministerium Pillersdorff eine Verwahrung gegen das kaiserliche Kabinettsschreiben überreichten. Dieser antwortete am 18. mit der Beruhigung, daß für die Deutschen dabei nichts zu befürchten sei, weil dem böhmischen Landtage nur das Feld der eigenen Angelegenheiten für seine Beratungen und Beschlüsse eingeräumt werden würde. Dies, und weil gleichzeitig Pillersdorff auch in seiner bald darauf veröffentlichten Verfassung von der Selbständigkeit der Länder der böhmischen Krone kein Wort sprach, erregte wieder die Besorgnis und den Unmut der Tschechen, die deshalb für den 2. Juni einen Slavenkongreß nach Prag einberiefen.

Dieser stellte unter Vorsitz Palackys folgendes Programm auf:

1. Abschluß eines österreichisch-slavischen Schutz- und Trutzbündnisses, in dem die slavischen Volksstämme sich ihre verfassungsmäßige und nationale Unabhängigkeit gegen innere und äußere Angriffe gegenseitig gewährleisten.

2. Dieses Bündnis kann nur durch Umgestaltung Österreichs in einen Föderativstaat und der völligen und unbedingten Gleichstellung aller Nationalitäten und deren Sprachen geschlossen werden.

3. Die Slaven aller Reiche mögen in eine enge und ununterbrochene Verbindung in Kunst, Wissenschaft und Leben treten.

4. Jede Unterwerfung unter eine andere Nationalität ist unbedingt abzuweisen.

Ich glaube, daß man vernünftigere und billigere Forderungen nicht stellen kann, denn was will man mehr, als Gleichstellung aller Nationalitäten und Sprachen. Aber schon der Umstand, daß die Slaven gleiche Rechte mit den Deutschen verlangten und deren Oberherrschaft ablehnten, empörte diese!

Die Tschechen setzten auch eine provisorische Regierung ein, deren Mitglied der deutsche Renegat Franz Rieger wurde — nach-

mals Führer der Alttschechen. Das kann insofern nicht wundern, als ein anderer deutscher Renegat — Bleiweis — Führer der Slovenen war, während die tschechischen Renegaten Šmeykal und Giskrá ihrerseits Führer der Deutschen wurden! Das Umgekehrte wäre in allen Fällen doch natürlicher gewesen; denn wie kann man seine Abstammung verleugnen? Deshalb wirkt es auf mich immer empörend, wenn ich französische Chauvinisten wie Wetterle, Schneegans, Blumenthal, Walzel, Foch usw. als Deutschenfresser sehe, wo ihre Namen sie als Deutsche verraten!

Rieger setzte eine böhmische Verfassung auf, die aber vom Innsbrucker Hofe abgelehnt wurde. Dies erregte Mißstimmung, und da sich Windischgrätz als Truppenbefehlshaber in Prag herausfordernd benahm, verlangten die Tschechen seine Entfernung. Weil diese verweigert wurde, kam es in den Tagen zwischen 12. und 17. Juni zu Straßenkämpfen, bei denen Windischgrätz das Volk rücksichtslos niederkartätschen ließ, aber dafür seine Gattin verlor, die in weiblicher Neugier sich das Niederkartätschen mit ansehen wollte und dabei im Fenster durch eine verirrte Kugel getötet wurde.

Damit waren Aufstand und Slavenkongreß zu Ende und die Tschechen beteiligten sich ohne weiteres an den allgemeinen Reichstagswahlen.

In Galizien hatte es ebenfalls gegärt — natürlich im Interesse einer Wiederherstellung Polens, aber der darob im November in Lemberg ausgebrochene Polenaufstand wurde in wenigen Tagen vom Landesbefehlshaber Hammerstein-Eckford mit Waffengewalt unterdrückt.

Schlimmer ging es in Italien zu.

Am 18. März forderte in Mailand der von bewaffneten Volkshaufen unterstützte Stadtrat vom Stellvertreter des Vizekönigs, Grafen O'Donell, Zugeständnisse, die auf Loslösung der Lombardei von Österreich hinausliefen. Die Ablehnung führte zu einem fünftägigen Straßenkampf, durch den Radecký gezwungen wurde, sich mit seinen 15 000 Mann auf Verona zurückzuziehen. Auf das hin erklärte Sardinien den Krieg und Karl Albrecht rückte mit 80 000 Mann in die Lombardei ein. Aber schon am 6. Mai wurden 45 000 Piemontesen von Radecký mit nur 10 000 Mann bei Santa Lucia

geschlagen, nachdem sie sich den ganzen Tag vergebens bemüht hatten, den nur von zwei Bataillonen unter Oberst Kopal [28]) verteidigten Friedhof einzunehmen. Hierauf erfocht Radecky — immer gegen Übermacht! — die Siege von Curtatone [29]) und Montanara (29. Mai), Vicenza (10. Juni, wobei der italienische General Durando mit 18 000 Mann die Waffen strecken mußte!), Somma (23. Juli), Sommacampagna (24. Juli), Custozza (25. Juli) und Volta (26. Juli), was den König zwang, um Waffenstillstand zu bitten.

Bezeichnend ist, daß noch vor diesen Siegen die österreichische Regierung bzw. der Minister des Äußeren, Graf Ficquelmont, sich an England gewendet hatte, um bei Sardinien zu vermitteln. Nachdem schon am 19. April Bereitwilligkeit erklärt worden war, der Lombardei volle Autonomie zu geben und sie nur durch Personalunion mit Österreich zu verbinden, bot man im Mai nach Zurückweisung dieses Vorschlags durch Hummelauer die völlige Abtretung der Lombardei an. Dies wurde dadurch verhindert, daß Radecky sich mit allen Kräften dagegen sträubte und als sicher hinstellte, daß er den Sieg erfechten werde.

Vom Standpunkte Radeckys aus, der als Militär urteilte, aber kein Politiker war, kann man dies begreifen; aber wenn die Regierung gut beraten gewesen wäre, so hätte sie schon damals nicht nur die Lombardei, sondern auch Venetien abgetreten — natürlich nicht umsonst, sondern gegen eine saftige Entschädigung, die den notleidenden österreichischen Finanzen wohlgetan hätte, während andrerseits die Italiener gerne für zwei Königreiche gut gezahlt hätten, die zu erobern sie doch nicht imstande waren. Aber politischen Verstand durfte man niemals bei den österreichischen Staatslenkern suchen oder voraussetzen.

Denn auch in Venedig war am 21. März Aufstand ausgebrochen, nachdem der dortige Statthalter, Graf Pálffy — ein jämmerlicher Feigling und Waschlappen! —, alles tat, um der Revolution zum schnellen Siege zu verhelfen. Nach der scheußlichen Ermordung des Arsenalbefehlshabers Marinovic (dem ein großer Schiffsbohrer

---

[28]) Sein Jägerbataillon erhielt deshalb ein silbernes Horn mit der Inschrift: „Kopal ruft!"

[29]) Hier befehligte Benedek, der sich dafür den Maria-Theresien-Orden erwarb.

in den Bauch gestoßen wurde) bemächtigten sich die Venezianer des Arsenals und der Flotte, setzten eine provisorische Regierung unter dem Juden Manin und dem Dalmatiner Tommaseo ein und riefen die Republik aus, worauf Pálffy sich feige mit allen Truppen kampflos ergab.

Dazu kam, daß auch der Papst am 31. März den „Kreuzzug" gegen Österreich predigte und infolgedessen seine Truppen gegen Österreich marschieren ließ. Diesem Beispiel folgte der König von Neapel, der 16 000 Mann absandte. Gleichzeitig vereinigten sich die Kriegsschiffe von Sardinien, Neapel, Toscana, des Kirchenstaates und der in Venedig abgefallenen Flotte zu einem mächtigen Geschwader, das Triest blockierte, wohin sich der kümmerliche Rest der österreichischen Flotte geflüchtet hatte.

Während aber hier die Italiener den Vorteil hatten, konnte Radecký schon am 6. August dem Kaiser berichten, daß er nach weiteren Siegen bei Cremona, Pizzighettone und vor Mailand wieder die Lombardei zurückerobert und das ganze Gebiet vom Feinde gesäubert habe.

---

11. Der Umsturz von 1848 in Ungarn.

Was Ungarn betrifft, so haben wir bereits der aufreizenden Rede Kossuths vom 3. März — des Sturmvogels der Revolution — Erwähnung getan. Die von ihm darin verlangte Adresse wurde dem Kaiser nach Wien überbracht, der sie annahm und die darin aufgestellten Grundsätze in Gesetzesartikel zu formulieren befahl. Mit Formeln waren die Magyaren von jeher schnell bei der Hand und so konnte Ferdinand, der sich am 10. April nach Preßburg begeben hatte, schon anderntags seine Genehmigung erteilen. Das sind die sogenannten „1848 er Gesetze", an denen die Magyaren 1860 bis 1867 zäh festhielten, was ihnen schließlich zum Siege verhalf. Nach diesen Gesetzen ist der Reichstag jährlich nach Pest einzuberufen. Die Abgeordneten werden für drei Jahre gewählt. Der Reichstag entscheidet über den Staatshaushalt. Die vollziehende Gewalt übt der König aus und in seiner Abwesenheit der Palatin, und zwar durch ein unabhängiges „ungarisches" verantwortliches Ministerium mit dem Sitze in Pest und bestehend aus

einem Ministerpräsidenten und acht Ministern. Einer davon befindet sich beständig um die Person des Königs und überwacht die mit den Erblanden gemeinsamen Angelegenheiten. Alle Fronen, Zehent und sonstigen Abgaben an die Grundherren sind aufgehoben, wogegen diese Entschädigung erhalten. Die Beratungssprache aller Komitate ist magyarisch. Die Zensur wird aufgehoben und Preßfreiheit gewährleistet. Alle Religionen sind gleichgestellt. Eine Nationalgarde wird errichtet.

Weil nun diese Verfassung (gegen die sich nichts einwenden ließe, wenn sie sich lediglich auf die von Magyaren bewohnten Gebiete beschränkt hätte) für alle „Länder der ungarischen Krone", also auch Kroatien und Siebenbürgen gelten sollte, erregte sie natürlich die Entrüstung der Kroaten, Serben, Rumänen und Deutschen — auch des kleinen Teils politisch denkender Slovaken und Ukrainer —, denn für diese bedeutete sie natürlich Vergewaltigung und Aufnötigung der magyarischen Sprache.

Statt nun den nichtmagyarischen Nationalitäten entgegenzukommen und zu versuchen, sich mit ihnen auf vernünftiger und gerechter Grundlage auszugleichen, tat Kossuth das, was jetzt Clemenceau in Paris tut: er stellte sich auf den Standpunkt des unversöhnlichen fanatischen blindwütigen Ultrachauvinisten und wollte von Verhandlungen nichts wissen. Den Serben z. B. sagte er trocken:

„Ihr sprecht da von ‚Serben' in Ungarn! Wo sind diese? Ich kenne nur Serben im Fürstentum Serbien. Was ihr vielleicht bei uns für Serben haltet, sind nur minderwertige Raczen."

Und den Kroaten sagte er: „Zeigt mir auf dem ungarischen Globus ein Kroatien! Ich sehe nur mit Ungarn verbundene Länder."

Ähnliche Antworten bekamen die Deutschen, die Rumänen und Slovaken *) zu hören. Dafür aber beschloß der Reichstag auf Kossuths Antrag die Aufstellung eines Heeres von 200 000 Mann Landwehr („Honved") und Ausgabe von 42 Millionen Gulden Papiergeld („Kossuth-Noten").

*) Noch 1875 war Kalman Tisza so frech, im Reichstag dem serbischen Abgeordneten Polit zu sagen: ‚Es gibt keine slovakische Nation!' Dabei ist aber diese beinahe halb so zahlreich wie die magyarische.

In Kroatien war aber der Banus, Baron Jelačić, nicht gesonnen, sich magyarische Vergewaltigung gefallen zu lassen. Mit 28 000 Mann überschritt er die Drau und marschierte auf Pest zu. Leider entsprachen seine militärischen Fähigkeiten nicht seinen politischen. Als er am 29. September bei Velencze auf den dort mit nur 16 000 Mann verschanzten General Moga stieß und sein Angriff auf diesen nicht gleich Erfolg hatte, verlor er den Mut. Er nahm den von Moga (der eben daran dachte, wie er sich ohne Schaden zurückziehen könne) angebotenen Waffenstillstand an und entfernte sich unter dessen Schutz heimlich in der Richtung nach Wien. Dort half er dann die Oktober-Revolution niederzuwerfen. Sein Ziel war aber Pest und der Sturz der Kossuth-Regierung gewesen!

Durch diese Änderung seines Planes opferte er aber auch seine Nachhut; denn zunächst streckten 1000 Kroaten vor einer Husarenschwadron kampflos die Waffen und tags darauf taten dies gar die kaiserlichen Generale Roth und Filipović mit 10 000 Mann bei Ozora auf offenem Felde und vor einer viermal geringeren Zahl Magyaren, weil sie Görgeis Versicherung, sie seien von Übermacht umzingelt, für bare Münze nahmen, ohne sich davon zu überzeugen!

Wie frech die magyarische Anmaßung damals schon war, kann man aus folgenden Proben ersehen: Am 11. Juli erklärte Kossuth: „Ungarn steht mit England und Frankreich auf gutem Fuße! Die magyarische Nation ist berufen, mit der freien deutschen Nation in innigen und freundschaftlichen Beziehungen zu leben und vereint über die Zivilisation Österreichs (!) zu wachen"; — also er sprach so, wie der Lenker einer völlig unabhängigen, obendrein auf höherer Kulturstufe stehenden Großmacht. Und zudem höhnte er über den Vorschlag, sich mit den Kroaten zu verständigen, mit der Frage, ob denn der Kaiser von Österreich dem König von Ungarn, also sich selbst, den Krieg erklären wolle?

Weiters entsandte er zwei Gesandte nach Frankfurt, um ein Bündnis zwischen den beiden Staaten Ungarn und Deutschland anzubahnen.

Endlich erklärte er: „Sollten die österreichischen und ungarischen Ministerportefeuilles in **einer** Hand vereinigt werden, so könnte dies „natürlich" nur in einer magyarischen Hand sein. Unser König hat dann zwei Reiche: das eine, wo er völlig souverän

ist, mit der Hauptstadt Pest, und das andere, wo er von Frankfurt abhängt." Und endlich schlug er vor, man solle alle nichtdeutschen Erbländer an Ungarn abtreten, welcher großungarische Staat dann den Erzherzog Franz Josef als König anerkennen würde, während Kaiser Ferdinand sich das deutsche Österreich behalten könne!

Der magyarische Größenwahn trieb schon damals die groteskesten Blüten! Er hat aber auch Ungarn in den Abgrund gestürzt, denn der Krug geht eben so lange zum Brunnen, bis er bricht, ein volles Faß läuft durch einen Tropfen über und ein zu stark gespannter Bogen bricht! Das alles sind weise Sprichwörter, die auch auf der Versailler Friedensberatung nicht vergessen werden sollten! Brennus hat wohl einmal den besiegten Römern sein stolzes und übermütiges „Vae victis!" (Wehe den Besiegten!) entgegengerufen, aber schließlich hat doch Cäsar an den römischen Senat die Botschaft gesandt: „Gallia tota a me expugnata est!" („Ganz Gallien ist von mir unterworfen.")

In Siebenbürgen hatten die magyarischen Szekler wohl die Vereinigung mit Ungarn begrüßt, aber die in der Mehrzahl befindlichen Rumänen und Sachsen waren weniger davon erbaut. Zwar gab es unter letzteren eine Menge Leisetreter, die sich der ungarischen Oberherrschaft willig gefügt hätten, aber die Mehrzahl hätte doch Verständigung mit den Rumänen vorgezogen. Letztere hatten in Blasendorf eine von 40 000 Menschen besuchte Volksversammlung einberufen, in der verlangt wurde, daß die Rumänen in Ungarn als Nation anerkannt würden — denn bis dahin waren sie von den sie verachtenden Magyaren ebenso als Paria angesehen worden wie die Slovaken. Sie wollten Abgrenzung ihres Gebietes, Gleichberechtigung ihrer Sprache mit der magyarischen und deutschen. Als daher der siebenbürger Landtag unter dem Druck der Magyaren die Vereinigung mit Ungarn beschlossen hatte, kam es zu Aufständen und zu einem grauenvollen Bürgerkriege.*)

Früher schon war ein solcher in den serbischen Teilen Ungarns ausgebrochen. Im März bereits hatte eine von 100 serbischen Gemeinden beschickte Versammlung stattgefunden, die eine Abord-

*) Unter anderm schlachteten die Magyaren nach amtlichen Quellen 4925 Männer, 340 Frauen und 69 Kinder ab — alle unschuldig, harmlos und unbewaffnet, lediglich aus Nationalhaß!

nung nach Pest schickte. Sie verlangte Gleichberechtigung der Nation und Sprache, erhielt aber von Kossuth die oben erwähnte freche Antwort. Die Folge war die Erhebung aller ungarischen Serben (denen später noch 7000 Serben aus dem Fürstentum unter General Kničanin zu Hilfe kamen), welche die Vereinigung der serbischen Gebiete Ungarns als „Vojvodina" (Herzogtum) und die Errichtung eines Heeres beschlossen. Dessen Befehl wurde meinem und meines Vaters verstorbenen Freunde, dem General Gjorgje von Stratimirović übertragen, dem mein Vater seine ganze Artillerie schenkte. Die Magyaren lernten auch bald die Schärfe des serbischen Schwertes kennen, denn sie erlitten von diesen Niederlagen über Niederlagen, und nur die Minderzahl der serbischen Truppen verhinderten deren offensives Vorgehen.[27])

Bevor diese Kämpfe aber stattfanden, hatte der Wiener Hof noch Versuche gemacht, mit den Magyaren in Güte sich zu vergleichen. Aber an dem magyrischen Hochmut, Eigendünkel, Anmaßung und sichtlichem Streben, sich von Österreich loszureißen, scheiterten alle Bemühungen.

Am 25. September war Graf Lamberg zum königlichen Kommissär und Oberbefehlshaber der Truppen in Ungarn ernannt worden. Als dieser aber am 28. September über die Kettenbrücke von Ofen nach Pest fahren wollte, wurde er vom Pöbel, den Kossuth aufgehetzt hatte, ermordet. Dies brachte die Empörung in Ungarn zum offenen Ausbruch. Man setzte einen Landesverteidigungsausschuß ein, und Kossuth wurde als dessen Vorsitzender tatsächlich der Diktator Ungarns. Sehr zu dessen Unheil!

Wien antwortete darauf mit Ernennung des Fürsten Windischgrätz zum Oberbefehlshaber der gegen Ungarn ziehenden Truppen (6. November) und gab damit die militärische Leitung einem Manne, der wohl imstande gewesen war, gegen städtische Aufständische und Barrikadenkämpfer mit Übermacht und Artillerie zu siegen, der

---

[27]) Ausführliches über diese Dinge, sowie überhaupt über alle Beziehungen zwischen Österreich und den Serben findet der Leser in meinem bereits erwähnten Werke: Serbien, Österreich und Deutschland. Vergangenheit und Zukunft. (Wie der unmittelbare Anlaß zum Weltkrieg herbeigeführt wurde.) Charlottenburg. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte.

aber als Stratege und Taktiker ein solcher Stümper war, daß Österreich verloren gewesen wäre, wenn er nicht rechtzeitig durch Welden und später durch den militärisch sehr fähigen Haynau ersetzt worden wäre. Letzterer war allerdings ein ebensolcher brutaler Reaktionär wie Windischgrätz, aber wenigstens verstand er sein militärisches Handwerk. Dafür allerdings glich er diesen Vorzug durch seine persönliche Grausamkeit aus, die ihm den Ehrennamen „Hyäne von Brescia" eintrug und später in London den Pöbel veranlaßte, ihn in die Themse zu werfen.

So standen also die Dinge in der Monarchie, als ein Ereignis eintrat, das man wohl schon längst erwartet und teilweise ersehnt, teilweise aber auch befürchtet hatte: die Abdankung des Kaisers Ferdinand und die Thronbesteigung des Erzherzogs Franz unter dem Namen Franz Josef.

Wie dies kam, werden wir aus dem folgenden Kapitel erfahren.

12. Wie Franz Josef Kaiser wurde.

Kaiser Ferdinand war kinderlos, folglich hätte sein ältester Bruder Franz Karl ihm auf dem Throne folgen müssen. Aber die Ereignisse hatten gezeigt, welches Unglück es für ein Reich ist, wenn in schwierigen Zeiten ein Schwachkopf auf dem Throne sitzt. Und Ferdinand der Gütige war ein solcher. Was nützten all seine Gutmütigkeit, all seine persönlich sympathischen Eigenschaften, wenn seine geistigen weit unter dem Mittelmaße standen? Er selbst fühlte das am besten. Er war den Aufregungen einer Zeit, wie sie 1848 brachte, durchaus nicht gewachsen. Schon einen Tag nach der Revolution in Wien, am 14. März, sprach er gegen seine Gemahlin, die Kaiserin Marianne, den Wunsch aus, abzudanken. Der böse Dämon des Reiches, Fürst Windischgrätz, hielt ihn aber davon ab, und Ferdinand, der dem allmächtigen Fürsten gegenüber nie einen Widerspruch wagte, fügte sich in das Unvermeidliche.

Am 5. April bot der Rücktritt seines Bruders und Ratgebers, des Erzherzogs Ludwig, neuen Anlaß, den Wunsch nach Abdankung zugunsten Franz Karls auszudrücken. Auch diesmal hatte Windischgrätz nur ein energisches „nein" zur Antwort, und Ferdinand ergab sich abermals ins Unvermeidliche. „Übrigens", hatte Win-

dischgrätz beigefügt, „sollte ich je meine Zustimmung (!) zu Eurer Majestät Abdankung geben, so dürfte (!) diese nur zu gunsten Ihres Neffen, des Erzherzogs Franz geschehen. Es ist aber noch nicht die richtige Zeit dazu."

Die Flucht des Kaisers nach Innsbruck Mitte Mai veranlaßte ihn abermals in seine Umgebung zu dringen, man möge ihn doch endlich abdanken lassen. Aber der Camarilla paßte es noch nicht, trotzdem (oder vielleicht weil?) „der notorisch krankhafte Zustand des Kaisers Ferdinand ihn aufdringlichem Zureden fast wehrlos machte" (Helfert).

Nun war aber eine Hauptursache des Widerstands der Camarilla gegen die Abdankungsgelüste Ferdinands der Umstand, daß Windischgrätz erklärt hatte, er werde keinesfalls dulden, daß Erzherzog Franz Karl den Thron besteige, „weil damit nichts gewonnen sei. Denn dieser habe dieselben Eigenschaften, die Ferdinand das Regieren in so schwerer Zeit unmöglich machen: Gutmütigkeit und Harmlosigkeit, gepaart mit Schwäche." (Er wollte nicht sagen, daß Franz Karl ebenso schwachsinnig war wie sein Bruder, denn tatsächlich war er noch kindischer. Dies zeigte schon der Umstand, daß ihm bis an sein Lebensende nichts mehr Vergnügen machte, als wenn er in sechsspänniger Staatskarosse durch die Straßen von Wien fahren konnte und dann allseitig vom Volke gegrüßt wurde. Daß er dabei unablässig danken mußte und infolgedessen die Krämpe seines Hutes jeden Monat abgegriffen war, focht ihn nicht an.) „Obendrein sei Franz Karl vor und während der Revolution in der vielfachsten Weise in die Schicksale seines kaiserlichen Bruders verflochten, während ein Herrscher nötig sei, der unberührt von den vorausgegangenen Verwicklungen, unbeirrt und ungebunden durch sie, mit vollkommen freier Hand die Zügel ergreifen könne."

Was Windischgrätz sagte, galt als heiliges Evangelium, das keinen Widerspruch duldete, und so mußte sich der Kaiser abermals bescheiden.

Nun war aber damals die Erzherzogin Sofie, die Gattin Franz Karls und Mutter des späteren Kaisers Franz Josef, das Haupt der Camarilla, die Verkörperung der Reaktion, und demgemäß von der ganzen Bevölkerung glühend gehaßt. Man sprach ganz offen von

ihr nur als von „dem Luder in der Hofburg". Diese als Kaiserin war undenkbar, denn das hätte geheißen, im Vorhinein das Volk gegen die Krone aufzureizen.*) Windischgrätz mochte dies vielleicht einsehen, denn schließlich war er ja nicht dumm und blind, wenn auch in seinen starren reaktionären Grundsätzen befangen. Es ist also gut möglich, daß sein Widerstand gegen Übernahme der Krone durch Franz Karl in dieser Erwägung seinen Grund hatte. Wie dem auch sei, die Erzherzogin Sofie begriff schließlich, daß sie die Hoffnung aufgeben müsse, je Kaiserin zu werden, und so fügte sie sich in das Unvermeidliche und trachtete wenigstens nach der Ehre, Kaiserin-Mutter zu werden. Schließlich war es ja auch nicht so übel, wenn ihr Sohn Kaiser wurde.

Als sie sich zu diesem Entschlusse durchgerungen hatte, (der ihr von byzantinischer Seite hoch angerechnet und als Beweis ihres „Edelmuts" hingestellt wird!) trachtete Sofie, die Idee, den Erzherzog Franz zum Kaiser zu machen, auch ihrer Schwägerin, der Kaiserin Marianne beizubringen, und diese ging darauf ein. Die beiden Frauen kamen überein, daß „Franzl" (wie der Erzherzog im Familienkreise genannt wurde) am 18. August, als seinem 18. Geburtstage großjährig erklärt und zum Kaiser ausgerufen werde.

Nun wagten es aber die Frauen nicht, einen solchen Schritt ohne Zustimmung des allmächtigen Fürsten Windischgrätz durchzuführen. Es fand sich aber keine Gelegenheit mit ihm zu verkehren, weil er sich in Prag befand und der Hof in Innsbruck. Und den Brief konnte man weder der Post noch einer beliebigen Person anvertrauen. Während man nun auf eine Gelegenheit wartete, erschien nach Mitte Juli der von Windischgrätz mit Briefen an den Hof abgesandte Baron Langenau und brachte unter anderm auch ein

*) Daß es damals mit der sagenhaften Verehrung des Volkes für die Habsburger nicht weit her war, muß selbst Helfert zugeben, weil er schreibt: „Man fluchte dem Hause Habsburg, man fluchte dem Kaiser, den man vorher als den „Gütigen" gepriesen hatte, man fluchte der Kamarilla und vor allem der finsteren Seele derselben, der Urheberin von allem Übel, der Erzherzogin Sofie, für welche die sinnlose Wut nicht Worte des Abscheues und Hasses genug hatte. Man wollte die Kaiserburg an allen vier Ecken anzünden, der Statue des Kaisers Franz den Kopf absägen, die Leiber der verstorbenen Habsburger aus den Särgen reißen und auf die Straße werfen usw."

Schreiben an die Kaiserin Marianne mit, in dem jener nochmals darauf drang, daß sie auf keinen Vorschlag zur Abdankung ihres Gatten eingehen solle.[29])

Die gute Gelegenheit wurde also von Marianne benützt, um dem Baron einen Brief für Windischgrätz mitzugeben, in dem sie ihm von ihren Plänen Mitteilung machte.

Zur selben Zeit wurde aber in den Kaiser von allen Seiten gedrungen, er solle nach Wien zurückkehren. Die Ereignisse vom

---

[29]) Daß sich Windischgrätz gerade an die Kaiserin Marianne wendete, hatte seinen guten Grund. Den Kaiser Ferdinand konnte man ob seiner geistigen Schwäche und daraus hervorgehenden Widerstandslosigkeit nie allein lassen, wenn man mit Zumutungen an ihn herantrat; und so hatten sich die Kaiserin Marianne und die Erzherzogin Sofie angewöhnt, stets zugegen zu sein, wenn ein solcher Empfang erfolgte, bei dem vorauszusehen war, daß an den Kaiser Zumutungen gestellt werden würden. Denn diese Frauen, die beide viel klüger als ihre Gatten waren, hielten meistens schon durch ihre Gegenwart allein die Zumutungsteller davon ab, oder wenn diese doch ihre Anträge in Gegenwart der Frauen vorbrachten, legten letztere sich ins Mittel und rieten dem Kaiser, sich Überlegungszeit vorzubehalten. Deshalb griffen die ungarischen Minister einmal zu einer Kriegslist, um ihr Ziel zu erreichen. Als sie beim Kaiser die Kaiserin fanden, erklärten sie von vornherein, daß sie nicht in Geschäften gekommen seien, sondern lediglich zu dem Zwecke, sich nach dem allerhöchsten Wohlbefinden zu erkundigen, worauf sie über die gleichgültigsten Dinge sprachen und so langweilig, daß die Kaiserin, beruhigt und gelangweilt, sich entfernte. Kaum hatte sich hinter ihr die Türe geschlossen, als Batthyányi ein gefaltetes Papier hervorzog und es dem Kaiser mit den Worten überreichte: „Bitte dies zu unterzeichnen. Es ist nichts von Bedeutung. Es bezieht sich nur auf die Anwesenheit des Banus von Kroatien in Innsbruck." Arglos unterzeichnete der Kaiser ohne das Papier durchzulesen (! ! !) und die Minister entfernten sich eiligst. Dann stellte sich heraus, daß der Kaiser die Achterklärung des Banus Jelačić unterschrieben hatte! Man kann sich des letzteren Verblüffung vorstellen, als er, der soeben vom Kaiser in Innsbruck den herzlichsten Abschied genommen und die Versicherung auf den Weg mitbekommen hatte, er, nebst Windischgrätz und Radecký seien die einzigen Stützen des Reiches und Thrones, bei seiner Ankunft in Agram die von den Ungarn eben veröffentlichte Achterklärung des Kaisers erfuhr! Allerdings erriet er den Zusammenhang, nahm infolgedessen die Sache nicht ernst und sagte offen, daß er dem Kaiser diesmal in dessen Interesse ungehorsam sein müsse.

März und Mai hatten jedoch auf das Nervensystem Ferdinands so eingewirkt, daß er von dem Gedanken zurückschauderte, sich in den Herd des Aufruhrs zurückzubegeben. Als man ihn einmal halb mit Gewalt zum Wagen hinzog, ermannte er sich im letzten Augenblick (vielleicht zum ersten Male in seinem Leben!), indem er den Fuß vom Wagentritt zurückzog, und entschlossen sagte: „Nein! Ich kann nicht!" Es gab nochmalige Nervenzustände, bis der Kaiser endlich dahin gebracht werden konnte, nach Wien zu fahren, wo er am 12. August eintraf, aber schon am 7. Oktober unter dem Eindruck der furchtbaren Ermordung des Kriegsministers Latour abermals entfloh, und zwar diesmal in die starke Festung Olmütz.

Windischgrätz hatte die Rückkehr des Kaisers nach Wien mißbilligt, aber er konnte sie nicht ungeschehen machen. Infolgedessen entspann sich bezüglich der Abdankung des Kaisers ein lebhafter Briefwechsel zwischen dem Fürsten und der Kaiserin sowie der Erzherzogin Sofie. Es galt nunmehr für ausgemacht, daß der Thronwechsel in absehbarer Zeit eintreten und der Erzherzog Franz Kaiser werden solle. Man müsse ihn folglich für diesen Platz ausbilden. Er selbst (Windischgrätz) wolle dies tun, wenn man den Erzherzog nach Prag senden wolle, aber nicht in irgendeiner amtlichen Stellung, damit er nicht vorzeitig bloßgestellt werde. Zugleich sandte der Fürst mit Brief vom 6. September zwei bereits von ihm abgefaßte Proklamationen durch Langenau, von denen die eine die Thronverzichtanzeige des Kaisers Ferdinand und die andere die Anzeige der Thronbesteigung des Kaisers „Franz II." darstellte. Diese Proklamationen hatte er gleichzeitig ins Französische übersetzt, weil die Kaiserin als Italienerin nicht deutsch verstand und sich auch nicht die Mühe genommen hatte, deutsch zu lernen. (Dazu hätte sie allerdings Zeit genug gehabt, und man hätte einer Kaiserin diese Mühe wohl zumuten dürfen!) Interessant für die Anschauungen Windischgrätzs ist der Inhalt des Begleitbriefes. In ihm schreibt er nämlich, daß die Abdankung des Kaisers dann gerechtfertigt sei, „wenn man im Reichstag das Veto des Kaisers antasten, ihm eine Reduktion des Heeres abringen, ihn in seiner vollkommen unbegrenzten Macht über das Heer beschränken oder die Gültigkeit der Ver-

handlungen und Abmachungen mit auswärtigen Mächten von einer vorläufigen Genehmigung oder nachträglichen Zustimmung des Reichstags abhängig machen wolle". Der Thronfolger möge wohl die bereits eingeführte Verfassung aufrechterhalten, doch sei dies nur ein Rat, denn der Erzherzog habe vollkommen freie Hand und sei an keines der früheren Zugeständnisse gebunden, nur müsse er unter allen Umständen seinen festen und unerschütterlichen Willen kundgeben, keine weiteren Zugeständnisse zu machen.[30])

Diese Worte sprechen derart für sich, daß sie keines Kommentars bedürfen!

Die Oktober-Revolution hatte den Stein ins Rollen gebracht. Der Kaiser ersehnte mehr als je seine Abdankung. Auch Windischgrätz fand sich schließlich damit ab, als ihm sein Schwager, der Ministerpräsident Fürst Felix Schwarzenberg, begreiflich machte, daß doch in so schwerer Zeit ein geistig und körperlich starker Mann auf den Thron gehöre. Und so wären alle einig gewesen, als plötzlich — in der zweiten Novemberwoche — Franz Karl fand, daß es eigentlich doch schön wäre, wenn auch er in der Reihe der Kaiser aufgezählt würde; wenn auch nur für kurze Zeit. Aber zu solchen kindischen Versuchen gab sich Windischgrätz nicht her, sondern er erklärte, daß nur der Erzherzog Franz den Thron besteigen dürfe. Und als sich Franz Karl solchem Willen gegenüber sah, machte er gute Miene zum bösen Spiele und redete sich aus, er habe eine „Vision" gehabt, wie sein Vater, der verstorbene Kaiser Franz, segnend die Hände auf das Haupt seines Enkels gelegt habe. Deshalb wolle er gerne auf den Thron verzichten und diesen seinem ältesten Sohne einräumen.

Nunmehr war alles in Ordnung und Fürst Schwarzenberg zog einen Kreis von Vertrauten in das Geheimnis, das bis zum 2. Dezember strenge gehütet werden sollte und tatsächlich auch wurde

Nun galt es noch, die Frage nach dem Namen des künftigen Kaisers zu erledigen. Weil der Erzherzog bis dahin nur Franz

---

[30]) Im Einklang damit steht, daß Windischgrätz beiden Kaisern einschärfte, sie seien nur an die März-Zugeständnisse gebunden, nicht aber an die späteren, welche „abgenötigt" und deshalb „unverbindlich" seien! Der reine Jesuit!

geheißen hatte, wollte Windischgrätz, daß er den Namen Franz II. führe. Aber Helfert bat, dies nicht zu tun. (Wenigstens sagte er mir dies persönlich, als wir in den siebziger und achtziger Jahren infolge seiner schmeichelhaften Bewertung meiner ersten Werke in freundschaftliche Beziehungen traten.) Bei dem Volke sei gegenwärtig das Andenken an den Kaiser Franz durchaus nicht mehr populär. Habe man doch während der letzten Revolution sein Denkmal auf dem Burghof köpfen wollen! Denn Kaiser Franz I. gelte als das Sinnbild der starrsten und finstersten Reaktion. Unvergessen sei, daß er auf dem Totenbette noch seinem Sohne den Eid abgenommen hatte, seinen Völkern niemals eine Verfassung zu gewähren. Würde also Franz II. auf den Thron kommen, so würde man dies nicht nur als böses Omen deuten, sondern vielleicht gar die Absicht dahinter wittern, in gleicher absoluter Weise zu regieren wie der Großvater.

„Nun", meinte da Windischgrätz spöttisch, da soll er seinen zweiten Namen behalten und als Josef den Thron besteigen."

„Auch das möchte ich nicht raten", bemerkte Helfert. „Der Name Josef ist das entgegengesetzte Programm des Kaisers Franz. Er gilt als Sinnbild der Kirchenfeindlichkeit und der Germanisationsbestrebungen. Er würde somit sowohl den kirchlich Gesinnten mißfallen, wie auch allen nichtdeutschen Nationalitäten Österreichs — nicht am wenigsten den Magyaren."

„Also wie soll er dann heißen?" frug Windischgrätz.

„Er könnte sich ja Franz Josef nennen!" war die Antwort. „Das ist dann die Vereinigung der beiden Gegensätze, des gegenwärtig verhaßtesten und des gegenwärtig beliebtesten Kaisers, also der goldene Mittelweg."

Und so kam es, daß der Erzherzog Franz unter dem Namen Franz Josef den Thron bestieg.

Am 2. Dezember gab es in Olmütz große Bewegung und jedermann sah, daß etwas Ungewöhnliches los sei, aber niemand wußte was. Nicht einmal jene Erzherzoge, die nicht unmittelbar daran beteiligt waren. Als z. B. der Erzherzog Karl Ferdinand der Kriegsminister fragte, was denn los sei, erhielt er nur die Antwort, er möge sich noch eine Weile gedulden, dann werde es jedermann erfahren.

Nach 8 Uhr erschien das Kaiserpaar mit Gefolge und nun zog Ferdinand ein Papier aus der Tasche und las die Absicht seiner Abdankung vor. Hierauf wurde die Großjährigkeitserklärung des Erzherzogs Franz, die Verzichtleistung auf den Thron des Erzherzogs Franz Karl verlesen, hierauf die Thronentsagung Ferdinands, und dieser nebst seinem Bruder unterzeichneten die Urkunden, worauf sie von den Ministern gegengezeichnet wurden. Der neue Kaiser Franz Josef ließ sich nun vor seinem Oheim auf die Knie nieder und dieser neigte sich segnend über ihn, sagend: „Gott segne dich Franzl; sei nur brav und Gott wird dich schützen. Es ist gern geschehen."

Das waren die ersten und einzigen Worte, die Ferdinand aus eigenem Ermessen gesagt hatte. Alles andere hatte man ihm vorgeschrieben.

---

13. Franz Josefs Jugend.

Kaiser Franz Josef wurde am 18. August 1830 in Schönbrunn geboren und zunächst von dem ultraklerikalen und reaktionär gesinnten Grafen Heinrich Bombelles erzogen. Nämlich von seinem sechsten Lebensjahre an, als das Lernen beginnen sollte. Bei dem herrschenden Byzantinismus weiß man natürlich niemals, wie viel an dem wahr ist, was man regelmäßig über die wunderbare Begabung, die geistigen Fähigkeiten und den Fleiß kaiserlicher Prinzen zu erzählen weiß. Es heißt von Franz Josef, daß er ein heller Kopf gewesen sei und sich für alles interessiert habe, was man ihm vortrug. Auch wird besonders sein Pflichtgefühl hervorgehoben. Was dieses betrifft, so hat der Byzantinismus nicht gelogen; denn man muß Franz Josef zuerkennen, daß er stets großes Pflichtgefühl gezeigt hat — nämlich Gefühl für das, was **er** für seine Pflicht hielt bzw. was ihm von seiner Umgebung eingeredet wurde, daß es seine Pflicht sei.

Was nun seine geistigen Fähigkeiten betrifft, so kann ihm ohne weiteres Sprachentalent zugestanden werden, denn durch den frühen Umgang mit diesbezüglichen Lehrern hatte er es im Italienischen, Magyarischen und Tschechischen zur Vollkommenheit gebracht und auch französisch sprach er genügend gut, während er

polnisch, slovakisch und serbokroatisch auf Grund seiner tschechischen Sprachkenntnis hinreichend verstand, obgleich er diese Sprachen nicht redete. Außer den Sprachen interessierte er sich noch für Chemie, so lange man ihm Experimente vormachte, für Zeichnen und später auch für Militärisches. Eine Menge anderer Gegenstände wurde ihm eingebüffelt, aus denen er vermutlich ebensowenig Nutzen zog, als sie ihm Vergnügen machten. Am besten kann man seine geistigen Fähigkeiten wohl nach der Art seiner Regierung abschätzen, und da muß man offen gestehen, daß man von ihnen keine hohe Meinung bekommt. Er verstand es auch niemals eine Rede zu halten, die man ihm nicht vorher vorgeschrieben hatte und die er gewöhnlich ablas. Sogar dann, wenn es sich um so einfache Dinge handelte, wie Trinksprüche, beging er die Lächerlichkeit, diese bei der Tafel von einem Papier abzulesen! Wenn er dies bei gewissen Gelegenheiten nicht tun konnte, dann waren seine Äußerungen auch danach. Wenn er irgendeine Ausstellung zu besuchen hatte und man ihm diese zeigte, so wußte man schon im vorhinein, was man zu hören bekommen werde; es waren nämlich stets dieselben sich gleichbleibenden Phrasen: „Sehr schön! Das haben Sie wirklich gut gemacht! Ich hätte nicht soviel erwartet! Das übertrifft meine Erwartungen! Das muß Ihnen aber viel Mühe gekostet haben! Wirklich sehr gelungen! Ich bin von dem Gesehenen sehr befriedigt! Ich danke Ihnen, daß Sie mir Gelegenheit gaben, mich von Ihrer Tätigkeit zu überzeugen! Das alles ist ausgezeichnet! Es könnte wirklich nicht besser sein! Sie haben mir mit dem Gezeigten großes Vergnügen bereitet! Ich danke Ihnen allen für Ihre Bemühung und Ihren guten Willen.[31])

Ebenso war im vorhinein bekannt, welche Fragen der Kaiser

---

[31]) Jedenfalls verletzte er niemals jemanden durch Taktlosigkeit und Witze, wie solches einem anderen Monarchen vorgeworfen wird. Als ihm einmal bei Eröffnung einer Ausstellung einige neugeadelte jüdische Bankiers vorgestellt wurden, sagte er nur nachher leise zu Taaffe: „Um Himmelswillen, wie konntest du doch nur Leute mit solchem Äußeren mir zur Erhebung in den Adelsstand vorschlagen!?" Taaffe, der es stets verstand, der Beantwortung unangenehmer Fragen durch einen Witz auszuweichen, antwortete darauf „O, das ist noch gar nichts gegen ihr Inneres!"

an die Leute stellen würde, die ihm bei gewissen Anlässen vorgestellt wurden. Es war nämlich eine sich immer gleichbleibende Reihenfolge. Deshalb passierte einmal etwas recht Drolliges. In Budapest war Vorstellung der Delegationsmitglieder und die Auserkorenen standen in einer langen Reihe nebeneinander, die der Kaiser abschritt, an jeden eine Frage richtend: „Sind Sie zum erstenmal in der Delegation?" „Sie waren schon früher in der Delegation?" „Wie steht's in Ihrer Heimat?" „Was macht die Industrie bei Ihnen?" „Gehen Sie oft auf die Jagd?" „Sind Sie verheiratet?" „Wie gefällt Ihnen Budapest?" usw. Weil dies nun allgemein bekannt war, hatte sich ein wenig redegewandter Magnat, um nur ja nicht stecken zu bleiben, seine Antwort bereits zurecht gelegt. Nach seiner Rechnung mußte auf ihn des Kaisers Frage kommen: „Gehen Sie öfters auf die Jagd?" und so richtete er sich dementsprechend darauf ein.

War es nun Gedächtnisschwäche oder sonst ein Umstand, kurz, der Kaiser vergaß oder übersprang diesmal diese Frage und richtete anstatt dessen an den Magnaten die nächstkommende Frage: „Sind Sie verheiratet?" worauf der Magnat zum allgemeinen Ergötzen mit der vorbereiteten Antwort herausplatzte: „Manchmal, Majestät!"

Franz Josef sah den Unglücksmenschen erst verdutzt an, dann lächelte er und schritt weiter. Offenbar glaubte er, der Magnat wolle einen Witz machen.

Solche waren ihm aber sonst ziemlich fremd! Man weiß von keinem einzigen Witz, den er je gemacht hätte,[32]) und sein ganzes Wesen war überhaupt so trostlos nüchtern und trocken, daß es zweifelhaft erscheint, ob er überhaupt für Humor Verständnis hatte. Wenigstens liebte er es nicht, wenn man in seiner Gegenwart Witze machte, denn er selbst war stets ernst, und ich habe von niemand gehört, daß er ihn jemals habe so von Herzen lachen gehört. Auch **nicht vor** seinen häuslichen Unglücksfällen.

---

[32]) Frau Schratt erzählte allerdings einem Freunde, daß ihr der Kaiser einmal gesagt habe: „Ich habe schon viele dumme Kerle zu Ministern gemacht, aber ein solches Kamel wie den Goluchowski doch noch nicht!" Das halte ich aber für eine Erfindung, weil sich doch der Kaiser dadurch nur selbst geschlagen hätte!

Er hatte überhaupt seine Eigenheiten. Zu diesen gehörte namentlich zur Qual seiner geladenen Gäste, daß keine Mahlzeit, und wenn sie aus noch so viel Gängen bestand, länger als eine halbe Stunde währen durfte. Aus diesem Grunde glich eigentlich so eine Hoftafel einem Wettessen. Hinter dem Stuhle eines jeden Gastes stand ein Diener, welcher sofort den Teller wegzog und einen anderen vorsetzte, wenn der Gast seinen Teller auch nur einen Augenblick aus der Hand ließ. Der Kaiser schlang in Hast einige Bissen hinab und wechselte rasch die Teller. Also mutete er gleiches auch seinen Gästen zu! Da diese nun auf diese Art immer hungrig geblieben waren, hatte man — dem Kaiser unbekannt — folgenden Modus eingeführt. Je nachdem Zeit und Umstände es gestatteten, wurde entweder vor oder nach dem Festessen in einem anderen Raume für die Gäste das eigentliche Mahl aufgetragen, wo sie nach Belieben und in aller Ruhe ihren Appetit stillen konnten. Und wenn dann die Mahlzeit vorbei war, packten die Diener für jeden Gast alle Dinge, die sich verpacken ließen (also namentlich Süßigkeiten, aber auch kalten Braten), in große Pakete, die dann den Gästen mit nach Hause gegeben wurden. Auf diese Art wurde dann die eigentliche Festtafel zu einem fiktiven Schauessen. Ein Diplomat erzählte mir, wie er einmal mit besonderem Behagen sein Lieblingsgericht aufgetischt erhielt, aber nicht einmal einen Bissen davon zu sich nehmen konnte, weil er unvorsichtigerweise einen Augenblick lang die Hand vom Teller wegzog, um nach dem Glase zu langen, und der Diener dies rasch benutzte, um den eben vorgesetzten Teller wieder wegzunehmen, bevor er nur einen Bissen gekostet hatte!

Nicht minder drollig war es, wenn bei Cercle vor dem Throne des Kaisers und der Kaiserin ein Rudel Gäste vorbeigetrieben wurde, die im Gänsemarsch an den „Majestäten" vorüberzogen, ihre vorgeschrieben tiefe Verbeugung machten und lautlos wieder weitermarschierten. „Das erinnerte jedesmal an das Vorbeitreiben der Schafe vor einem Käufer!" (Äußerung eines derart Beglückten an den Verfasser).

Eine andere seiner Eigenheiten war die, daß man bei Audienzen absolut von nichts anderem sprechen durfte als das, was man vorher beim Ansuchen um die Audienz als Zweck angegeben hatte.

Es mag dies seinen Grund darin gehabt haben, daß Franz Josef selbst seine Unfähigkeit fühlte, Antwort zu geben, bevor er sich mit anderen Leuten darüber beraten hatte, also völliger Mangel an eigenem Urteile und Selbstbewußtsein. Dies hatte aber manche Nachteile. Gar oft hätte man dem Kaiser Winke geben können, die ihm nützlich gewesen wären, die aber ihm zu geben deshalb unmöglich war, weil seine Umgebung (die man ganz gut als eine Art Camarilla bezeichnen kann) dann die Audienz hintertrieben hätte. Ein befreundeter hoher Staatsmann sagte mir, er würde riskieren, daß ihm der Kaiser nach den ersten Worten den Rücken drehe, falls er sich erkühnen sollte, ihm von meinem Vorschlage zu reden, den Goluchowski in seiner Beschränktheit abgelehnt hatte, der aber für den Staat von großer Wichtigkeit gewesen wäre.[33] Der Staatsmann gestand zu, daß der Kaiser, wenn er davon wüßte, vermutlich besser als Goluchowski den großen Wert des Vorschlags für Österreich begreifen würde, aber da gäbe es keine Möglichkeit, ihm dies mitzuteilen! Ebenso unmöglich war es, den Kaiser mit meiner „Seeschiffahrt Gopčević" bekanntzumachen, trotzdem einer der beiden Generaladjutanten, der über meine Idee entzückt war,[34] die diesbezügliche Broschüre in den Bereich des Kaisers legte, so daß sie ihm hätte auffallen müssen.[35] An dem Umstande, daß der Kaiser nichts las, als was ihm unter den Zeitungsausschnitten vorgelegt wurde — also keine Bücher —, scheiterte der Versuch. Auch war es streng verboten, an den Kaiser irgendeine Frage zu richten, die nicht im dienstlichen Zusammenhange stand. Franz Josef umgab seine eigene Person mit einer chinesischen Mauer, und die Folgen zeigten sich leider später!

Selbst die größten Byzantiner wagen es nicht zu behaupten, daß Franz Josef für Künste, Wissenschaften und Musik Verständnis

---

[33]) Näheres darüber in meinem erwähnten Werke „Serbien, Österreich und Deutschland". 28. Kapitel.

[34]) Näheres im 25. Kapitel meines erwähnten Werkes „Serbien usw.".

[35]) Der Generaladjutant schrieb mir, er hätte seine Hoffnung darauf begründet, daß bei dem ungewöhnlichen Namensgedächtnis des Kaisers diesem mein Name hätte auffallen müssen. Denn er hatte ja schon siebenmal mit Gopcevic zu tun gehabt: viermal in erfreulicher und dreimal in unerfreulicher Weise; zweimal mit meinem Vater, dreimal mit mir und zweimal mit meinen Vettern.

hatte oder zeigte. Wenn er Kunstausstellungen eröffnete, so tat er dies nur, weil er es für die Pflicht eines Monarchen hielt, dies zu tun. Aber Vergnügen machte es ihm niemals. Und wenn man ihm auch einen noch so großen Schund in der Sezession vorführte, so einen Schund, daß einem normalen Menschen die Haare zu Berge stehen konnten oder er in lautes Gelächter ausbrechen mußte — Franz Josef sah sich das Geschmiere mit scheinbar ebenso großem Interesse an, wie das größte Kunstwerk, und sprach dann sein beständiges „Sehr schön!" Denn niemand kann sich erinnern, daß der Kaiser jemals etwas ihm Gezeigtes **nicht schön gefunden hätte.**

Darum konnte auch der übelberüchtigte Unterrichtsminister Wilhelm Ritter von Hartel ungestraft jahrelang die Staatsgelder für den Ankauf der scheußlichsten sezessionistischen Schmierereien **verschwenden.**[36])

Wäre Franz Josef nicht als Prinz geboren worden, sondern als Bürgerlicher, so hätte er es in der Beamtenlaufbahn zu einem ausgezeichneten Subalternbeamten gebracht, dessen Pflichtgefühl und Diensteifer musterhaft gewesen wären, der aber auch nie auf die Idee verfallen wäre, etwas vielleicht besser und praktischer zu machen, als ihm von der Dienstordnung vorgeschrieben war. Denn Initiative fehlte ihm vollständig. Er tat nur, was man ihm sagte. Jede Genialität war ihm nicht nur fremd, sondern geradezu ein Greuel! Deshalb konnte auch in Österreich ein Genie niemals vorwärtskommen, sondern es mußte entweder verkümmern oder es war gezwungen, ins Ausland zu gehen, wo es dann Anerkennung und Lohn fand. Deshalb war gegen Ende der endlos langen

---

[36]) Unter anderm für die von allen Kunstverständigen zurückgewiesene „Medizin" von Klimt. Dabei hatte Hartel die Frechheit, die französische Ausstellungskommission moralisch zu zwingen, diese Klexerei gegen ihren Willen zu prämiieren, damit er gewissermaßen gerechtfertigt dastehe! Denn die öffentliche Meinung, soweit sie noch vernünftig war, hatte sich entschieden mit Entrüstung gegen die Anbringung dieser Scheußlichkeit in der Universität gewehrt. Als nun der k. k. Botschafter Graf Welsersheimb das Bild in der Ausstellung sah und Hartel ihn fragte, wie es ihm gefalle, antwortete der Botschafter wahrheitsgemäß „Gar nicht! Ich finde es eine Scheußlichkeit!" worauf sich der Unterrichtsminister ärgerlich und enttäuscht abwendete.

Regierungszeit die allgemeine Klage: „Unter diesem Kaiser muß ja alles verdorren!", und es ging ein allgemeiner Seufzer der Erleichterung durchs Land, als er endlich das Zeitliche segnete — leider für das Reich um mehr als ein halbes Jahrhundert zu spät!

Im Einklang mit seinem Unverständnis geistiger Arbeit standen seine diesbezüglichen Belohnungen. Ich erinnere mich recht gut, wie oft ich empört war, wenn ich in derselben Nummer eines Blattes die verliehenen Auszeichnungen für geistiges Schaffen und für Schranzentätigkeit las! Als z. B. der Hofstaat einer Erzherzogin aufgelöst wurde, bekam man zu lesen, wie ihre Angestellten belohnt wurden: Da las man hintereinander, daß die Kunstmalerin welche die Erzherzogin im Malen unterrichtet hatte, das Silberne Verdienstkreuz bekam und der Türsteher für sein zehnjähriges Türöffnen das Goldene!

In derselben Nummer der Zeitung stand aber auch, daß ein Lehrer, der fünfzig Jahre lang sich mit den Kindern abgerackert hatte, nunmehr bei Eintritt in den Ruhestand das — Silberne Verdienstkreuz erhalten habe, dagegen ein Tafeldecker das Goldene — und dieses obendrein mit der Krone! Und ebenso erregte es allgemeinen Unwillen, als der Kaiser dem Kapitän des verpesteten Lloyddampfers „Berenice" das Ritterkreuz des Franz-Josef-Ordens verlieh und dem Schiffsarzte das Silberne Verdienstkreuz! Die Empörung war wohlbegründet, denn der Schiffsarzt allein war während der ganzen Reise mit den Pestkranken beisammen, also in ständiger Gefahr gewesen, während sich der Kapitän fern von jeder Gefahr gehalten hatte.

Auch mein Vater, dem es nicht in letzter Linie zu verdanken war, wenn 1849 Triest dem Reiche erhalten blieb, und der sich hochherzig erboten hatte, eine Flotte zur Entsetzung des blockierten Triest auszurüsten,[37]) erhielt das Ritterkreuz des Franz-Josefs-

---

[37]) Ganz abgesehen davon, daß bei seinem Tode 1861 die Triester Zeitungen besonders rühmend hervorhoben, daß er es gewesen sei, der als erster durch seine 24 Schiffe die österreichische Flagge in den fernsten Ozeanen bekanntgemacht hatte, weshalb sogar die Regierungen von Chile, Argentinien, Hayti und Hawaii bei ihm Kriegsschiffe bauen ließen; und ebenso, daß er bis zum Krimkriege den ganzen Handel an der unteren Donau und in den russischen Pontushäfen monopolisiert

Ordens (obendrein erst fünf Jahre später, anläßlich der Kaiserhochzeit!), während Leute, deren ganzes Verdienst darin bestand, daß sie dem Kaiser einen Brief überbracht hatten, das Großkreuz eines weit höheren Ordens erhielten! Und der Superintendent Saaf, der überhaupt keine Verdienste hatte als das, sein silbernes Jubiläum zu feiern, erhielt die Eiserne Krone mit dem damit verbundenen Ritterstand! Erfindern von weltbedeutenden Dingen (z. B. Röntgen) wurde keine kaiserliche Anerkennung zuteil, während irgendwelche Allerweltsanstrudler, die ein Huldigungsgedicht eingesandt hatten, außer schriftlicher Anerkennung noch ein wertvolles Schmuckstück erhielten! Wenn aber ein Monarch derart seine Belohnungen verteilt, so genügt das allein schon, um auf seine geistigen Fähigkeiten zu schließen!

Auch mit den kaiserlichen Spenden war es so etwas Eigenes! Wie oft konnte man lesen, daß der Kaiser für diese oder jene Kirche im Auslande Hunderttausende gespendet habe, während er gleichzeitig die verarmten Bewohner eines abgebrannten Ortes im Inlande mit ein paar Tausend Gulden abspeiste. Schenkte er doch alljährlich dem Papst eine zwischen 80 000 bis 800 000 Kronen schwankende Summe in einem goldenen Kästchen, während er gleichzeitig für Tausende von durch Überschwemmung im eigenen Lande zugrunde gegangenen Leuten nur wenige Tausend übrig hatte!

Derlei erzeugte immer bittere Glossen im Volke und die „Gutgesinnten" bemühten sich dann, Franz Josef mit seiner „Umgebung" zu entschuldigen, die ihm das so vorschreibe, denn wenn er selbst darüber nachdächte, könnte er unmöglich in seinen Belohnungen und Geschenken so schreiende Ungerechtigkeiten **) und

---

hatte. Über seine politischen Verdienste gelegentlich der Triester Blokkade und 1852 durch Verhütung des in den Bocche drohenden Aufstandes werde ich in späteren Kapiteln noch zu sprechen haben.

**) Über sein Gerechtigkeitsgefühl kann man auch nach folgendem urteilen. In Böhmen hatte ein schurkischer, vertierter oder verblödeter Richter ein 15jähriges Mädchen zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt, weil es aus Naschhaftigkeit einem Kinde auf der Gasse ein Stück Kuchen im Werte von 20 Kreuzern weggenommen und selbst gegessen hatte. Als darob die ganze Presse in empörten Wutschrei ausbrach und man dem Kaiser davon Mitteilung machte, auf daß er das Mädchen begna-

Lächerlichkeiten begehen. Aber traurig genug, wenn ein Monarch so wenig selbständig ist und nicht so viel eigenen Verstand besitzt, um nicht selbst urteilen zu können! Denn schließlich erstrecken sich doch diese Dinge auf einen Zeitraum von 68 Jahren, während welcher Zeit Franz Josef genug Erfahrungen gesammelt haben konnte.

Nach dem Gesagten darf es auch nicht wundern, wenn Franz Josef fast niemals für irgendwelche wissenschaftliche Zwecke Geld hatte, wohl aber für klerikale in Hülle und Fülle. Man redete sich aus, daß ja der Kaiser so viel spende, daß er jährlich mindestens einige hunderttausend Kronen verausgabe — natürlich ohne das Geschenk an den Papst zu rechnen — und daß er jedenfalls immer noch hundertmal mehr als z. B. Kaiser Wilhelm II. spende, der sich meist damit begnüge, den Beglückten seine Photographie mit eigenhändiger Unterschrift zu senden.[39]) Aber man übersah dabei, daß doch der Kaiser vom Volke jährlich 22 600 000 Kronen geschenkt erhielt!

Daß der Kaiser Franz Josef gerade für klerikale Zwecke und Kirchen sowie für den Papst eine so offene Hand hatte, hängt mit seiner klerikalen Erziehung zusammen. Denn Bombelles hatte darauf gesehen, daß dem Kinde das klerikale Gift schon frühzeitig eingeimpft werde.[40]) Die Habsburger waren (mit Ausnahme des Kaisers Josef II. und einiger Erzherzoge — unter diesen Johann Salvator, Ludwig Salvator und Otto) insgesamt durch ihre Erzie-

---

dige, entsprach er diesem allgemeinen Verlangen, aber wie? . . . Die Begnadigung bestand darin, daß er die Strafe auf — zwei Jahre Zuchthaus herabsetzte!

[39]) Heiterkeit und Glossen erregte es in Wien, als einmal Wilhelm II. dem Kaiser Franz Josef, bei dem er mit Gefolge einige Tage zu Gast gewesen war und der ihm zum Abschied obendrein ein auf mehrere hunderttausend Gulden bewertetes Bild geschenkt hatte, als Gegengeschenk — „40 von ihm selbst mit peinlichster Sorgfalt ausgesuchte Photographien von den letzten Manövern" schickte!

[40]) Die Bigotterie des Kaisers veranlaßte ihn auch, alljährlich mit entblößtem Haupte hinter dem Erzbischof herzuschreiten (auch bei glühender Sonne oder strömendem Regen!), wenn dieser beim Fronleichnamsfest durch die Straßen zog — aber selbst gegen Sonne und Regen durch den „Himmel" geschützt! Ein peinlich wirkendes unwürdiges Schauspiel!

hung bigott, besonders die Erzherzoginnen, die zu wahren schwachsinnigen Betschwestern erzogen wurden. Namentlich die Erzherzogin Marie Valerie kann an Fanatismus mit spanischen Mönchen des Mittelalters wetteifern und erregte besonders damals allgemeinen Abscheu, als sie es durchsetzte, daß eine Kindesmörderin hingerichtet wurde, die der Kaiser schon begnadigen wollte. Deshalb sagte einmal ein Abgeordneter im Parlament (gelegentlich der Erörterungen über die unerhörte Zumutung des Kaisers, angesichts der allgemeinen Not seine Zivilliste noch um 4 Millionen pro Jahr zu erhöhen) unter Heiterkeit des Hauses und der Galerien:

„Ich sehe nicht ein, wie wir dazu kommen, deshalb um so viel mehr zu zahlen, weil sich die Erzherzoge wie die Küniglhasen (Kaninchen) vermehren! Vor fünfundzwanzig Jahren gab es nur 87 Erzherzoge und Erzherzoginnen; jetzt ist deren Zahl bereits auf 126 angewachsen! Ich beantrage daher, daß man alle Erzherzoge kastriere und die Erzherzoginnen in ein Kloster stecke, wo sie sich in ihrer geistigen Beschränktheit ohnehin wohler fühlen und besser am Platze sein werden als in der Welt, wo man Kinder zeugt!"

(Daß der Abgeordnete zur Ordnung gerufen wurde und Entrüstung bei den Konservativen und Klerikalen erregte, ist ebenso selbstverständlich, wie daß die Sozialisten, Deutschnationalen und wirklich Freisinnigen Beifall bezeugten.)

Diese klerikale Manie der Habsburger reicht bis zu ihrem Ahnherrn Rudolf I. zurück, der ja bekanntlich von einem Geistlichen zur Kaiserwahl vorgeschlagen wurde, weil er ihm einmal sein Pferd geschenkt hatte! Niemals vergaßen die Beichtväter der Habsburger, dies ihren Beichtkindern als besten Beweis dafür anzuführen, daß Gott diejenigen zu belohnen wisse, die seinen Dienern gefällig sind. So dürfen wir uns auch nicht wundern, in der Reihe der Habsburger jenes Scheusal Ferdinand II. zu finden, der in allen seinen Landen den Protestantismus mit Feuer und Schwert ausrottete, erklärend, lieber über Einöden als über Ketzer herrschen zu wollen, und der damit den Dreißigjährigen Krieg in die Länge zog. Ich konnte es darum meinem Oheim, dem berühmten Prof. Karl Wurzinger, niemals verzeihen, daß er für sein herrliches, im Wiener Kunsthistorischen Museum hängendes Riesenbild keinen

andern Vorwurf wußte, als die Szene, wie sich Ferdinand II. weigert, den ihm von Thonradl vorgelegten Akt der Religionsfreiheit zu unterzeichnen und er durch die einreitenden Dampierreschen Kürassiere gerettet wird.

Merkwürdigerweise machte es aber auf die Habsburger gar keinen Eindruck, als der Burgkaplan des Kaisers Josef I. diesen durch Geistererscheinungen zu erschrecken suchte. Er hatte sich nämlich als Geist verkleidet und erschien allnächtlich dem Kaiser, um ihn vor der Freundschaft mit dem zu Gast weilenden August dem Starken zu warnen. Als endlich Josef I. sich dem Freunde anvertraute, bat ihn dieser, mit ihm das Bett zu tauschen. Und als um die Geisterstunde wieder der Geist erschien und seine Beschwörung begann, erhob sich August der Starke aus dem Bette, packte ohne viel Federlesens den Geist um die Mitte und warf ihn zum Fenster hinaus.

Andern Morgens fand man unten den Burgkaplan im Geisterhemd zerschmettert liegen.

Trotz dieses warnenden Beispiels haben sich die meisten Habsburger wieder und wieder von ihren Beichtvätern betören lassen und sind auf Hokuspokus hineingefallen. Noch heute ist nicht aufgeklärt, was der Zweck der Erscheinungen der „Weißen Frau" in der Mitte der siebziger Jahre war. Damals sahen nämlich die in der Hofburg aufgestellten Wachen allnächtlich eine weiße Gestalt durch die Gänge schweben und in des Kaisers Gemächern verschwinden, die sie für die „weiße Frau" hielten und nicht anzuhalten wagten. Als schon die Zeitungen mehrere Tage lang darüber gesprochen hatten, faßte sich ein beherzter Posten den Mut, den Geist anzuhalten und ihm, als er nicht stehen bleiben wollte, das Bajonett in den Leib zu rennen. Obwohl man nun meinen sollte, daß Geister blutlos sind, färbte dennoch in diesem Falle Blut das weiße Hemd. Der Posten erstattete Meldung und — von diesem Augenblicke an war der Soldat unauffindbar! Was mit ihm geschehen, weiß man nicht und die Sache wurde vertuscht. Wenigstens schrieb das „Neue Wiener Tageblatt", es dürfe in dieser Angelegenheit weiter nichts mehr sagen, weil es von sehr hoher Seite gebeten wurde, weiterhin Schweigen zu bewahren. Aber im Volke munkelte man zweierlei: daß es galt, den Kaiser zu beein-

flüssen, oder daß es sich um ein Liebesabenteuer handle, an denen ja die Habsburger Familienchronik so ungemein reich ist, wie wir noch sehen werden.

Der Einschlag ins Klerikale beim Kaiser ist also gut verständlich und er trägt die Hauptschuld an der elenden Regierung und der Reaktion sowie an den meisten verhängnisvollen Entschlüssen und Beschlüssen des Kaisers. Dies festzustellen, werden wir noch wiederholt Gelegenheit haben.

Über die Erziehung Franz Josefs möchte ich nachstehende Sätze aus der „Geschichte Österreichs" von Helfert wiedergeben:

„Dem Grafen Coronini (der unmittelbare Erzieher unter Oberaufsicht des Grafen Bombelles), Militär von den starrsten Ansichten, in allen Dingen zumeist auf das Äußerliche, auf Haltung und Formen bedacht, waren es ein stramm zurückhaltendes Wesen und Fernhalten eines jeden vertraulich aufmunternden Umganges, worin er die Würde des künftigen Beherrschers eines weiten Reiches setzte. . . Leider waren in der Auswahl der Lehrer der Ayo und der Erzieher nicht überall glücklich. . . . Aber die Rücksicht auf kirchliche Untadeligkeit hätte nicht für den als Lehrer zu Berufenden allein maßgebend sein sollen und es durfte nicht ihretwillen das eigentliche Können und Wissen derselben bloß nebenher in Frage kommen. . . ."

„Erzherzog Franz, von allem Anfang an ernst und gemessen, blieb zwar derartigen (Foppereien eines Lehrers durch seinen Bruder Ferdinand) fern, allein daß bei ihm ein Lehrer solcher Beschaffenheit nicht von besonderem Einflusse sein konnte, braucht nicht erst gesagt zu werden. In anderer Weise wurde bei dem für einen künftigen Monarchen so wichtigen Lehrfache der Geschichte fehlgegriffen. . . . Was ihm geboten wurde, war ein geistloses Gemengsel von Kirchen- und Profangeschichte, in der letzteren vorzüglich auf Stammbäumen auf- und abkletternd, eine trockene Aufzählung von Begebenheiten mit sorgfältiger Vermeidung von jeder Anregung zu eigenem Urteil. . . ."

„Sein Erzieher hatte es nie daran fehlen lassen, seinem Zöglinge immer zu wiederholen, es sei die Armee, die, was da auch kommen möge, die erste Rolle zu spielen berufen sei. . . ."

„Der Erzherzog, noch halb Knabe, erschien in sich gekehrt,

schweigsam; er hatte etwas Verschlossenes, man konnte sagen, Trotziges an sich. Dabei war er sehr scheu, ohne Vertrauen in seine eigene Kraft. Vor dem Pferde hatte er gewaltigen Respekt. Oft genug hat es Tränen gekostet, ehe er es über sich brachte, es zu besteigen. . . ."[41])

„Den Abschluß (der militärischen Ausbildung) verhinderten die einbrechenden Ereignisse; vergleichende Heeresorganisation, Kriegsgeschichte und Strategie, welche die Krone des Ganzen bilden sollten, bekam der Erzherzog nicht einmal in den Anfangsgründen zu hören. . . ."

„Alle Sonntage verfügte er sich in die Staatskanzlei, wo ihn etwa eine Stunde lang Fürst Metternich in die Geheimnisse der Regierungskunst einweihte."

Dann bestätigt Helfert (der hochkonservativ, aber ein heller Kopf und unparteiisch war), den Mangel an Kunst- und Musik-

[41]) Ein desto vorzüglicherer Reiter war aber Franz Josef dann in späterer Zeit. Ebenso ein ausgezeichneter Schütze, was vielleicht mit seiner Liebhaberei für die Jagd zusammenhing. (Übrigens seine einzige Liebhaberei.) Da er auf den Jagden in den Alpen im steirisch-tirolischen Jägerkostüm ging, hatte er manches Abenteuer. Allgemein belacht (und uns gelegentlich des Vortrags über den Auerhahn im Gymnasium schon 1865 vom Professor erzählt) wurde folgender Vorfall: In seiner Ungeduld machte der Kaiser auf der Auerhahnjagd in Tirol zwei Schritte statt nur einen, als der Auerhahn balzte, und dieser flog deshalb fort. Der den Kaiser begleitende Tiroler war darüber so empört, daß er laut fluchte und dem Kaiser Vorwürfe machte. Als ihn Franz Josef mit den Worten beruhigen wollte: „Er wird schon wieder kommen!" entfuhr es den Lippen des braven Tirolers: „Ja, scheißen wird er dir etwas!"

Des Kaisers Oheim, Erzherzog Albrecht, erlebte übrigens ähnliches in Salzburg noch kurz vor seinem Tod. Er begegnete einem alten, schwer mit Reisigbündeln bepackten Mütterlein, das obendrein ein Kind am Arm trug. Mitleidig erbot sich der (in einem stark mitgenommenen Jagdkostüm steckende) Erzherzog, ihr das Kind zu tragen. Die Alte aber antwortete: „Könnt' mir einfallen, das Kind einem so alten Krauterer anzuvertrauen, der so patschet aussieht, daß er es höchstens fallen laßt! Da nimm das Holz, wannst schon was tragen willst!" Und ohne Antwort zu erwarten, lud sie dem Erzherzog das Reisig auf. Er trug es übrigens gutmütig bis sie zur Stadt kamen, wo er erkannt und als „kaiserliche Hoheit" angeredet wurde. Was fast die Bäuerin veranlaßt hätte, das Kind fallen zu lassen.

verständnis Franz Josefs, sein außerordentliches Physiognomiengedächtnis, seine Schießfertigkeit als Schütze, seinen persönlichen Mut, seine Beherrschung des Magyarischen, die ihm von den Magyaren so hoch angerechnet wurde, und den fürchterlichen Haß, den sich Bombelles bei der ganzen Bevölkerung zugezogen hatte, die 1848 des letzteren Entlassung erzwang.

Wenn nun ein Thronfolger in einer solchen Weise erzogen wird, wie wir eben von Helfert gehört haben, darf es nicht wundern, wenn als Folge davon ein in jeder Beziehung völlig unfähiger Monarch herauskommt. Coronini trägt also Schuld, daß Franz Josef zeitlebens persönlicher Freunde entbehrte, denn er hielt sie im Gefühle seines Zäsarentums alle fern vom Leibe. Ebenso, daß Franz Josef auf nichts sah als nur auf äußere Formen and Äußerlichkeiten. Das hatte zur Folge, daß es selten einen Monarchen gegeben haben wird, der eine so unglückliche Hand in der Wahl der Personen zeigte, denen er die höchsten Stellen in der Zivil- und Militärverwaltung anvertraute.

Seine mangelnden Geschichtskenntnisse verhinderten, daß er aus den furchtbaren Lehren der Weltgeschichte die entsprechenden Folgerungen zog. Und das vordringliche Hervorheben des Wertes der Armee als Stütze jedes Monarchen, um ein Volk auch gegen seinen Willen ins Joch zu zwingen und sich untertänig zu machen, erklären es, daß Franz Josef zeitlebens nur für das Heer Interesse und Fürsorge zeigte. Während er den Magyaren in allem nachgab, was Österreich schädigen konnte — sobald sie nur an seinem geliebten Heere zu rütteln begannen, stießen sie bei ihm auf den starrsten Widerstand; — einen Widerstand, den er leider sonst nie bei anderen viel notwendigeren Gelegenheiten zeigte.

Auch daß er nur einseitig militärisch ausgebildet wurde, erklärte seine spätere militärische Unfähigkeit. Hätte er als Bürgerlicher die Militärlaufbahn ergriffen, so hätte er es zeitlebens höchstens zum Hauptmann gebracht, und da wäre er erst nur das gewesen, was man in Österreich einen „Kommißknopf" nennt, d. h. einen Drillmenschen, der nur auf Formen sieht, nicht aber auf den Geist, und der den Soldaten nur als Maschine auffaßt [*]. Gleich

[*] Ein sehr fähiger Major hatte bei einem Manöver in Mähren eine geniale, aber nicht vorgeschriebene Bewegung gemacht. Statt dies zu be-

Friedrich Wilhelm I. war er nur Soldatenspieler, dem strammes Exerzieren und tadellose Montur die Hauptsache war. Der talentierte Erzherzog Johann Salvator wurde gemaßregelt, als er sich erdreistete, in seinem Buche „Drill oder Erziehung?" anderer Meinung zu sein als der Kaiser.

Es ist in dieser Beziehung bezeichnend, daß der Wiener Witz ihm schon nach 1866 die Grabschrift andichtete:

„Hier liegt Franz Josef, der Kaiser,
Doch leider Gottes kein weiser!
Wandrer, fliehe schnell von hier,
Sonst steht er auf und exerziert mit dir!"

Sein Nichtstudium der höheren Militärwissenschaften, namentlich der Strategie, trug nicht wenig schuld an den Ereignissen von 1859 und 1866, denn er verstand es nicht, seine fähigen Generale zu erkennen, und gab zu hirnlosen Kriegsplänen seine Zustimmung. Wie denn auch die fehlerhaften strategischen Maßnahmen von 1859 zum Teil auf seine Rechnung kommen, weil er ja nominell den Oberbefehl führte, jedenfalls also seine Zustimmung dazu geben mußte.

---

14. Franz Josefs Verhältnis zu seiner Familie.

Von großem Verhängnis für Franz Josef wie für das Reich war es, daß er schon bei seiner Thronbesteigung mit einem Kammervorsteher behaftet war, der sich als sein böser Dämon entpuppte.

---

wundern und das strategische Talent des Majors daraus zu erkennen, war der Kaiser nur wütend, daß der Major durch seine Genialität den schwerfälligen Manöverplan über den Haufen geworfen hatte. Er kanzelte deshalb — ein echter Kommißknopf! — den braven Major wie einen Schulbuben ab! Als er geendet hatte, salutierte der Major ohne ein Wort zu sagen, wandte sein Pferd und ritt stracks vom Manöverfeld weg. „Ja, wohin reiten Sie denn?" rief ihm Franz Josef verdutzt nach. „In Pension, Majestät!" rief der Major zurück, ohne sich umzuwenden; ritt nach Hause und setzte sofort sein Abschiedsgesuch auf, das auch bewilligt wurde. Ein Napoleon I. hätte vermutlich den Major sofort zum Obersten befördert, ihn im Auge behalten und vielleicht dann in ihm einen Feldherrn gefunden, wie es deren mehrere unter seinen Marschällen gab, die binnen wenigen Jahren vom Gemeinen zu kommandierenden und obendrein siegreichen Generalen aufgestiegen waren!

Es war dies der übelberüchtigte Graf Grünne. Als ich in den siebziger Jahren fast allabendlich in einer an die Erzherzogloge des Wiener Opernhauses grenzenden Loge einen General sah, dessen Gesichtszüge mir im höchsten Grade widerwärtig waren, weil sie mir brutal und lasterhaft erschienen, erkundigte ich mich einmal bei meinem Nachbarn, ob er den General kenne.

Erstaunt antwortete er:

„Ja, kennen Sie den General Graf Grünne nicht? Der Mensch ist doch bekannt wie das falsche Geld!"[43])

Es war ein Graf S., mit dem ich nun bekannt wurde, und der mir über Grünne eine Menge Dinge erzählte, die ich hier wiedergeben will.

Grünne war danach eine der gewissenlosesten Kreaturen, deren einziges Bestreben es nur war, sich nach obenhin beliebt zu machen und dabei seinen Vorteil zu finden. Weil er früh die überaus sinnliche Natur Franz Josefs erkannte, war sein Plan gefaßt, sich ihm dadurch unentbehrlich zu machen, daß er ihm den Leporello abgab. Die meisten der mehr oder minder offenkundigen und teilweise anstößigen Verhältnisse des Kaisers waren der Vermittlung Grünnes zu verdanken. Wenn die beiden auf die Jagd nach Steiermark gingen, wo die ländlichen Schönen nicht in dem Rufe stehen, der biblischen Susanna zu gleichen,[44]) so wußte es Grünne

---

[43]) Grünne wurde in den fünfziger Jahren von der ganzen Bevölkerung glühend gehaßt. Als zur Hochzeit des Kaisers Beleuchtung Wiens anbefohlen wurde, stellte ein Schuster ein Transparent vor das Fenster, auf dem man las: „Österreich blühe und Grünne fort!

Von der Polizei sollte er deshalb bestraft werden. Da redete er sich pfiffig aus, nur seine Unkenntnis der Rechtschreibung habe ihn veranlaßt „Grünne" statt „grüne" zu schreiben. Das hinderte aber nicht seine Verurteilung.

Ferner erzählte man sich damals in Wien, der Kaiser habe bei Besuch des Brucker Lagers sich gewundert, keine Aborte vorzufinden, und deshalb einen slavischen Soldaten gefragt, wo denn die Leute dann ihre Notdurft verrichten? Da habe der Soldat geantwortet: „Majestät, wir alle scheißen auf Grünne". Auch hier habe er sich mit seinem mangelhaften Deutsch ausgeredet und behauptet, er hätte nur sagen wollen „auf das Grüne".

[44]) Mir ist dieses Gleichnis unwillkürlich gewohnheitsmäßig in die Schreibmaschine gerumpelt, obwohl ich es eigentlich nicht recht stich-

(den der Kaiser zu seinem Generaladjutanten gemacht hatte) immer so einzurichten, daß sie bei irgendeiner hübschen Förstersfrau oder Sennerin oder sonst einer Schönen einzukehren hatten, deren Verhältnisse Grünne schon vorher ausgekundschaftet hatte. Weil der Kaiser, ebenso wie Grünne, bei solchen Jagden immer nur das gewöhnliche steirische Jägerkostüm trug (was ihnen einmal — da sie unerkannt bleiben mußten — sogar Prügel eintrug, die ahnungslos verabreicht wurden), wußten die wenigsten Schönen, wer sie mit seiner Gunst beglückt hatte.[45]) Wenn nun das Abenteuer Folgen hatte, setzte Franz Josef immer regelmäßig 40 000 Gulden aus, die dem Kinde angelegt werden sollten. Es schien aber dem Grafen S. zweifelhaft, ob sich Grünne jedesmal seiner diesbezüglichen Mission richtig entledigt habe, denn einmal traf er ein Mädchen, das sich bitter beklagte, daß der Kaiser ihr nur 5 Gulden monatlich für das Kind zahle. Es ist möglich, daß dies zu Ohren des Kaisers kam und Grünnes Ungnade veranlaßte oder zu ihr beitrug. Ein andrer Grund aber, der Grünne — wenigstens zeitweilig — beim Kaiser unbeliebt machte, war ein Mißgriff, den er sich zu Schulden kommen ließ und der ernste Folgen hatte. Franz Josef wurde nämlich von einem Mädchen, das ihm Grünne zugebracht hatte, angesteckt und teilte seinerseits die Krankheit seiner Gemahlin mit, die deshalb sich von ihm trennte und nach Madeira ging, wo sie sich auskurieren ließ. Die kaiserlichen Gatten blieben dann über ein Jahrzehnt lang getrennt, indem die Kaiserin nach Gödöllö ging, wenn der Kaiser in Schönbrunn war, oder umgekehrt, so daß sie mit ihm nie unter einem Dache weilte. Erst gelegentlich der silbernen Hochzeit kam es zur Versöhnung zwischen beiden.

---

haltig finde. Denn daß die biblische Susanne den Verlockungen der beiden ausgemergelten Greise keuschen Widerstand leistete, ist noch kein Beweis dafür, daß sie ein Muster von Keuschheit war. Diesen Beweis hätte sie erst dann erbracht, wenn die beiden Versucher von Kraft strotzende Jünglinge gewesen wären, die ihr obendrein kostbare Geschenke und Bürgschaft gegen etwaige Folgen geboten hätten.

[45]) Mir ist eine Förstersfrau bekannt, bei welcher der Kaiser durch ihren Gatten überrascht wurde, der ihn im ersten Zorn erschießen wollte, aber davon Abstand nahm, als sich der Kaiser zu erkennen gab und reichliche Entschädigung zusagte.

Schon früher hatte die Kaiserin Elisabeth (mit der sich Franz Josef am 24. April 1854 vermählt hatte) viel von seinen Seitensprüngen zu leiden. Anders geartet als Königin Natalija, die offen Skandal machte, wußte sie ihre Würde zu wahren, indem sie tat, als ob sie das alles nicht wüßte. Aber ihre böse Schwiegermutter, die Erzherzogin Sofie selbst war es, die ihr mit echt weiblicher Bosheit immer von solchen Seitensprüngen Kunde gab, um sie zu kränken. Namentlich das Verhältnis des Kaisers zu Mitgliedern der Hoftheater war ihr schmerzlich, weil diese Verhältnisse stets öffentliches Geheimnis waren. In Wien machte man darüber vielfach Witze. Als z. B. der Kaiser sein Verhältnis mit der Roll hatte, legte man sich die Frage vor: „Welches ist dem Kaiser das liebste Kronland, in dem er sich nämlich am liebsten aufhält?" und gab die Antwort: „Tirol". Und den Verlust der Schlacht von Solferino erklärte man folgendermaßen. Während der Schlacht langweilte sich der Kaiser und wurde von Sehnsucht nach seiner Geliebten, der Kunstreiterin Renz erfaßt. Deshalb brach er plötzlich in den Ruf aus: „Renz! Renz!" Die Soldaten verstanden dies aber als „Rennt's! Rennt's!" und begannen demgemäß zu rennen.

Ebenso wurde die Szene vermerkt, wie die Sängerin Rabatinsky einmal einen solchen Blick zum Kaiser in die Hofloge sandte, daß die neben dem Kaiser sitzende Kaiserin empört aufsprang, mit Heftigkeit den Stuhl zu Boden schleuderte und die Loge verließ. Sie ging auch seither nie wieder in die Oper, wenn die Rabatinsky sang. Deren Entlassung konnte sie aber nicht durchsetzen, weil sie über den Kaiser keine Macht hatte.

Noch in seinen alten Tagen war das Verhältnis des Kaisers zur Hofschauspielerin Schratt in aller Munde. Diese blieb noch in späteren Jahren seine Vertraute unter dem harmlosen Namen einer „Vorleserin". Es war bekannt, daß er lange Zeit hindurch allabendlich bei ihr weilte.[48])

[48]) Die Schratt benutzte ihren Einfluß, um eine Menge Freunde und Kollegen zu protegieren. Viele der Burgschauspieler und -schauspielerinnen verdankten ihr ihre Anstellung. Oft geschah dies aus Freundschaft, oft aber auch aus eigennützigen Gründen. So z. B. kam nach dem bosnischen Feldzuge durch eine Gerichtsverhandlung heraus, daß ein Lieferant, der wegen betrügerischer Heereslieferungen zu Zuchthaus

Durch des Kaisers beständige Untreue wurde die Kaiserin ganz verbittert und schießlich so menschenscheu, wie sie zuletzt war. Ihre Neigungen waren auch ganz andere als die des gekrönten Gatten, und geistig stand sie hoch über ihm. Während der Kaiser nie etwas las, weil er für keine Art Literatur irgendwelchen Sinn oder Verständnis hatte — er las nur dasjenige, was man eigens für ihn aus allen möglichen Zeitungen ausgeschnitten hatte, und auf diese Art wußte er nie etwas über die wahren Vorgänge in der Welt und noch weniger über die wahre Stimmung im Volke, daher seine Mißregierung leicht erklärlich ist! — war die Kaiserin eine eifrige Leserin guter Literatur. Bekannt ist auch ihre besondere Verehrung für Heine, dem sie in ihrem Schlosse Achillíon auf Kérkyra (Corfù) ein Denkmal setzen ließ, den Dichter in tiefer Melancholie versunken, darstellend, mit einer hervorquellenden Träne und der Unterschrift: „Was will die einsame Träne?"[47]) Diese Verehrung für Heine steht im schroffen Gegensatz zu dem Hasse, mit dem Heine von Wilhelm II. verfolgt wurde, der es nicht zuließ, daß man dem Dichter der „Schloßlegende" ein Denkmal setzte, das er doch — weil seine persönliche Charakterlosigkeit mit den dichterischen Leistungen nichts zu tun hat — als größter deutscher Lyriker wohl verdient hätte. Denn die erste Tat Wilhelms nach Ankauf des Schlosses Achillion war, das Denkmal hinauszuwerfen, das dann in Hamburg ein Heim fand, wohin des Kaisers Macht nicht reichte. Allerdings war die „Schloßlegende" stark, aber immerhin hatte der Dichter doch in der letzten Strophe gerade für des Kaisers Vater eine rühmliche Ausnahme gemacht.

Es ist begreiflich, daß sich eine so ausgestattete Frau an der Seite eines so unsäglich nüchternen und ihr obendrein beständig untreuen Gatten nicht glücklich fühlen konnte, und daß sie sich immer mehr zurückzog und im Reiten und Jagen ihre Zer-

---

verurteilt wurde, die Lieferungen nur dadurch bekommen hatte, daß er der Schratt eine Provision davon versprochen hatte.

[47]) Bekanntlich Beginn eines Heineschen Gedichtes mit der Fortsetzung: „Sie trübt mir ja den Blick! Sie blieb aus alten Zeiten in meinem Auge zurück!"

streuung suchte.*) Das ärgerte namentlich die Wiener, die ihr nicht verziehen, daß sie sich so selten in Wien sehen ließ und es vorzog, sich von den Magyaren umschmeicheln zu lassen. Diesen sagte sie jedesmal, so oft sie Ungarn verließ: „Ich freue mich schon wieder auf die Zeit, wo ich wieder zu Hause sein werde!" Aber die Wiener waren selbst schuld an ihrer Abneigung gegen Wien, weil sie sie erstens bei ihren Spaziergängen mit ihrer widerlichen, törichten Neugier belästigten, und dann, weil sie so böse Zungen hatten. Weil nämlich das Zerwürfnis zwischen den kaiserlichen Gatten bekannt war, knüpfte man allerlei ehrenrührige Vermutungen daran: die Kaiserin tröste sich mit magyarischen Magnaten (die Grafen Karoly, Andrassy und Hoyos wurden in erster Linie genannt); ja man ging so weit zu behaupten, die Erzherzogin Marie Valerie, die nach zehnjähriger Pause geboren wurde, sei Kind des Grafen Károly, obgleich ihr Typus eher habsburgisch ist und ihre Geistesanlagen erst recht. Man erzählte sich, daß Elisabeth in der kaiserlichen Manege sich von der Kunstreiterin Loisset (die ihr tatsächlich Unterricht gab) in der Kunstreiterei ausbilden lasse und sogar im Trikot diesbezügliche Kunststücke zu Pferde mache, als Reifendurchspringen! Daß die Kaiserin der Loisset ein prachtvolles Pferd (ich glaube, es hieß „Byron") zum Geschenk machte, das diese dann zuschanden ritt, gab den wilden Gerüchten nur Nahrung. Später spottete man über ihre griechischen Studien und verdächtigte sie mit ihrem griechischen Lehrer. Entblödete sich doch der Prinz Egon Karl Hohenlohe-Waldenburg nicht, seiner Maitresse Angelina gegenüber anzüglich zu spotten, als in den Zeitungen stand, die Kaiserin habe ihren bisherigen griechischen Lehrer durch einen anderen ersetzt, „weil er nicht mehr imstande war, mit ihr Schritt zu halten"!

Vermutlich kam der Kaiserin zu Ohren, wie man in Wien über sie sprach, und das mag dann zu ihrer Abneigung gegen Wien beigetragen haben. Immerhin waren diese ihre Unterhaltungen besser, als wenn sie sich in Politik gemischt hätte, wie dies zum Schaden

*) Ein Frauenleiden hinderte sie in späteren Jahren, das Pferd zu besteigen und zu jagen, was sie früher so leidenschaftlich betrieben hatte, daß sie wiederholt mit Riesengefolge nach Irland ging, um dort tolle Hetzjagden mitzumachen.

Deutschlands die Kaiserin Victoria (Friedrich) tat, die nicht deutsche, sondern englische Interessen vertrat, weil sie sich in erster Linie als Britin fühlte — so wie die Kaiserin Zita (von der im 34. Kapitel die Rede sein soll) sich als Italienerin fühlte und danach handelte.

Was Franz Josefs Beziehungen und Verhalten zu seinen übrigen Familienmitgliedern betrifft, so werden wir diese später näher beleuchten. Vorerst wollen wir sein Verhältnis zu seinem ältesten Bruder Ferdinand Max besprechen.

---

15. Franz Josef und Erzherzog Ferdinand Max.

Unsere Byzantiner haben nie versäumt, auf die vielen Schicksalsschläge hinzuweisen, die Franz Josef durch das tragische Geschick seiner nächsten Familienmitglieder erlitt. Dabei fehlt natürlich auch niemals der Hinweis auf die Hinrichtung seines Bruders Ferdinand Max, der bekanntlich am 19. Juni 1867 auf dem Cerro de las Campanas bei Querétaro erschossen wurde. Die unparteiische Geschichtsforschung muß aber feststellen, daß dieser Tod eben dem Kaiser Franz Josef zur Last gelegt werden muß. Dieser hätte seinem Bruder nämlich ganz gut das Leben retten können, wenn es ihm darum zu tun gewesen wäre. Und diese Behauptung will ich auch begründen.

Mein unvergeßlicher Freund, der mexikanische Oberst und Militär-Attaché, Baron Carlos von Gagern, einer der geistreichsten Schriftsteller, dessen Denkwürdigkeiten „Tote und Lebende" (Berlin 1884, Abenheim) in jeder Beziehung zu den ausgezeichnetsten Werken des deutschen Schrifttums und namentlich der Selbstbiographien gehören, ein Mann, der in bezug auf Unparteilichkeit und Unbefangenheit geradezu Fanatiker genannt werden kann und sich (ebensowenig wie ich selbst) nie scheute, die Dinge bei ihrem wahren Namen zu nennen und unbekümmert um landläufige Anschauungen den Mut seiner eigenen Meinung und Überzeugung zu haben, schrieb in dem erwähnten Werke über das Verhältnis der beiden Brüder folgendes:

„Heutzutage, wo der von der Krone ausstrahlende Glanz die

Augen der Untertanen nicht mehr so sehr blendet, daß diese von den Schwächen und Fehlern nichts sehen oder zu sehen wagen, ist man in den „allerhöchsten" Kreisen eifrigst bemüht, gewisse, vielleicht als anstößig anzusehende Vorkommnisse, die sich dort abspielen, vor der indiskreten Neugier des „profanum vulgus" tunlichst zu verschleiern, damit dessen „pflichtschuldige Ehrfurcht" vor den auf der obersten Stufe der gesellschaftlichen und politischen Rangordnung Stehenden nicht etwa Einbuße erleide. Diese Rucksicht mag dazu beigetragen haben, daß bisher über das wenig freundschaftliche Verhältnis, welches zwischen den beiden Brüdern Franz Josef und Ferdinand Max herrschte, kaum etwas in die Öffentlichkeit gedrungen ist. Und doch ist darauf in erster Linie die Bereitwilligkeit zurückzuführen, mit der letzterer den französisch-mexikanischen Lockungen folgte. Er hielt es nicht länger aus, unter der Botmäßigkeit seines Bruders zu leben.

Den Geistes- und Herzensanlagen nach waren sie heterogene Naturen. Hieraus erklärt sich zum Teil die zwischen ihnen obwaltende Disharmonie.

Man hat den gegenwärtigen Kaiser von Österreich-Ungarn einen trefflichen Subalternbeamten genannt. Von diesem besitzt er in der Tat die Pflichttreue, anderseits den Mangel an Initiative. Mit großer Pünktlichkeit absolviert er sein tägliches Pensum als Herrscher, bestehe es oft auch nur in der Unterzeichnung soundso vieler ihm vorgelegter Schriftstücke, die er übrigens vorher genau zu lesen pflegt. Dahingegen dürften von den während seiner 36-jährigen Regierung innerhalb der habsburgischen Monarchie stattgefundenen Ereignissen nur eine sehr kleine Anzahl seiner persönlichen Anregung ihre Entstehung verdanken. Franz Josef verdient weit mehr als Victor Emanuel den Beinamen eines „re galantuomo", den eines durch und durch ehrenhaften Mannes. Jede unsaubere Handlung, die in irgendeiner Weise mit Geldinteressen zusammenhängt, verletzt sein in diesem Punkte überaus zart empfindendes Gewissen. Unnachsichtlich hat er Männer, wie sehr sie sich auch früher seiner Gunst erfreuten, aus seiner Nähe verbannt, sobald er in Erfahrung brachte, daß ihre Hände nicht rein geblieben waren. Es gibt keinen entschiedeneren Verächter der

auch von einigen Ministern nicht ungern angewandten ‚Trinkgeldertheorie'.[49])

---

[49]) Anspielung auf den Minister Giskrá, der im skandalösen Ofenheim-Prozeß vor Gericht als Zeuge die naive Erklärung abgab, daß er „natürlich" auch von Ofenheim Trinkgelder angenommen habe, so wie dies bei allen Ministern üblich sei. Was übrigens Gagerns vorhergehende Bemerkungen über den Kaiser betrifft, so erfordert es die geschichtliche Wahrheit zu sagen, daß dieser allerdings persönlich sich aller schmutzigen Geldgeschäfte enthielt (wie solche z. B. von den gekrönten Hauptlumpen Leopold II. von Belgien, Milan von Serbien und Edward VII. von England in so großartiger Weise betrieben wurden) und auch derlei nicht von seiner Umgebung duldete, daß er aber auch kein Bedenken trug, den Staat für seine eigene Tasche auf zwar gesetzmäßige, aber meines Erachtens nicht anständige Weise zu erleichtern. Im Besitze eines nach vielen Milliarden zählenden Vermögens hätte er es wohl nicht nötig gehabt, vom Volke (wenigstens zu den Zeiten, da dieses hart rang) sich eine Zivilliste von 18,5 Millionen Kronen jährlich geben zu lassen, wo ihm die Ehre, Kaiser zu sein, allein hätte genügen können, weil das Erträgnis seines Privatvermögens viel höher war. Aber geradezu empörend fand ich es, als er 1902, da die Not des Volkes stieg und die allgemeine Teuerung ein stärkeres Anziehen der Steuerschraube zur Folge hatte, anstatt da auf die Zivilliste zu verzichten oder sie wenigstens herabzusetzen, im Gegenteile das unerhörte Ansinnen stellte, man solle sie ihm noch auf 22 600 000 Kronen erhöhen! Was denn auch mittels der Byzantiner in den beiderseitigen Parlamenten durchgesetzt wurde! Das machte also für jeden Tag einen Betrag von rund 62 000 Kronen aus — eine Summe, die für eine Familie, obendrein für Nichtsleistung geradezu ungeheuerlich ist. Besonders wenn man sich erinnert, daß ja auch das auf 4000 bis 6000 Millionen geschätzte Vermögen der Habsburger lediglich vom Volke stammt. Denn noch vor 200 Jahren, zur Zeit des spanischen Erbfolgekrieges, scheint das Vermögen der Habsburger recht bescheiden gewesen zu sein. Aus Arneths „Prinz Eugen" ersehen wir z. B., daß einmal Prinz Eugen nach Wien schrieb, man solle ihm unverzüglich 10 000 Gulden senden, sonst laufe das ganze Heer wegen des rückständigen Soldes auseinander. Und daß dann Kaiser Leopold, weil er nicht imstande war, diese lumpigen 10 000 Gulden zu senden, sein Silbergeschirr beim Juden Oppenheimer in Frankfurt verpfänden mußte, um das Geld aufzutreiben. Ich frage nun: woher haben die Habsburger dann in den letzten zwei Jahrhunderten ihr Vermögen zusammengescharrt? Durch Arbeit geschah dies nicht und die Ersparnis aus den Zivillisten allein würde auch zur Erklärung des Riesenvermögens nicht genügen. Jedenfalls steht aber fest, daß das ganze Vermögen, weil nicht durch Arbeit erworben, vom Volke herstammt — sei es in

Was geistige Fähigkeiten anbetrifft, so steht Franz Josef nur auf mittlerer Höhe. Jede Genialität ist ihm nicht nur fremd, sondern sogar widerwärtig. Der Grundzug seines Wesens ist Nüchternheit. Auch von Ehrgeiz ist er ziemlich frei. Die Idee des Frankfurter Fürstentages von 1863 ist sicher nicht seinem Hirne entsprungen.

---

dieser oder jener Weise — daß es also eine Sache der Anständigkeit für jeden habsburgischen Kaiser gewesen wäre, nicht noch obendrein das Volk durch so unerhört hohe Zivillisten auszuplündern und die Staatsfinanzen sogar zu solchen Zeiten zu belasten, wo der Staat in den peinlichsten Geldverlegenheiten war. Dies gilt auch für die Zeit des Weltkriegs, während welchem kein Monarch der kriegführenden Teile den Drang in sich fühlte, wenigstens durch Verzicht auf einen Teil der Zivilliste dem Staate beizuspringen. Sogar als es sich um die Propaganda zur Zeichnung der Kriegsanleihen, sowie um Sammlungen für die Verwundeten, Darbenden, Gefangenen, um ihr Vermögen Gekommenen usw. handelte, konnte man sehen, daß sich die Monarchen fern hielten. Sie forderten zwar das Volk recht eindringlich zu Zeichnungen und Beiträgen auf und stellten sich an die Spitze der Ausschüsse, die solche Aufrufe erließen, nicht aber an die Spitze der Beisteuernden. Von den Kaisern Franz Josef und Karl verlautete, daß sie insgesamt 40 Millionen Kronen Kriegsanleihe gezeichnet hatten. Dies ist in Anbetracht des Milliardenvermögens der Habsburger, da jene 40 Millionen ja obendrein kein Geschenk sind, sondern eine Vermögensanlage wie irgendeine andere — nur eine Kleinigkeit. Dazu kommt noch die himmelschreiende Ungerechtigkeit, daß der Kaiser der einzige war, der von seinen Rieseneinkünften keine Einkommensteuer zu zahlen hatte, Portofreiheit und freie Fahrt überall usw. besaß, während selbst der Ärmste im Lande seine Steuer and seinen Fahrplatz zu zahlen, seine Briefe zu frankieren hatte! Aber auch in der Nordbahnangelegenheit verdient Franz Josef schärfsten Tadel. Nach dem Wortlaut des Nordbahnvertrages hatte diese mit ihrem gesamten Besitz nach Ablauf des fünfzigjährigen Privilegiums in das Eigentum des Staats übergehen müssen, und zwar ohne irgendwelchen Entgelt. Der Abgeordnete Schönerer wies nun Mitte der achtziger Jahre darauf hin und sprach seine Verwunderung darüber aus, daß trotzdem die Nordbahnaktien, die doch in wenigen Jahren völlig entwertet sein mußten, nicht nur nicht fallen, sondern daß auch die Gesellschaft selbst keine Amortisation vornehme, wie dies ihre Pflicht wäre. Denn auf diese Art würden ja die Aktionäre mit einem Schlage um ihr ganzes Vermögen kommen. Und als die Regierung gewundene Erklärungen abgab, rückte er mit der Enthüllung heraus, daß der größte Teil der Nordbahnaktien sich in den Händen des Kaisers, des Erzherzogs Friedrich, des Barons Rothschild und anderer einflußreicher Geldmagna-

Tief durchdrungen von dem Gefühle seiner Würde, verschmäht er es, um die Gunst seines Volkes zu buhlen und vermeidet nahe und direkte Berührung mit ihm.[50]) Darum ist er auch persönlich nicht

---

ten befinde, die Sache also so aussehe, als ob deshalb die Regierung ihre Pflicht zu verletzen die Absicht habe. Denn habe man früher notleidende Bahnen fröhlichen Herzens verstaatlicht, um den Aktionären auf die Beine zu helfen, so scheine es jetzt, als ob man auf die Verstaatlichung der mit mehr als 30 v. H. Reingewinn arbeitenden Nordbahn verzichten wolle, damit der Kaiser und jene Geldfürsten keinen Schaden erlitten.

Und was war die Folge davon?

Um dem Kaiser und den anderen Geldfürsten jeden Schaden zu ersparen, wurde das Privilegium der Nordbahn um einen Pappenstiel (ich glaube 15 Millionen Gulden) verlängert, so daß die Aktien keine Einbuße erlitten, wohl aber der Staat, der auf diese Art um mehrere Hundert (ich glaube es wurden 400 genannt) Millionen Gulden geschädigt wurde! War das schon eine Schmach für den Kaiser, so muß das Urteil noch schärfer ausfallen, wenn man sich erinnert, daß dieser obendrein an Schönerer eine unwürdige Rache nahm. Er ließ nämlich den Präsidenten des Landesgerichts, den berüchtigten Holzinger (der von Pernerstorfer ohne Widerspruch im Parlament ein berufsmäßiger Justizmörder genannt wurde und der sich schließlich wegen selbst begangener Verbrechen entleibte) zu sich kommen und sagte ihm, daß Schönerer jetzt um jeden Preis so verurteilt werden müßte, daß er für eine lange Reihe von Jahren dem politischen Leben ferngehalten werde. Also eine ganz unerhörte mittelalterliche Kabinetsjustiz! Und so kam es, daß Schönerer wegen einer ganz harmlosen Sache (Hausfriedensbruch) unter Rechtsverletzung vor ein eigens zusammengestelltes Gericht gestellt und von diesem zu vier Monaten Zuchthaus, Adelsverlust und fünfjährigem Ehrverlust verurteilt wurde! So unsympathisch auch die Persönlichkeit Schönerers an sich genannt werden muß, so mußte dieses Schandurteil doch jeden rechtlich gesinnten Menschen empören, und der Kaiser hat sich durch diese Angelegenheit mit einem weiteren unauslöschlichen Makel behaftet. S. G.

[50]) Diesbezüglich kann ich einen kleinen, aber sehr bezeichnenden Zug von ihm mitteilen. Als er einmal in Wien eine Ausstellung in der Rotunde zu eröffnen hatte, begab er sich mit einem Rudel Erzherzoge dahin. Bei dem großen Gedränge war es unvermeidlich, daß einige Bürger unter das Rudel Erzherzoge gerieten. Als dies der Kaiser sah, rief er mit lauter Stimme und dem Ausdruck der größten Entrüstung: „Ja, was ist denn das? Da läuft ja gar das Volk zwischen den Erzherzogen herum? Was ist das für eine Unordnung?" S. G.

populär.*) Die Ovationen, deren Gegenstand er bisweilen ist, gelten allein seiner Eigenschaft als habsburgischer Kaiser. Ihre Quelle liegt in dem vorwiegend monarchischen Sinne der unter seinem Zepter stehenden Nationen, die einander sehen und fühlen, daß ohne den dynastischen Kitt sie auseinanderbröckeln und vielleicht ehrgeizigen Nachbarn zum Opfer fallen würden.

Als „erster Kavalier" des Reiches ergibt er sich mit Vorliebe den kavaliermäßigen Zerstreuungen, hauptsächlich der Jagd, während er nur ein schwaches Interesse für Wissenschaft und Kunst zeigt. Wo es nötig war, hat er den für einen Edelmann unerläßlichen Mut bewiesen, wie im ersten italienischen und im ungarischen Feldzuge.**) Tiefere militärische Kenntnisse und strategische

---

*) Daß der Kaiser damals noch unbeliebt war, kann ich aus eigener Wahrnehmung bestätigen. Erst die Ermordung seines Sohnes und später auch seiner Gattin, verbunden mit der Ehrfurcht, die man unwillkürlich dem hohen Alter zollt, brachten Franz Josef seinem Volke menschlich näher, so daß allgemeines Mitleid mit ihm herrschte, das man leicht mit Volkstümlichkeit verwechseln konnte. Wer aber Gelegenheit hatte, in den weitesten Volksschichten die Meinungen zu hören, der muß sagen, daß dieses Mitleid nichts an der allgemeinen Auffassung änderte, daß die Regierung Franz Josefs ein großes Unglück für das Land sei, weil er nicht zu regieren verstehe, immer nur völlig unfähige Personen an die verantwortlichen Stellen setze und durch seine Furcht vor den Magyaren Österreich diesen letzteren aufopfere. Viele waren auch der Ansicht, daß er immerhin noch das kleinere Übel sei, denn aus Ehrfurcht vor seinem persönlichen Unglück vermeide man alles, was ihn kränken könne und lasse sich demgemäß vieles gefallen, was man einem jungen Kaiser nicht nachsehen würde, weshalb auch die verschiedenen Völkerschaften des Reiches sich noch halbwegs vertrugen. Denn wenn der Erzherzog Franz Ferdinand auf den Thron kommen sollte, dann würde Österreich sicher bald zerfallen, weil dessen Charaktereigenschaften nur geeignet seien, ihn bei der Bevölkerung verhaßt zu machen. Der beste Beweis dafür, daß dem so war, liegt in der Tatsache, daß dem Verschwinden der Habsburger-Dynastie in dem angeblich so loyal fühlenden Österreich-Ungarns nur sehr Wenige Tränen nachweinten. Nämlich diejenigen, die dadurch persönlich zu Schaden kamen, und jene, denen überhaupt das monarchische Gefühl so anerzogen und eingeimpft ist, wie das religiöse bzw. konfessionelle, und die daher nicht logisch **zu denken und zu urteilen vermögen.** S. G.

**) Übrigens beweist nachstehender Fall, daß auch Franz Josefs persönlicher Mut enge Grenzen hatte. Als ich nach 1886 in Jaffa aus-

Begabung besitzt er nicht. Als Schlachtenlenker weiß die Geschichte nichts von ihm zu berichten. Der moderne Liberalismus ist ihm antipathisch; zum Teil begreift er ihn nicht einmal. Nur widerwillig hat er deshalb seine Zustimmung zur Umwandlung des patriarchalischen Absolutismus in ein halbwegs konstitutionelles Regierungssystem gegeben. Nun er aber einmal die Verfassung beschworen hat, bleibt er ihr treu.[53])

Ohne gerade ein Fanatiker zu sein, hält er, von einer jesuitenfreundlichen Mutter und dem ultramontanen Grafen Bombelles erzogen, fest an den Satzungen der römisch-katholischen Kirche und

---

schiffte und das Boot (wie dort immer) von den Wellen auf- und abgerissen, zwischen den gefährlich aussehenden Klippen durch einen der engen Durchlässe gesteuert wurde, wunderte sich der neben mir sitzende Araber, daß ich ruhig sitzen blieb. „Warum sollte ich aufstehen?" frug ich erstaunt. „Nun," lautete die Antwort, „als dein Kaiser im Jahre 1869 sich hier ausschiffte, sprang er entsetzt in die Höhe, als wir hier durchfuhren. Aber da drückte ich ihn mit der Hand nieder und sagte ihm: ‚Sei nur ruhig, Franz Josef, es geschieht dir nichts! Ich, der Achmet bin bei dir!' Und das beruhigte ihn." Auf meine Frage erfuhr ich dann in Jaffa, daß dies keine Prahlerei des Achmet, sondern wahre Begebenheit war. S. G.

[53]) Das stimmt aber nicht mit der Tatsache, daß Franz Josef die bei seiner Thronbesteigung von ihm am 2. Dezember 1848 übernommene freisinnige Verfassung schon am 4. März 1849 durch eine andere minder freisinnige ersetzte, wozu er verfassungsmäßig kein Recht hatte, daß er dann am 20. August 1851 das Ministerium ausschließlich der Krone gegenüber verantwortlich erklärte, was wiederum nicht verfassungsmäßig war, daß er am 31. Dezember 1851 den Völkern als Neujahrsgeschenk durch eigenmächtige Aufhebung der von ihm selbst bewilligten Märzverfassung den Absolutismus in seiner krassesten Form wieder einführte, daß er zwar nach dem unglücklichen Kriege von 1859, um den wankenden Thron zu stützen, gezwungenermaßen am 20. Oktober 1860 wieder eine Verfassung versprach, die er dann am 26. Februar 1861 verkündete, aber nur, um sie schon am 20. September 1865 wieder zu beseitigen und weiter absolut zu regieren, bis ihn die allgemeine Gärung wegen des verunglückten Feldzugs von 1866 und die Unmöglichkeit, andernfalls den Ausgleich mit Ungarn zustandekommen zu sehen, veranlaßte, am 2. Januar 1867 die Verfassung wieder herzustellen, die dann am 21. Dezember 1867 nach Lostrennung Ungarns in die später gültige Verfassung umgeändert wurde. Daß er auch im Weltkrieg die Verfassung verletzte und absolut regierte, ist noch in frischer Erinnerung. Ähnlich verhält es sich mit seinem Wortbruch den Tschechen gegenüber. S. G.

kommt dadurch oft in Gewissenskonflikte, wenn er den politischen Forderungen der Neuzeit gerecht werden soll. Jene Erziehung ist auch schuld an seinem Mangel an Selbständigkeit, der freilich in einzelnen Fällen einem starren Eigensinn Platz macht.*) Unfähig zu energischem Handeln, weiß er mit Würde die Schläge, welche ihm das Schicksal nicht erspart hat, zu tragen.

Obgleich sein nur um zwei Jahre jüngerer Bruder Max gemeinsam mit ihm und unter den gleichen Einflüssen aufgewachsen war, hatte sich dieser doch in ganz verschiedener Weise entwickelt. Im Vergleich zu den übrigen Mitgliedern seiner Familie war er aus der Art geschlagen. (So wie die Erzherzoge Johann Salvator und Ludwig Salvator — die einzigen wirklich genialen Habsburger seit der Zeit des Erzherzogs Karl! Bemerkung von S. G.) Auch mit keinem seiner Vorfahren hatte er Ähnlichkeit, weder mit Maria Theresia noch mit Josef II.; mit diesem vielleicht ein geringe darin, daß er gleich jenem nicht allein ‚Schätzer', sondern häufig Überschätzer der Menschheit war.

Um seine Charakteristik deutlicher hervortreten zu lassen, habe ich die Franz Josefs vorausgeschickt und sie als Folie benützt.

Befangen in unklarem Idealismus, der hauptsächlich durch seine künstlerischen Neigungen genährt wurde, entbehrte Maximilian wie der Tiefe, so der Kraft. Er war oberflächlich, sentimental und schwach. Dinge wie Menschen beurteilte er nach ihrer Außenseite und fand sich deshalb oft enttäuscht. Er nahm die Welt nicht wie sie ist, sondern wie sie durch das Prisma seiner Phantasie in seinem Kopfe sich widerspiegelte. Es kostete ihm Mühe, sich zu klarem Erkennen durchzuarbeiten. Lieber wiegte er sich in Illusionen. Er war vielgeschäftig, es fehlte ihm jedoch an wirklicher Tatkraft und Ausdauer. Mit gleicher Leichtigkeit faßte er Vorsätze und gab sie wieder auf. Änderten sich die Verhältnisse oder unter den Eindrücken des Augenblicks auch nur

*) Dieser Eigensinn zeigte sich besonders immer, wenn die Magyaren Versuche machten, an der Heeressprache, den Abzeichen, Fahnen u. dgl. Kleinigkeiten zu rütteln — leider aber niemals, wenn es sich darum handelte, den Magyaren gegen ihre sonstigen Anmaßungen und Unverschämtheiten gegen Österreich entgegenzutreten. S. G.

seine Stimmungen, flugs änderten sich mit ihnen seine Entschlüsse. Bezeichnend sagte er: „Nur in Politik nie glauben, daß das, was gestern gut war, auch heute gut sein muß. Die Situationen ändern stündlich. Man muß überhaupt, wie bei der Behandlung eines Kranken, immer die Diagnose stellen und nach ihr erst die Mittel wählen." Aber auch bei seinen politischen Diagnosen kam er niemals zur Klarheit, weil er den angeblichen Kranken — Mexiko — jeden Augenblick von einem anderen Gesichtspunkt und mit anderen Augen ansah. Bei allen diesen oft scheinbar unvermittelt eintretenden Sinnesänderungen zeigte er aber stets die gleiche Begeisterung für seine neueste Idee, die gleiche Überzeugung, daß sie die vortrefflichste sei, die gleiche Hoffnung, damit Erfolge zu erzielen. Als Sanguiniker neigte er zum Optimismus, war aber auch meist schnell vorübergehenden Anfällen tiefer Mutlosigkeit zugänglich; bald himmelhoch jauchzend, bald zum Tode betrübt. Trotz seiner Gutmütigkeit, seines Edelmuts und seiner Ritterlichkeit verhinderte sein wankelmütiges, unselbständiges und unentschlossenes Vorgehen, daß man sich jemals fest auf ihn verlassen konnte, denn was er heute für richtig und notwendig angesehen hatte, das verwarf er schon morgen. Gleich dem Sicambrer-Fürsten verbrannte er nicht selten ohne genügende Gründe, was er kurz zuvor angebetet, und betete an, was er kurz zuvor verbrannt hatte. Er war ein schwankes Rohr, von jedem Windhauch bewegt; nur im Herzen bewahrte er Treue.

Mit seinen weitausschauenden Plänen standen die Mittel, über die er verfügte, um sie auszuführen, fast immer im kläglichen Mißverhältnis. Zu einem strahlenden Ziel emporblickend, wurde sein Blick durch dasselbe so sehr gefesselt, daß er die Hindernisse, die sich ihm entgegenstellten, nicht merkte und darüber stolperte. Man kann ihn die Verkörperung des französischen Sprichworts nennen: „Qui trop embrasse, mal étreint!" Weil er zuviel umfassen wollte, erfaßte er gar nichts! Die verschiedensten Sachen fing er gleichzeitig an, ohne auch nur eine zum Abschluß zu bringen. Planlosigkeit beherrschte seine Handlungen. Dem Anschein nach harmonisch und in sich gefestigt, war sein ganzes Wesen ein zerfahrenes.

Er hielt sich für eine providentielle Persönlichkeit. Sein Lieb-

lingsheld und Vorbild in der Geschichte war Karl V., in dessen den Erdball umspannenden Reiche die Sonne nie unterging. Daß auch Neuspanien einen Teil desselben gebildet hatte, mochte ihn mit veranlaßt haben, den dort für ihn aufgerichteten Thron zu besteigen.

Lieblingssohn seiner begabten Mutter, litt er schwer unter seiner Zweitgeborenschaft. Schon als Knaben hatten die beiden Brüder sich nicht vertragen. Diese Unverträglichkeit wuchs mit den Jahren. Die Erhebung Franz Josefs auf den habsburgischen Kaiserthron ließ im ehrgeizigen Herzen Ferdinand Max' einen Stachel zurück, der ihm fortwährend die bittersten Qualen verursachte. Er war überzeugt von seiner geistigen Überlegenheit. Er hielt sich für weit befähigter als jenen, die höchste Stelle im Staate einzunehmen. Er grollte mit seinem Geschicke, das ihn zum ersten Untertan seines Bruders gemacht hatte und ergriff mit Jubel die erste Gelegenheit, die sich ihm bot, sich dieser von ihm als Herabwürdigung empfundenen Situation zu entziehen.

Die mannigfachen Reisen, die er als Seemann gemacht, trugen dazu bei, seinen Blick zu erweitern und seinen Geist von Vorurteilen zu befreien. Ohne Zweifel war er der freisinnigste Habsburger, soweit ein Habsburger überhaupt freisinnig sein kann.

Er war und blieb gläubiger Katholik, sogar mit einem leisen Anflug von Mystik. Dennoch begriff er bis zu einem gewissen Grade die religiöse Duldung; nur für die Atheisten hatte er kein Erbarmen.

Seine Kenntnisse waren lückenhaft, weil er seine geistige Kraft zu zersplittern liebte. In seinen frisch geschriebenen Reiseskizzen bekundete sich eine ziemlich umfangreiche allgemeine Bildung, verbunden mit lebendiger Auffassungs- und Beobachtungsgabe. Der Originalität ermangeln sie jedoch.

So lange er sich noch an der Spitze der österreichischen Marine befand, auch während seiner kurzen Statthalterschaft im lombardisch-venezianischen Königreiche, wo er zu Mailand glänzenden Hof hielt, mochte er, weil er direkt nur mit Untergebenen verkehrte, bisweilen vergessen, daß jemand über ihm stand, dessen Befehle er zu befolgen, dessen Wünschen er Rechnung zu tragen hatte. Als er sich aber nach 1859 zu einer unfreiwilligen Taten-

losigkeit verdammt sah und außerstande, auch nur einen Tag das durchbohrende Gefühl seiner ruhmlosen Abhängigkeit loszuwerden, mußten da nicht die Eröffnungen, welche anfangs 1861 die mexikanischen Verschwörer Márquez, Aguilar, Gutierrez, Estrada u. a. der in den Staub geworfenen klerikalen Partei an ihn gelangen ließen, ihm wie eine Erlösung erscheinen? Und seine von ebenso großem, wo nicht von noch größerem Ehrgeiz beseelte Gemahlin bestärkte ihn in dem Gedanken, auf diese Weise eine Rangerhöhung zu erlangen und damit eine Gleichstellung mit dem Kaiserpaar in Wien, weil sie es nicht verschmerzen konnte, daß sie, Tochter und Enkelin von Königen, einer Frau den Vorrang lassen mußte, die einem verarmten, nicht regierenden Fürstenhause entstammte, und weil wegen mangelnder Nachkommenschaft die Pflichten der Mutterliebe ihr keine Entschädigung zu bieten vermochten für die so schwer entbehrte, so heiß ersehnte dominierende Stellung.

Als Louis Napoléon ihm dann in formeller Form die mexikanische Kaiserkrone anbot, da vergaßen Maximilian und Carlota, daß es keine reine Hand, daß es die Hand eines Feindes war, aus welcher sie sie entgegenzunehmen hatten, und daß auf dem Wege, der sie zum Throne emporführen sollte, sie durch Schmutz und Blut waten mußten. Nur fort! Nur fort!

Neid über die bevorzugte Stellung des älteren, ohnehin nicht geliebten Bruders und unbefriedigter Ehrgeiz waren somit die Hauptbeweggründe, welche Max und Carlota veranlaßten, sich auf das mexikanische Abenteuer einzulassen."

Gagern erzählt dann von der Verschwendungssucht Max', unter dessen Händen die Millionen zerrannen, und wie er sich von der dem Staate gewährten Anleihe gleich im vorhinein drei Millionen Francs nahm. Auch in Mexiko warf er das Geld mit vollen Händen für den lächerlichsten Tand hinaus. Nachdem er schon auf der Hinreise dem Papst für dessen wertlosen Segen 40 000 Francs geschenkt hatte (die dieser wahrscheinlich schmunzelnd einstrich, vielleicht im stillen bedauernd, daß er nicht täglich für ein paar gemurmelte Worte und Kreuzmachen so gut bezahlt wurde), suchte er in Mexiko den glänzenden Hofstaat Louis XIV. nachzuahmen! Ich selbst mußte herzlich lachen, als ich 1906 im Museum von

Mexiko die Erinnerungen an Maximilian sah, welche die Mexikaner boshaft so zusammengestellt haben, daß es zum Lachen oder — Nachdenken reizt. Da sieht man den prunkhaften Staatswagen des Kaisers neben dem einfachen Reisewagen des Präsidenten Juarez; Abbildungen der Kostüme der Hofschranzen und Leibwache, die sich in einem überwiegend von Indianern bewohnten Lande doppelt lächerlich ausnehmen und für die dortigen Verhältnisse geradeso passen, wie etwa die Amazonen des früheren Königs von Dahomey oder die Schwimmhosen der Minister von Liberia für die früheren Höfe von Berlin oder Wien passen würden. Aus den von Gagern beigebrachten Rechnungen geht ferner hervor, daß Max, noch bevor er die Regierung antrat, sich an Zivilliste und Reisespesen die Kleinigkeit von 881 000 Francs hatte auszahlen lassen! Als Zivilliste hatte sich Max für das erste Jahr gleich 1 700 000 Pesos (7 Millionen M!) ausbedungen, während des gesetzmäßigen Präsidenten Juarez ganzer Haushalt den Staat nur mit 50 000 Pesos im Jahre belastet hatte! Für welchen lächerlichen Tand das Geld hinausflog, kann man daraus ersehen, daß Max seiner Leibgarde Silberhelme aufsetzte, deren jeder 230 Pesos, also fast 1000 M gekostet hatte und sich in Mexiko unglaublich lächerlich ausnahm. In den drei Jahren seiner Regierung hatte Max für seine persönlichen Bedürfnisse nicht weniger als 4 306 984 Pesos (fast 18 Millionen M) verbraucht, trotzdem er im letzten Jahre sehr „eingezogen" leben mußte.

Gagern erzählt weiter, daß sich Max weigerte, vor seiner Abreise nach Mexiko sich dem habsburgischen Hausgesetze zu unterwerfen, das für einen Fall wie der seinige ausdrückliche Verzichtleistung auf alle agnatischen Rechte vorschreibt, die ihm und seinen Nachkommen aus seiner Eigenschaft als österreichischer Erzherzog erwuchsen, besonders auf das, den habsburgischen Thron zu besteigen, wenn die Näherberechtigten früher als er stürben. Noch am Tage vor der feierlichen Annahme der Krone, am 9. April 1864, fanden aus diesem Anlaß zwischen ihm und dem Kaiser Franz Josef stürmische Szenen in Miramar statt, die sicher nicht dazu beigetragen haben, die Beziehungen zwischen den beiden Brüdern herzlicher zu gestalten.

Was aber dem Fasse den Boden ausschlug, war der Umstand,

daß Franz Josef von dem Plane seines Bruders erfuhr, ihn vom Throne zu stoßen und sich selbst zum Kaiser von Österreich zu machen. Auch Gagern erzählt, daß Maximilians früherer Kabinettschef, der Belgier Eloin, ihm brieflich den Rat gab, nicht vorzeitig die Flinte ins Korn zu werfen, sondern auch nach dem Abzuge der Franzosen sich würdevoll zu halten und sich in einer schwungvollen Proklamation an das mexikanische Volk zu wenden. Erst wenn dies erfolglos sei, möge er nach Europa zurückkehren und in Österreich seine Volkstümlichkeit ausnützen. Denn seit dem Verluste des Feldzugs und dem Prager Frieden sei das Volk in Österreich gegen Franz Josef so erbittert, daß es öffentlich seine Abdankung fordere. Da nun dieser entmutigt, Maximilian aber in ganz Österreich ebenso beliebt wie sein Bruder unbeliebt sei, könne es nicht schwer fallen, den Thronwechsel in Szene zu setzen.

Diese Anregung fiel auch auf fruchtbaren Boden, denn Maximilian begab sich nach Vera Cruz, um sich zu jenem Zwecke nach Österreich einzuschiffen. Aber — genau so wie Gagern ihn geschildert hat — im letzten Augenblicke änderte er wieder seine Absicht, als ihm in Vera Cruz die Pfaffenpartei vorschwindelte, daß sie ihn schon halten werde, und dabei an sein Ehrgefühl appellierte, er werde doch nicht seine Anhänger in Mexiko feige im Stiche lassen und der Rache ihrer Feinde überliefern!

Es läßt sich denken, wie auf Franz Josef die Nachrichten von den Plänen seines Bruders wirkten, wenn auch diese nicht zur Ausführung gelangt waren. Er begriff, daß Max für ihn bzw. seinen Thron eine beständige Gefahr sein würde, denn er mußte ja selbst erkennen, wie unbeliebt er seit Königgrätz geworden war, und welches ideale Bild sich seine Völker von dem mexikanischen Kaiser geschaffen hatten. Als deshalb Max in Querétaro gefangen und zum Tode verurteilt worden war, rührte er keinen Finger, ihm das Leben zu retten, was er leicht tun konnte. Denn einerseits hätte er auf die Vereinigten Staaten derart einwirken können, daß sie sich für Max verwendeten und Juarez beeinflußten, daß Max gestattet werde, gegen feierlichen Thronverzicht und Versprechen, nie wieder nach Mexiko zurückzukehren, lebend das Land zu verlassen; und andrerseits, wenn Amerika dies nicht tun wollte, hätte

er immerhin durch Drohungen von Juarez dieses Zugeständnis erwirken können. Denn dazu bedurfte es nur der Drohung, mit der österreichischen Flotte Mexiko zu blockieren. Da die Republik keine Kriegsschiffe besaß, wäre sie gegen die Blockade ohnmächtig gewesen. Aber auch die Vereinigten Staaten hätten ebensowenig dagegen etwas tun können, weil sie kein einziges Hochseepanzerschiff besaßen, das imstande gewesen wäre, es mit den sieben Panzerfregatten Tegetthoffs aufzunehmen. Denn die Union besaß nur zur Küstenverteidigung geeignete Monitors mit glatten Geschützen und geringer Schnelligkeit. Es wäre deshalb in einer Seeschlacht Tegetthoff ein leichtes gewesen, die größere Schnelligkeit und Seetüchtigkeit seiner Panzerfregatten und ihre Bewaffnung mit gezogenen Geschützen derart auszunützen, daß sie sich beständig außer Schußweite der amerikanischen Monitors hielten und diese aus sicherer Ferne mit ihren überlegenen gezogenen Geschützen nacheinander versenkten.

Die Möglichkeit, Max das Leben zu retten, lag also zweifellos vor, und daß Franz Josef sie nicht ergriff und so gar nichts tat, seinem Bruder das Leben zu retten, das wirft einen bösen Makel auf ihn. Wer weiß, ob er nicht vielleicht später, als sein Sohn und seine Gattin unter Mörderhänden fielen, gedacht hat, daß ihn damit Gott für sein damaliges Vergehen strafen wolle!

Um aber mit der Episode Max abzuschließen, möchte ich noch auf einen Umstand hinweisen, der in den unkritischen österreichischen geschichtlichen Darstellungen des mexikanischen Dramas stets übersehen wird: es ist richtig, daß das Geschick des Erzherzogs Ferdinand Max menschlich ergreifen und Bedauern erwecken muß, weil doch ein ideal veranlagter, gutherziger Mensch hingerichtet wurde, den man ohne Schaden ruhig hätte weiterleben lassen können. Aber dabei darf man doch nicht übersehen, daß er sich selbst sein eigenes Todesurteil geschrieben hat, und Juarez strenge nach dem Gesetz vorging, also nichts Ungerechtes oder Grausames beging. Denn das Todesurteil wurde nur deshalb vollstreckt, weil man festgestellt hatte, daß 30 000 Mexikaner, darunter Generale und hohe Offiziere, als Folge des Blutdekrets von Cholula völkerrechtswidrig erschossen worden waren. Als nämlich Max bedrängt wurde, drangen die Pfaffen in ihn, er solle

zur Einschüchterung seiner Feinde erklären, daß jeder mit den Waffen in der Hand gegen ihn ergriffene Republikaner erschossen werde. Dies ist das Blutdekret von Cholula! Man begreift wirklich nicht, wie ein sonst so gütiger, menschenfreundlicher und gerecht denkender Mann wie Max ein so ungeheuerliches Dekret unterzeichnen konnte! Denn man vergegenwärtige sich nur die wahre Lage: Mexiko besaß eine rechtmäßige Regierung. Da fallen ohne irgendwelchen Grund fremde Heerscharen (Franzosen) ins Land, drängen durch ihre Überzahl die Verteidiger des Landes zurück und setzen gegen den Willen der Mehrheit des Volkes einen fremden Usurpator als Kaiser ein! Dieser Usurpator erdreistet sich nun, die rechtmäßigen Verteidiger der Freiheit ihres Landes als „Rebellen" zu erklären und sie für die Verteidigung ihres Vaterlandes hinrichten zu lassen! Nach dem Völkerrechte hätte gerade das Umgekehrte geschehen müssen: die Verteidiger wären berechtigt gewesen, die Eindringlinge als Flibustier zu betrachten und kurzerhand zu erschießen! Dies taten aber die Mexikaner nicht einmal, denn sie ließen die gefangenen Franzosen, Belgier und Österreicher leben, sofern sich diese nicht irgendwelcher Gewalttaten schuldig gemacht hatten.

---

16. Franz Josefs Familie.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß in allen monarchischen Staaten die feile byzantinische Presse über die Prinzen die rührendsten Geschichten zu erzählen weiß, die meist frei erfunden sind und am meisten die Prinzen selbst überraschen, wenn sie davon hören. Dieses ekelhafte Gezücht der Speichellecker ist es in erster Linie, das selbst gut veranlagte Prinzen nach und nach verdirbt und ihnen Größenwahn, Dünkel, Selbstüberschätzung und namentlich Geringschätzung aller anderen anerzieht. Vielleicht hatte Kronprinz Rudolf von Haus aus gute Anlagen. Dann aber wurden sie sicher durch seine Erziehung und später durch seine Umgebung verdorben. Von den kleinen Geschichten, die man aus seiner Jugend von Zeit zu Zeit in den Zeitungen las, ist nichts zu halten. Manche tragen allzu offenkundig den Stempel der Erfindung auf der Stirne. So erinnere ich mich, daß im Jahre 1864

meine Mutter mich fragte „Wieviel willst du denn aus deiner Sparbüchse für die Verwundeten aus Schleswig-Holstein geben?" Ich sah meinen Reichtum nach und fand 40 Gulden vor. Ich nahm also 20 Gulden heraus und sagte: „Die Hälfte." Meine Mutter war überrascht und erwiderte: „Das ist doch zuviel für dich. In der Zeitung steht, daß der Kronprinz zwar den ganzen Inhalt seiner Sparbüchse zu diesem Zwecke geopfert habe, aber das waren nur zwei Gulden. (!!!) Wenn also der Kronprinz nur zwei Gulden gab, so brauchst du nicht mehr zu geben."

Ich erinnere mich recht gut, welch tiefen Eindruck es auf mich machte, daß der arme Kronprinz zwanzigmal weniger besaß als ich!

Eine andere ebenso blödsinnige Erfindung der Zeitungen zur Stimmungsmache war folgende Nachricht: Der neunjährige Kronprinz entwischte seinen Aufsehern (als ob das überhaupt möglich gewesen wäre!) und ging in die Stadt, wo er in einer Spielwarenhandlung eine ganze Wagenladung Spielwaren aussuchte. (Wie schön die Verkäufer sind!) Dann wollte er selbe, ohne dafür zu zahlen, in einem Fiaker verladen. (Ein Fiaker, der einem neunjährigen Kinde Folge leistet!) Als er um Zahlung gemahnt wurde, habe er gesagt, seine Eltern würden schon zahlen. Und auf die Frage, wer er sei, habe er geantwortet: „Meine Eltern nennen mich Rudi und die anderen kaiserliche Hoheit." Da habe man ihm die Sachen gelassen, er aber habe sie unter arme Kinder verteilt.

Aus solchen handgreiflich erfundenen Geschichten läßt sich natürlich nicht auf den Charakter des Kronprinzen in seiner Kindheit schließen. Ebensowenig aus den Zeitungsnachrichten, die immer zu melden wußten, wie glänzend seine Prüfungen ausgefallen seien, „trotzdem er mehr lernen müsse als irgendein anderer". Sein Erzieher war der Graf Bombelles, der Sohn des Erziehers von Franz Josef, also wieder ein Römling! Ob seine aufgeklärtere Mutter vielleicht ein kleines Gegengewicht war, weiß ich nicht, doch vermute ich es, weil Rudolf doch nicht so fürchterlich verpfafft war wie z. B. der Erzherzog Franz Ferdinand d'Este. Allerdings wäre dann nicht recht zu erklären, weshalb dann nicht auch seine Schwester, die Erzherzogin Marie Valerie gescheiter ge-

worden ist; denn an Bigotterie gibt sie den meisten Erzherzoginnen noch etwas vor.

Daß Rudolf nicht bigott war, genügte schon, um ihn in den Augen des Volkes als „liberal" erscheinen zu lassen. Ich zweifle aber, ob er dies wirklich gewesen ist. Auch seine angebliche Leutseligkeit war nichts als seine sonderbare Neigung, mit ungebildeten Leuten niederen Standes freundschaftlich zu verkehren. Es genügt, an seinen Duzfreund (!), den ungebildeten Fiaker Bratfisch, zu erinnern, der seine Freundschaft dadurch gewonnen hatte, daß er es ausgezeichnet verstand, Wiener Gassenhauer zu pfeifen! Und in dieser Beziehung ist es auch für Rudolfs Geschmack bezeichnend, daß man ihn zwar nie in der Oper oder im Burgtheater sah, desto häufiger aber bei Volkssängern, von denen namentlich die „Schrammeln" mit ihren Bänkeln sein Herz gewonnen hatten!

Angesichts so seltsamen Geschmacks nimmt es sich desto komischer aus, wenn ihn die Akademie der Wissenschaften zu ihrem Ehrenmitgliede ernannte (ein Einziger hatte den steifen Nacken gehabt, sich dagegen auszusprechen!) und die Wiener Universität ihm die Würde eines Ehrendoktors verlieh! (Als dann der Sektionsbefund in die Zeitung kam, sagte mir mein Hausarzt: „Haben Sie den Sektionsbefund gelesen?" „Ja, aber davon verstehe ich nichts." „Nun, ich habe darüber herzlich gelacht, denn die angegebenen Merkmale seines Hirns sind jene eines Kretins! Also sagt der Befund mit gelehrter Verblümung, daß der Ehrendoktor der Wiener Universität und das Ehrenmitglied der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften das Hirn eines Trottels besaß!")

Als im Jahre 1887 Kronprinz Rudolf nach Berlin kam (wo ich damals der serbischen Gesandtschaft attachiert war), besuchte mich Theophil Zolling und fragte mich lachend: „Haben Sie das heutige Feuilleton im „Deutschen Tageblatt" gelesen?" „Allerdings, und ich mußte herzlich lachen!" „Ich auch! Der es in die Zeitung gab, muß der ärgste Feind des Kronprinzen Rudolf gewesen sein. So dumm kann doch der Redakteur nicht gewesen sein, um nicht zu merken, wie er den Kronprinzen damit lächerlich machte!"

Zur Erklärung will ich folgendes bemerken: Die Redaktion

hatte in einer Fußnote gesagt, daß der eben zum Besuche des Kaisers eintreffende österreichische Kronprinz ein ausgezeichneter Schriftsteller sei. Man könne dies aus seiner nachstehenden Schilderung einer „Jagd in den Praterauen" ersehen. Und dieses Feuilleton strotzte von Unsinn! Soviel ich mich erinnere, ließ der Kronprinz, um seine botanischen Kenntnisse zu zeigen, in der Au alle möglichen Blumen blühen, auch wenn die einen nur im Frühjahr und die anderen nur im Herbst zu blühen gewohnt waren. Dann sagte er einmal: „Der heiße Kies knirscht unter unseren Füßen und wir versinken tief in den Kot." Weiters versicherte er, daß die Bewohner der Auen vom „Baumklettern leben"! Endlich sprach er noch von „Felswänden" (in den ganz flachen Auen!), die „überhingen" und auf denen er trotzdem kerzengerade „hinaufstieg". Also muß er die Fähigkeit einer Fliege gehabt haben, eine überhängende Wand hinaufzuklettern!

Als der Kronprinz dann „sein" Werk über die österreichische Monarchie in Wort und Bild herausgab, war für die zur Mitarbeiterschaft Eingeladenen auch mein verstorbener Freund Baron Amand von Schweiger-Lerchenfeld ausersehen gewesen. Wie er mir sagte, hatte er aber schon nach der ersten Sitzung unter dem Vorsitz des Kronprinzen derart genug, daß er auf die zweifelhafte Ehre verzichtete. Denn der Kronprinz hatte erklärt, daß er sich die Redaktion vorbehalte und damit das Recht, zu streichen und zu ändern, was ihm gutdünke. Es ist beschämend, daß die anderen Mitarbeiter sich derartiges von einem unfähigen Laien bieten ließen! Als ergötzliches Detail erzählte mir Schweiger-Lerchenfeld noch folgendes: Einer der Mitarbeiter hatte einen Beitrag geliefert, war aber so unglücklich gewesen, das Mißfallen oder den Neid des „Dichters" Weylen zu erregen. Um nun dem Gelehrten etwas anzutun, verfiel Weylen auf folgende Idee: er begab sich zum Kronprinzen und sagte ihm:

„Da hat der . . . einen unmöglichen Beitrag geliefert, wir können ihn aber aus naheliegenden Gründen nicht ablehnen. Weil aber der Beitrag das ganze Werk verschandeln würde, bleibt nur der einzige Ausweg, daß Eure kaiserliche Hoheit erklären, Höchstdieselben behalten sich die Bearbeitung dieses Abschnittes selbst vor. Dann muß der Gelehrte zurücktreten. Obendrein ist ja bei

der hohen Begabung Eurer kaiserlichen Hoheit zu erwarten, daß der Beitrag dann weit besser sein wird."

Und der Kronprinz nahm dies alles für bare Münze und gab gnädig seine Zustimmung, so daß der Gelehrte mit langer Nase abziehen konnte.

Dieser Josef Ritter von Weylen war nämlich der Hof-Gelegenheitsdichter, dem die Abfassung der Prologe u. dgl. Zeug regelmäßig zufiel. Er drängte sich überall an den Hof heran und war selig, daß seine „Verdienste" mit dem Rittertitel und einem Orden belohnt wurden. Seine Gedichte waren alle Schablonenarbeit. Allerdings ist es schwer, gerade in Gelegenheitsgedichten Gediegenes zu liefern. (Beweis dessen die stümperhaften von Goethe.) Denn es gehört auch dazu ein eigenes Talent, wie ich es bisher nur bei einem einzigen Dichter gefunden habe: Julius Willhain in Berlin, der wirklich ganz ausgezeichnete Gelegenheitsgedichte schreibt.

Weylens Sucht, sich überall speichelleckend aufzudrängen, wurde übrigens in Wien durch folgende Anekdote charakterisiert:

Eines Tages sei Weylen zum Kronprinzen gekommen, der aber übelgelaunt war und dem anmeldenden Diener zurief: „Sagen Sie dem Weylen, er kann mich . . ." (siehe Antwort des Götz von Berlichingen an den Trompeter).

Der Diener habe darauf zu bemerken gewagt:

„Wenn ich aber das dem Herrn von Weylen sage, so geht er nicht früher fort, als bis Eure kaiserliche Hoheit huldvollst geruht haben, ihn dieser hohen Auszeichnung auch wirklich und nicht nur figürlich teilhaftig werden zu lassen!"

Was das Liebesleben des Kronprinzen betrifft, so war es stadtbekannt, daß ihm gleich nach seiner Pubertät die Hofschauspielerin Buska zugeführt wurde, damit er nicht etwa auf Selbstbefleckung verfalle. Und als die Buska ihn genügend unterrichtet hatte, verheiratete man sie mit dem Grafen Török. Der machte sich eine Ehre daraus, eine Frau zu bekommen, die mindestens den Vorzug besaß, vom Kaiser eine glänzende Mitgift erhalten zu haben. Also eine Wiederholung der Zeit Louis XV., wo sich die stolzesten Herzoge eine Ehre daraus machten, eine der abgelegten

Maitressen des Königs zur Frau zu erhalten — weil ihnen dies Einfluß gab. Denn — noblesse oblige!

Später bedurfte Rudolf nicht mehr der Anleitung. Aber er scheint das ganze weibliche Geschlecht für Buskas gehalten zu haben, sonst ließe sich folgender Fall nicht erklären. Um das Jahr 1879 herum, als Rudolf in Prag wohnte, stach ihm die Schauspielerin Benetti vom Landestheater ins Auge. Er sandte ihr daher einfach durch einen Lakeien einen Zettel mit den kurzen Worten:

„Sie gefallen mir. Ich erwarte Sie heute nachmittag um 4 Uhr. Rudolf."

Die Benetti war aber anständig und fühlte sich darob so empört, daß sie den Zettel ihren beiden Brüdern zeigte, die Offiziere waren. Diese forderten den Kronprinzen — wie sie ausdrücklich bemerkten, nur in seiner Eigenschaft als Offizier. Der Kronprinz konnte natürlich nicht anders als annehmen. Aber er steckte sich hinter seinen Vater. Franz Josef war peinlich berührt, aber unmöglich konnte er seinen Sohn einer Gefahr aussetzen. Andrerseits fühlte er aber, daß er doch der Dame und ihren Brüdern Genugtung schulde. Er ließ deshalb alle vier vor sein Antlitz erscheinen, hielt dem Kronprinzen vor, wie sehr er ein anständiges Mädchen, obendrein die Schwester zweier ehrenwerter Offiziere beleidigt habe und forderte ihn auf, die Dame um Verzeihung zu bitten. Was der Kronprinz auch tat, worauf die Offiziere sich für befriedigt erklärten. (Dafür avancierten sie bald darauf außer der Tour.)

Rudolf wurde aber auf das hin nach Spanien geschickt, damit er sich dort am Hofe eine Prinzessin zur Frau aussuche. Aber keine davon gefiel ihm und so ging er nach Belgien, wo es ihm die unschuldig kindliche Stefanie so antat, daß er sich dachte: das ist gerade eine Frau, wie ich sie brauchen kann. Die wird nichts verstehen und mich in nichts hindern.

Anfänglich war die Ehe auch glücklich. Aber bald kamen beiderseits Enttäuschungen. Stefanie blieb nicht so unwissend, wie sie gewesen war und begann, sich die ganze Wirtschaft am Habsburger Hofe genauer anzusehen. Und auch Rudolf fing an, seine Frau mit kritischen Augen zu mustern, und da mißfiel ihm, daß sie ihr Äußeres vernachlässigte und so gar nichts auf sich

hielt. Tatsache ist, daß ich von Damen, die sie aus nächster Nähe beobachten konnten, in dieser Beziehung übereinstimmend hörte, Stefanie sei meist „schlampig" gekleidet gewesen und mitunter sogar mit herabgerissenen Volants herumgegangen. Was allerdings insofern sonderbar ist, als sie doch Kammerfrauen hatte. Ebenso wurde mir anläßlich ihres Aufenthaltes in Abbazia von mehreren Seiten bestätigt, daß man sich dort über ihren allzufreien Verkehr mit den Offizieren skandalisiere, mit denen sie unmäßig Sekt trinke und rauche und sich überhaupt sehr frei gäbe.

Das konnte man ihr übrigens verzeihen, wenn man bedachte, was sie in der Ehe auszustehen hatte. Denn Rudolf war so roh, daß er seine Gattin wiederholt prügelte, und obendrein waren ja seine geschlechtlichen Ausschweifungen ihr ebenso bekannt wie dem Volke. Deshalb hat sie wohl kaum seinen Tod betrauert, sondern ihn wahrscheinlich als eine Erlösung betrachtet; denn sie zögerte nicht, später mit dem Grafen Lonyay eine neue unebenbürtige Ehe einzugehen.

Was den Tod des Kronprinzen betrifft, so hat mir der serbische Gesandte Petronijević damals darüber folgendes mitgeteilt. (Ich war nämlich zu jener Zeit der serbischen Gesandtschaft in Wien attachiert.)

Der Kronprinz hatte die reizende Baronesse Vetsera kennen gelernt und sich in sie verliebt. Entweder Gegenliebe oder der Ehrgeiz der jungen Dame veranlaßten sie, die Geliebte des Kronprinzen zu werden. Sie war aber damals bereits mit dem in Sportskreisen wohlbekannten Rennstallbesitzer Baltazzi verlobt. Als sie nun schwanger wurde, drang sie in den Kronprinzen, er solle sich von Stefanie scheiden lassen und sie heiraten.

Der Kronprinz war damit einverstanden und sprach mit dem Kaiser.

Wenn man Franz Josefs damalige Anschauungen kennt, wird man sein Entsetzen begreifen. Hatte er doch zuvor seinen Vetter, den Erzherzog Heinrich, als dieser 1868 die Schauspielerin Hofmann heiratete, deshalb jahrelang vom Hofe verbannt gehabt! Es kam also zu einer fürchterlichen Szene zwischen Vater und Sohn und letzterer erklärte trocken, daß er mit Stefanie nicht mehr zusammenleben wolle. Er werde sich an den Papst um Schei-

dung der Ehe und Erlaubnis zur Wiederverheiratung mit der Vetsera wenden. Denn da der Papst für Geld alles tue, könne das keine Schwierigkeiten machen. Schließlich erklärte Rudolf noch, daß ihm gar nichts an der Krone liege. Er ziehe eine glückliche Ehe vor und sei bereit, auf sein Thronfolgerecht zu verzichten.

Der Kaiser in seiner Angst wandte sich (natürlich unter Mitsendung eines ausgiebigen Geschenks) an den Papst um Unterstützung, und dieser brachte es durch seine Versicherung, er werde die Wiederheirat nicht erlauben, dahin, daß Rudolf schließlich sein Ehrenwort gab, er werde seine Geliebte nicht wiedersehen. Aber — der Geist ist willig und die Liebe schwach!

Unter Bruch seines Ehrenworts kam der Kronprinz wieder mit seiner Geliebten zusammen. Der Fiaker Bratfisch — sein Duzfreund! — war dabei sein Vertrauter. Der Kaiser erfuhr darum und war fürchterlich erbittert. Rudolf mußte befürchten, daß etwas gegen die Baronin Vetsera geschehen werde. Er gab ihr deshalb ein neues Stelldichein in seinem Jagdschlosse Meyerling. Dort wollte er in einem Gelage die Sorgen vergessen. Der Herzog Philipp von Coburg, der sittenlose Gatte der noch sittenloseren Prinzessin Luise (Tochter des Erzlumpen Leopold II. und Schwester der Kronprinzessin Stefanie) war auch bei der Orgie. Wenn ich mich recht erinnere, auch der Graf Hoyos. Bratfisch hielt draußen mit dem Wagen.

Da drang plötzlich der Baronesse Bräutigam Baltazzi in den Raum, nachdem er die ihn daran hindern wollenden Diener abgeschüttelt hatte. Als der Kronprinz ihn sah, ahnte er Rache und, um zuvorzukommen, zog er seinen Revolver und schoß auf Baltazzi, traf aber in der Aufregung die auf seinem Schoße sitzende Vetsera. Im nächsten Augenblicke hatte Baltazzi eine volle Sektflasche ergriffen und dem Kronprinzen mit solcher Wucht auf den Kopf geschlagen, daß die Schädeldecke zertrümmert wurde.

Des öffentlichen Skandals halber konnte man Baltazzi nicht vor Gericht stellen. Man ließ ihn daher nach England entfliehen, während die Vetsera in Meyerling heimlich begraben wurde. Um aber den Skandal zu vertuschen, erfand man das Märchen vom Selbstmord.

Ich habe keinen Grund, in diese Darstellung des Gesandten

Zweifel zu setzen, denn sie deckt sich mit dem, was mir mein Hausarzt über den Leichenbefund des Kronprinzen sagte. Danach war Selbstmord ausgeschlossen und die Schädeldecke war derart zertrümmert, wie dies durch einen Schuß unmöglich ist, wohl aber durch den Schlag mit einer vollen Sektflasche bewerkstelligt worden sein konnte.

Die Presse beeilte sich nach dem Tode, die herrlichen Eigenschaften des Kronprinzen in alle Himmel zu erheben. Dies kam von seinem Liebäugeln mit den Juden her, welche die Presse in den Händen hatten und denen zu schmeicheln der Kronprinz deshalb für politisch hielt. Daß er aber insgeheim nicht so dachte, wie er redete, beweisen mehrere mir verbürgte Äußerungen von ihm, die ihn eher als Antisemiten erscheinen ließen. Auch mit seinem erheuchelten Liberalismus war es nicht so weit her!

Von Franz Josefs drei Töchtern war die älteste, Erzherzogin Sophie, entschieden die klügste; denn als sie sich kaum die Welt angesehen hatte, hatte sie schon so genug davon, daß sie es vorzog, sie wieder zu verlassen.

Das zweite Kind, Erzherzogin Gisela, kam schon früh durch ihre Heirat mit dem bayerischen Prinzen Leopold außer Sicht und so begnügten sich die Wiener, darüber ihre Witze zu reißen, als sie um einige Wochen früher entband, als man zu erwarten berechtigt war, und obendrein einen Tag, nachdem die „Wiener Zeitung" gemeldet hatte, daß Ihre Majestät die Kaiserin „nächste Woche" sich anschicken werde, zu ihrer Tochter zu reisen, um ihr bei der demnächst bevorstehenden Entbindung nahe zu sein. Und ebenso belachte man, als sie, kurz vor ihrer Hochzeit befragt, welches ihr Lieblingslied sei, damit man es ihr vorspiele, naiv geantwortet hatte: „Du fragst, warum ich liebe?" Wobei sie schwärmerisch die Augen zum Himmel aufgeschlagen habe.

Die jüngste Tochter des Kaisers, die Erzherzogin Marie Valerie, von der ich bereits gesprochen, erregte ihrerseits die Heiterkeit und den Spott der Wiener, als das Wiener „Fremdenblatt" sie als herrliche Dichterin gefeiert hatte und als Probe ihr neuestes Gedicht abdruckte: „Gebet an den Heiligen Georg."

Die Anfangsstrophe ist mir noch in heiterer Erinnerung. Sie lautete:

„Heiliger Georg, du lieber Reitersmann,
Geh, ich bitte dich, nimm dich doch meiner an,
Sieh, du bist so lieb und gut
Und ich bin ein junges Blut."

Denn für den heiligen Georg schwärmte die Erzh. derart, daß sie sogar den Admiral Spaun gegen seinen Willen zwang, den größten österreichischen Panzerkreuzer „Sanct Georg" zu nennen. Ich schrieb darüber in der Grazer „Tagespost" einen höhnischen Artikel, daß man sich offenbar in der Marine den Ansichten der spanischen Admirale des 18. Jahrhunderts anschließe, die da meinten, wenn man einem Kriegsschiffe einen Heiligennamen gebe, so sei der betreffende Heilige auch moralisch verpflichtet, es zu schützen. Schade nur, daß alle diese nach Heiligen benannten spanischen Schiffe von den nach heidnischen Göttern benannten englischen Schiffen vernichtet wurden! Da gab die Marineleitung die entschuldigende Aufklärung, sie hätte sich dem Wunsche der Erzherzogin Marie Valerie fügen müssen, die für den Heiligen eine besondere Verehrung empfinde. Diese Verehrung ist aber um so lächerlicher, als ich in meinem Artikel auch nachgewiesen hatte, daß der „heilige Georg" gar nie existiert hat, weil das Ganze nur die von den Kreuzfahrern heimgebrachte Perseus-Sage ist!

Übrigens ist die Erzherzogin auch Dramatikerin. Im Schönbrunner Hoftheater führte man ein von ihr verfaßtes Stück im Familienkreise und vor wenigen geladenen Gästen auf. Es soll ganz merkwürdige Wirkung gehabt haben: während nämlich einige Zuhörer einschliefen, gerieten andere so in Aufregung und Verzweiflung, daß man Tobsuchtsanfälle fürchtete oder Selbstmordversuche aus Verzweiflung!

Über die unsägliche Bigotterie der Erzherzogin und ihre Grausamkeit und Hartherzigkeit gegen eine unglückliche Kindesmörderin habe ich schon auf S. 95 geschrieben. Sie natürlich konnte es nicht fassen, daß man aus Not und Scham sein Kind töte, denn sie hatte dies gottlob nicht nötig! Sie setzte zwar alljährlich ein Kind in die Welt, aber das war „rechtmäßig" gezeugt und brachte sie nicht in Not, im Gegenteil, es trug ihr noch etwas ein, nämlich 40 000 Gulden Jahresapanage, die jede Erzherzogin vom Volke bekommt. Da nun ein Säugling nicht so viel Milch trinken kann,

als man für 80 000 Kronen erhält, blieb ihr regelmäßig ein ansehnlicher Überschuß. Es ist also gut möglich, daß sie das Gebären als ein einträgliches Geschäft ansah und es darum so eifrig betrieb.

Von den Kindeskindern des Kaisers hat nur seine Enkelin Elisabeth, die Tochter des Kronprinzen, von sich reden gemacht. Allerdings in unerfreulicher Weise.

Als sie auf ihren ersten Hofball kam, fiel ihr der Fürst Otto Windischgrätz ins Auge, und da sich gewöhnlich die Backfische in den ersten Mann verlieben, der ihnen in Wurf kommt, verliebte sie sich auf der Stelle in ihn, trotzdem er eigentlich ein nichts weniger als vorteilhaftes Äußeres besitzt.

Nun war es auf den Hofbällen Sitte, daß die Erzherzoginnen nicht zum Tanz gebeten wurden, sondern daß sie selbst dem Zeremonienmeister den Herrn bezeichneten, mit dem sie tanzen wollten. Der Zeremonienmeister begab sich dann zu dem betreffenden Herrn und sagte ihm:

„Ihre kaiserliche Hoheit die Erzherzogin . . . . geruht, Sie zum Tanze zu befehlen."

Worauf der Unglückliche mit der Erzherzogin tanzen mußte, ob er nun wollte oder nicht.

So wurde also der Fürst Windischgrätz zum Tanze mit der Erzherzogin Elisabeth befohlen. Als er damit fertig war, glaubte er sich ledig. Aber nein! Auch zum nächsten Tanz wurde er von ihr befohlen, und zum dritten, und so weiter — kurz, den ganzen Abend tanzte die Erzherzogin mit niemand anderem als mit dem Fürsten Windischgrätz, dem die Ehre schon deshalb nicht erwünscht war, weil Elisabeth an übelriechendem Ohrenfluß litt.

Natürlich erregte das schon die Aufmerksamkeit sämtlicher Anwesender.

Anderntags ging Elisabeth zu ihrem Großvater, dem Kaiser, setzte sich ihm auf den Schoß und sagte schmeichelnd:

„Großpapa, du hast mich gefragt, was ich mir zum Christkind wünsche. Jetzt ist mir etwas eingefallen, aber du mußt mir vorher dein kaiserliches Wort geben, daß du es mir auch gibst!"

„Ist es denn etwas so ungemein Kostspieliges?" fragte der Kaiser verwundert.

„Es kostet dich gar nichts aber mir würde es eine ungeheure Freude machen."

„Nun, da kannst du doch vorher sagen, was du willst?"

„Nein, du mußt es mir blindlings ver-prechen. Etwas Unverschämtes oder gar Unmögliches ist es ja nicht."

Neugierig gab der Kaiser sein Wort und nun rückte Elisabeth heraus:

„Gib mir den Prinzen Otto Windischgrätz zum Gatten!"

Da die Windischgrätz ebenbürtig sind, war gegen diesen Wunsch nichts einzuwenden, und so ließ der Kaiser den Prinzen vor sich kommen, um ihn von seinem unverhofften und unverdienten „Glücke" in Kenntnis zu setzen.

Statt aber darüber entzückt zu sein, geriet der Prinz in unsägliche Verlegenheit und meinte, so sehr er die ungeheure Ehre und Auszeichnung zu würdigen wisse, möchte er doch bitten, von dem Heiratsplane abzusehen, weil er bereits heimlich verlobt sei, also nicht sein Wort brechen könne.

Der Kaiser war unangenehm berührt und enttäuscht, und erklärte, sich die Sache überlegen zu wollen. Dann rief er seine Enkelin und teilte ihr das Ergebnis mit. Diese aber geriet in Aufregung und schrie, sie müsse den Prinzen haben und der Kaiser habe es ihr versprochen; er müsse also den Prinzen zwingen, sie zu heiraten.

Franz Josef übernahm die unangenehme Aufgabe, nochmals mit dem Prinzen zu reden. Dieser aber blieb fest und berief sich auf sein Verlobungsversprechen. Da sagte ihm der Kaiser:

„Auch ich habe ein Versprechen gegeben, nämlich ich habe meiner Enkelin mein kaiserliches Wort gegeben, daß sie Sie zum Gatten erhalten werde. Sie können mich also nicht wortbrüchig werden lassen."

Und als der Prinz trotzdem fest bleiben wollte, rief ihm Franz Josef gebieterisch zu:

„Sie sind Oberleutnant, unterstehen also meinem Befehl, als Ihrem obersten Kriegsherrn. Und als solcher befehle ich Ihnen nunmehr, meine Enkelin zu heiraten. Damit ist die Sache erledigt. Ich hoffe, daß Sie es nicht zur Rebellion kommen lassen werden?"

Darauf verneigte sich der Prinz und sagte kalt

„Da mir Euer Majestät als Kriegsherr einen Befehl erteilen, muß ich allerdings gehorchen."

Und so kam diese Heirat zustande. Die Leser, welche die Operette „Der Walzertraum" kennen, werden wohl bemerkt haben, daß der Verfasser diese Episode zum Vorwurf genommen hat.

Die Ehe war aber natürlich nicht glücklich. Die Erzherzogin, die von der früheren Verlobung ihres Gatten gehört hatte, war eifersüchtig und überwachte ihn mit Argusaugen. So kam sie dahinter, daß er in einem Hotel in der Praterstraße mit einem Mädchen Zusammenkünfte habe. (Ob es seine ursprüngliche Verlobte war oder eine neue Geliebte, ist mir nicht bekannt.) Kurz entschlossen bewaffnete sie sich mit einem Revolver und begab sich in jenes Hotel. Als sie aber in das Zimmer treten wollte, in dem sich ihr Gatte mit seiner Geliebten befand, verweigerte ihr ein Diener den Eintritt. In ihrer Erregung schoß sie den Diener nieder, stürmte in das Zimmer und erschoß dort auch die Geliebte ihres Gatten!

Da sie als Erzherzogin nicht vor Gericht gestellt werden konnte, blieb sie natürlich unbelästigt und unbestraft. Übrigens wäre sie vielleicht auch von den Geschworenen freigesprochen worden.

Wie es aber sich in der Ehe weitergestaltete, können wir aus folgendem Berichte des „Berliner Tageblatt" vom 1. Juli ersehen:

Wien, 1. Juli.

Das Wiener Landesgericht hat die Klage des ehemaligen Fürsten Otto Windischgrätz gegen dessen Gattin Elisabeth Marie, geborene Erzherzogin von Österreich, Tochter des verstorbenen Kronprinzen Rudolf auf Scheidung von Tisch und Bett aus Verschulden der Beklagten zu verhandeln. Als Scheidungsgründe werden Verletzungen der ehelichen Treue und Ehebruch, unordentlicher Lebenswandel, durch den die guten Sitten der Familie gefährdet wurden, sehr empfindliche wiederholte Kränkungen, grobe Verletzungen der guten Sitten und Verletzungen der ehelichen Pflichten in Ansehung der Kinder geltend gemacht.

Die Anklageschrift führt unter anderem aus, daß Fürstin Windischgrätz bereits kurz nach der Ehe ihren Mann durch Hochmut und Herrschsucht in unerhörter Weise bedrückt habe. Das sinnliche Begehren, das den so hartnäckigen Wunsch der Fürstin nach ehelicher Verbindung mit Windischgrätz erweckt zu haben scheine, sei allmählich in unverhüllten

Haß übergegangen. Der Linienschiffsleutnant Egon Lerch habe mit der Fürstin ein stadtbekanntes Liebesverhältnis unterhalten. Ihr Lebenswandel und ihr Ruf müßten als schamlos bezeichnet werden.

Die Anklageschrift, die zum Teil aus Anstandsgründen der Öffentlichkeit gar nicht übergeben werden kann, schildert unter anderem Szenen in einer Bar in Pola, wo sich die Fürstin in Gesellschaft zahlreicher jüngerer Herren Unterhaltungen bedenklichster Art gewidmet habe. Was insbesondere den Fall Egon Lerch anbelange, so habe dieser zwei- bis dreimal in der Woche bei Frau Windischgrätz übernachtet. In Budapest hielt sich die Fürstin mehrere Tage mit Lerch in einem Hotel auf. Die leidenschaftliche Hingabe der Fürstin für ihn ging so weit, daß sie jede Rücksicht beiseite ließ. Im Spätherbst 1916 habe Otto Windischgrätz selbst gehört, wie sein zweiter Sohn Ernst die Fürbitte für den verstorbenen Lerch in sein Nachtgebet einschließen mußte. Das Benehmen der Fürstin Windischgrätz sei schließlich derart geworden, daß es allgemeinen Anstoß erregen mußte. Selbst einen Verwandten, den Linienschiffsleutnant Alfred Windischgrätz, habe sie nach einem Souper um 2 Uhr nachts in ihr Schlafzimmer eingeladen. Die Fürstin hat eine Gegenklage eingebracht, die ihren Gatten des Ehebruches und der Verschwendungssucht beschuldigt.

---

17. Erzherzog Franz Ferdinand d'Este.

Durch die Ermordung des Kronprinzen Rudolf fiel die Thronanwartschaft an einen Erzherzog, dessen Eigenschaften solche waren, daß unter seiner Regierung Österreich auch ohne den Weltkrieg zugrunde gegangen wäre. Es war dies der Neffe des Kaisers, Erzherzog Franz Ferdinand, Sohn des Erzherzogs Karl Ludwig.

Der letzte Este hatte ihm sein ganzes an 400 Millionen betragendes Vermögen unter der ausdrücklichen Bedingung vermacht, daß er seinem Namen den Beisatz „d'Este" beifüge, was er auch anfangs tat. Dann aber fiel es ihm ein, eigenmächtig diesen Beisatz in „Österreich-Este" umzuändern, was gegen das Testament verstieß, also eigentlich den Verlust des Vermögens hätte zur Folge haben sollen. Weil aber in Österreich ein Erzherzog alles tun konnte, was gewöhnliche Sterbliche nicht tun durften, geschah nichts!

Im Jahre 1895 erkrankte Franz Ferdinand derart an Lungenschwindsucht, daß ihn die Ärzte fast aufgegeben hätten. Da

Schroeter verfiel auf die unglückliche Idee, dem Erzherzog als letzten Rettungsanker Lussinpiccolo anzuempfehlen. Ich befand mich damals dort und erhielt den Besuch des Bezirkshauptmanns (oder Bürgermeisters, ich erinnere mich nicht mehr, welcher von beiden es war), der mir davon Mitteilung machte und die Verlegenheit der Stadt gestand, dem Erzherzog ein passendes Heim zu bieten. Meine Sternwarte wäre das einzig Mögliche, und ob ich geneigt wäre, für 6000 Gulden den Erzherzog auf zwei Monate zu mir zu nehmen.

Damals war ich aber eben mit der Feststellung der wahren Rotationsperiode des Planeten Venus beschäftigt, also einer Frage von solcher Wichtigkeit, daß ihre Lösung mehr wert war, als sämtliche Erzherzoge zusammengenommen. Deshalb lehnte ich ab. Der Erzherzog wurde deshalb im Hause des Kurarztes einquartiert.

Während der zwei Monate seines Aufenthalts in der kleinen Stadt war es mir natürlich möglich, den Mann genau kennen zu lernen. Und was ich da sah und hörte, bestätigte nur die üble Meinung, die ich von ihm schon seit der Zeit hatte, da Pernerstorfer im Parlament über ihn und seinen Bruder Otto gesprochen hatte. Ein Mensch, der sich ostentativ bigott gibt und dabei sich nicht entblödet, bei einem Leichenzug dadurch öffentliches Ärgernis zu erregen, daß er mit seinem Pferde über den Sarg springt, weil er nicht das Vorbeiziehen abwarten will, ein solcher Mensch kann unmöglich ein guter Mensch sein.

Die auffälligste Eigenschaft, die den Lussignanern beim Erzherzog offenbar wurde, war krankhafte Schmutzerei! Man spottete darüber, daß der Erzherzog beim Kastanienbrater erst nach dem Preise fragte und dann genau die 10 Kreuzer aufzählte, die gefordert wurden oder, wenn er ein Zwanzigkreuzerstück gegeben hatte, sich den Rest genau herausgeben ließ! Ebenso, wenn er dann großmütig an ein Dutzend arme Kinder je eine Kastanie verteilte!

Aber Entrüstung und Empörung erregten folgende zwei Fälle.

Die städtische Musikbande, 24 Mann und ein Kapellmeister, bestehend aus Geschäftsleuten, die also nur an Sonntagen oder an zwei Wochentagsabenden Zeit hatten, Platzmusik abzuhalten, war vom Erzherzog aufgefordert worden, ihm täglich aufzuspielen und

obendrein gerade zur Arbeitszeit. Wenn dies ein Privatmann haben wollte, so mußte er der Bande dafür 50 fl die Stunde zahlen, was ja nicht viel ist, weil auf den Mann nur 2 fl. kommen, seine Arbeitsversäumnis aber größer war. Von einem Erzherzog erwartete man aber mindestens 5 fl pro Mann, was für das sechzigmalige Aufspielen 7500 fl ausgemacht hätte. Man kann sich danach denken, wie versteinert die armen Musikanten waren, als sie zum Schlusse nebst dem Ausdrucke der „allerhöchsten Befriedigung" eine Entlohnung von — **hundert** Gulden bekamen! (Was für die Stunde nicht einmal 7 Kreuzer für jeden Mann ausmacht.)

Da durfte sich natürlich auch die Gemeinde über ihren Reinfall nicht wundern. Diese hatte schon lange Geld zusammengespart, um die Knabenschule, welche so baufällig war, daß sie jeden Tag über den Kindern zusammenbrechen konnte, neu zu erbauen. Das hätte aber 20 000 fl gekostet und man hatte erst 6000 fl beisammen. Als nun der Erzherzog kam und sein Arzt erklärte, es müsse dafür gesorgt werden, daß alles für ihn bequem und namentlich nichts Stauberregendes vorhanden sei, war im Gemeinderat beschlossen worden, zu diesem Zwecke das Schulhausgeld anzugreifen, weil ja schließlich der Erzherzog es doch ersetzen würde. Im Gegenteil, wo er doch 400 Millionen zu seinem ohnehin schon beträchtlichen Vermögen geerbt hatte und nicht verheiratet war, ließ sich erwarten, daß er aus Dankbarkeit für seine Genesung das ganze Schulhaus auf seine Kosten werde erbauen lassen.

Die arme Gemeinde ließ also zunächst die ganze Riva so herrichten, daß keine Staubentwicklung möglich war, baute eigens einen Molo auf der Punta Falsa, damit er dort bequem an Land steigen könne, mietete ein neben seiner Wohnung liegendes Kohlenmagazin (dessen Eigentümer natürlich für seinen zweimonatigen Verdienstverlust entschädigend), damit ja kein Kohlenstaub den hohen Gast belästige, kurz tat alles, was sie konnte.

Und das Wunder geschah! Der Erzherzog, der so krank angekommen war, daß er nicht gehen konnte und getragen werden mußte, war nach zwei Monaten vollständig hergestellt, rund, dick und fett, kraftstrotzend, und wenn er noch nach Ägypten ging, so war dies weniger zur „Nachkur", als weil ihm die Reise gefiel. Die Gemeinde freute sich dieses guten Erfolges und dachte, wenn

der Erzherzog durch Lussin sein kostbares Leben gerettet hat (denn ohne Lussin wäre er unfehlbar daraufgegangen), so wird er jetzt sicher sich entsprechend dankbar erweisen und außer dem Schulhause noch anderes für die arme Stadt tun.

Der Erzherzog zeigte sich auch erkenntlich. Aber in seiner Art. Als er nämlich abreiste, ließ er den Bürgermeister vor sich kommen und drückte ihm seinen huldvollen Dank aus, wobei er ihm für die Armen der Stadt — hundert Gulden überreichte. ...

Als der Bürgermeister ganz verzweifelt zu mir kam, mir das erzählte und um Rat fragte, weil jetzt die Gemeinde ihre 6000 Gulden Schulfonds vollständig für den Erzherzog ausgegeben hatte, riet ich ihm, er solle mit zwei Gemeinderäten nach Wien fahren, sobald der Erzherzog zurückgekommen sei, und bei ihm Audienz nehmen. Dann möge er zunächst seine und seiner Gemeinde hohe Befriedigung darüber ausdrücken, daß gerade Lussinpiccolo es gewesen sei, welchem das hohe Glück zuteil wurde, das sonst unfehlbar verlorene Leben des Erzherzogs zu retten, und daran ganz offen die Mitteilung knüpfen, daß die Gemeinde andrerseits die 6000 Gulden Schulfonds eingebüßt habe und sie deshalb wohl hoffen dürfe, daß der Erzherzog gewissermaßen aus Erkenntlichkeit für die Rettung seines Lebens auf seine Kosten das ganze Schulhaus bauen lasse, was ja nur 20 000 Gulden — also eine Kleinigkeit für ihn — kosten würde.

Der Bürgermeister war aber ganz entsetzt darüber und meinte, so etwas könne er doch unmöglich tun!

Ich erwiderte trocken, wenn ein Mensch nicht selbst wisse und verstehe, was Anstandspflicht sei, so müsse man ihm mit dem Schiebkarren über die Nase fahren, denn anders verstehe er es ja doch nicht.

Weil aber dem Bürgermeister der Mut fehlte, meinen Rat zu befolgen, saß die Gemeinde auf und wartet vielleicht heute noch auf den Schulbau!

Nach alledem konnte es mich nicht wundern, wenn ich in der Folge in den Zeitungen las, daß der Erzherzog einen seiner Stallknechte beim Bezirksgericht verklagt habe, weil er sich einen Riemen im Werte von — zwanzig Kreuzern angeeignet habe. Bei der Verhandlung meinte der Richter, daß erstens der Gegenstand

so kleinlich sei, daß ihm die Anzeige unverständlich wäre und daß zweitens der Stallbursche sicherlich nicht an Diebstahl gedacht habe, sondern den kleinen Riemen ganz unbefangen nahm, weil er ihn eben brauchte, kein anderer zur Hand war und er unmöglich annehmen konnte, der Erzherzog werde einer solchen Kleinigkeit überhaupt seine Aufmerksamkeit zuwenden. Deshalb sprach er den Stallknecht frei.

Dieser Freispruch — und wahrscheinlich noch mehr seine Begründung — brachte aber den Erzherzog derart in Wut, daß er gegen alles Gesetz (!!!) Umstoßen des Urteils und Verhandlung vor einem ihm willfährigen Richter verlangte! Und weil in Österreich die Gleichheit vor dem Gesetz nie bestand, so fand sich wirklich ein Gericht, das erstens die ungesetzliche Nichtigkeitserklärung des Urteils verfügte, und ein Richter, der, dem Wunsche des Erzherzogs gemäß, den armen Teufel wegen „Diebstahl" verurteilte!

Aber das Stärkste kommt noch!

Von jeher war es in Konopišt Gebrauch gewesen, daß die armen Leute das herabgefallene dürre Holz im Wald einsammelten. Das war dem edlen Erzherzog ein Dorn im Auge. Denn er berechnete vermutlich, wieviel er verdienen würde, wenn er dieses dürre Holz verkaufte. Er erließ deshalb ein Verbot des Holzsammelns. Weil er aber bemerkte, daß dieses Verbot nicht befolgt wurde, kam er mit der Drohung, wer künftighin noch einmal dürres Holz in seinen Forsten sammeln sollte, der habe sich die üblen Folgen selbst zuzuschreiben!

Und daß diese Drohung ernstgemeint war, zeigte sich sofort:

Ein armes altes Weib wurde von ihm beim Holzsammeln betroffen und vom Thronfolger Franz Ferdinand d'Este einfach niedergeschossen!

Die Grazer „Tagespost" meldete dies mit der lakonischen Überschrift „Unglücklicher Schuß!" Im Text hieß es dann, daß der Erzherzog so unglücklich gewesen sei, ein Holz sammelndes altes Weib zu erschießen, weil er es für ein — Reh hielt. (Bei Tage!)

Die meisten anderen Zeitungen schwiegen den empörenden Fall ganz tot!

Jetzt wird der Leser verstehen, warum ich bei der Kunde von der Ermordung des Erzherzogs unwillkürlich ausgerufen hatte: „Die Hand der rächenden Nemesis!"

Ein gewöhnlicher Sterblicher wäre wegen dieses gemeinen Mordes auf den Galgen gekommen; beim Erzherzog fand man ihn natürlich!

Übrigens, wenn man auch vom moralischen Standpunkte aus die Ermordung des Erzherzogs als Sühne für seinen eigenen Meuchelmord betrachten mag, so muß doch bemerkt werden, daß sie vom serbischen Standpunkte aus eine große Dummheit war! Denn vom serbischen Standpunkte aus kann doch nur die politische Seite ins Auge gefaßt werden, nicht aber die moralische. Und von dieser politischen Seite aus ist die Ermordung ein neuer Beweis für die grenzenlose Kurzsichtigkeit der Belgrader Machthaber. Denn der Erzherzog war ja, genau genommen, ein Verfechter der südslavischen Interessen, weil er, ebenso wie die Südslaven, die Magyaren und Italiener als Feinde betrachtete und gegen sie Stellung nahm. Obendrein war er ein Freund der Slaven und hatte angeblich die Idee, der magyarischen Vorherrschaft in Österreich dadurch ein Ende zu machen, daß er den Südslaven gleiche Stellung gab wie den Magyaren, so daß also die Monarchie künftig eine österreichisch-ungarisch-südslavische Monarchie geworden wäre, und das mußte naturgemäß dazu führen, daß dann auch den Nordslaven die gleiche Stellung gegeben wurde. Dann hatte man den Föderativstaat, der einzig und allein den Zerfall Österreichs verhindert und dessen einzelnen Völkern volle Gleichberechtigung gegeben hätte. Es hing nur von den Südslaven selbst ab, dem Erzherzog auf diesem Wege entgegenzukommen, und von der Belgrader Regierung einen entsprechenden modus vivendi zu finden. Aber weil eben die Belgrader Machthaber so kurzsichtig und obendrein selbstsüchtig waren (wenigstens die Dynastie, die für ihren Bestand fürchtete, wenn die Südslaven unter Österreich Einigung erzielten), so beeinflußten sie die österreichischen Südslaven derart, daß diese sich gegen Österreich so feindselig stellten, daß der Erzherzog mit bestem Willen außerstand war, seine Pläne zu verwirklichen.

Von diesem Standpunkte aus betrachtet war also die Ermor-

dung des Erzherzogs den Serben ebenso schädlich wie jene Alexanders II. den Nihilisten: denn, wie ich in einer Artikelserie „Rußlands innere Zustände" (in „Unsere Zeit" 1885/86) ausgeführt habe, erfolgte die Ermordung des Zaren gerade einen Tag bevor er sich entschlossen hatte, Rußland eine Verfassung zu geben und das diesbezügliche Manifest der Einberufung einer Nationalversammlung bereits im Drucke war!

Wie wir sehen werden, wollte es auch 1868 Serbiens Verhängnis, daß Fürst Michail gerade damals ermordet wurde, als er im Begriffe stand, Bosnien für Serbien zu erwerben!

In Lussinpiccolo hatte ich aber auch Gelegenheit, den Erzherzog als „Marine-Inspektor" zu sehen! Es war das etliche Jahre später.

Im Hafen lag das Panzergeschwader gerade vor unserer Sternwarte. Eines Tages lief ein Dampfer ein, auf dem sich der Erzherzog Franz Ferdinand befand, der gekommen war, das Geschwader zu „inspizieren".

Zu diesem Zwecke war die Bemannung der sämtlichen Schiffe auf Deck befohlen, und zwar stand sie rundherum an der Reling und auf den Marsen. Es war gerade Mittagszeit und die Sonne brannte glühend auf die armen Leute herab, die da bei mehr als 40 Grad stehen mußten. Denn Schatten hatten sie natürlich keinen.

Der Erzherzog empfing zunächst an Bord die Schiffskommandanten und ließ sich dann auf Deck eine Tafel herrichten, die durch Segel gegen die Sonne geschützt war, so daß sich die Tischgäste im Schatten befanden. Unter letzteren gewahrte ich auch zwei schöne Damen, die sich der Erzherzog zur besseren Unterhaltung mitgebracht hatte. (Die Chotek war aber nicht darunter.)

Da das Schiff dicht vor uns lag, konnte ich aus der Vogelperspektive alles genau beobachten. Und da staunten wir nicht wenig, was für Säufer der Erzherzog und seine Begleiterinnen waren! Der Tisch war schließlich voll von geleerten Flaschen. Allerdings hatte das Mahl zwei Stunden gedauert und während dieser ganzen Zeit mußten die armen Teufel von Matrosen in „Habtacht"stellung um die Reling herumstehen! Der Erzherzog sah dies (weil ja die Schiffe sehr nahe lagen), es fiel ihm aber nicht ein, daß auch die Mannschaft speisen wollte und er sie nicht nur

vom Speisen abhielt, sondern obendrein zwang, stundenlang sich in der glühenden Sonne braten zu lassen! [55])

Als meine Empörung darob schon den Höhepunkt erreicht hatte, wurde endlich die Tafel aufgehoben und die „Inspektion" begann!

Zu diesem Zwecke fuhr der Erzherzog nach dem zunächst liegenden Panzerschiff hinüber, wo er an Bord von den Offizieren und der Mannschaft mit dreimaligem Hurra begrüßt wurde. (Von der Mannschaft mit leerem Magen!) Dann sprach er einige der Offiziere an, klopfte ihnen leutselig auf die Schultern und stieg — ohne die Mannschaft auch nur eines Blickes zu würdigen — das Fallreep wieder hinab. Dann begab er sich auf noch zwei Schiffe, wo er ganz genau dasselbe tat. Alle übrigen Schiffe schenkte er sich. Dann kehrte er auf seine Yacht zurück und fuhr unter dem donnernden Hurrageschrei der Besatzungen ab.

Ein paar Tage später lasen wir in der Zeitung den amtlichen Bericht darüber:

„Seine kaiserliche und königliche Hoheit, der Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este, traf heute mittags in Lussinpiccolo ein, um das dort liegende Geschwader zu inspizieren, weil er seine diesbezüglichen Pflichten sehr ernst nimmt. Die Inspektion währte infolgedessen auch drei Stunden und der Erzherzog untersuchte sämtliche Schiffe mit der größten Gründlichkeit. Es gab keinen Raum, in den er nicht hinabgestiegen wäre, um sich zu überzeugen, daß alles in Ordnung sei. Und zum Schlusse konnte er dem Admiral wie den Offizieren mit voller Überzeugung seine hohe Genugtuung über alles ausdrücken."

Da sagte meine Frau zu mir: „Siehst du, so wird es gemacht."

Heiterkeit erregte uns auch folgender Vorfall:

Die Erzherzoge Franz Ferdinand und Karl Stefan — beide „Admirale" — und der Vizeadmiral Graf Chorinsky, ihr Adlatus

---

[55]) Den Admiral trifft aber dabei nicht mindere Schuld, denn seine Pflicht wäre es gewesen, die Mannschaft abtreten und essen gehen zu lassen, worauf sie wieder antreten konnte, wenn man sah, daß der Erzherzog sich zum Kommen anschickte. Hätte letzterer etwas dagegen gesagt, konnte der Admiral darauf hinweisen, daß die Leute ja, ebenso wie der Erzherzog, gegen Hunger und Hitze empfindlich seien.

hatten sich nebst dem Erzherzog Leopold Ferdinand, der „erst" Schiffsleutnant war, auf dem Kriegsdampfer „Andreas Hofer" eingeschifft. Man sollte nun glauben, daß ein mit drei Admiralen besetztes Schiff ganz besonders gut geführt werde. Aber siehe da, bei klarem ruhigen Wetter setzten die Admirale das Schiff an der Südspitze Istriens auf den Strand! Warum? Weil sie, statt sich mit der Navigation zu befassen, mit den Offizieren bis zur Betrunkenheit zechten und die Führung dem unerfahrenen Erzherzog-Schiffsleutnant überlassen hatten, der wegen der anwesenden Damen zeigen wollte, was er konnte!

Für gewöhnlich gilt es nun als Ehrensache, daß die Offiziere nicht das Schiff in Gefahr verlassen. Aber bei Erzherzogen ist das natürlich etwas anderes. Sie bestiegen mit ihren Damen und mit Chorinsky die Dampfbarkasse und fuhren davon, es dem nächsten bürgerlichen Offizier überlassend, zuzusehen, wie er den von ihnen auf den Strand gesetzten Dampfer wieder flott mache. Was aber vielleicht insofern gut war, als vermutlich der Dampfer in Stücke gegangen wäre, wenn sie die Flottmachung übernommen hätten.

Alle diese Charakterzüge mußte ich vorerst schildern, damit sich der Leser ein Bild vom wahren Charakter des durch eine unwissende oder bezahlte Presse in die Wolken erhobenen Erzherzogs Franz Ferdinand bilden könne.

Was seine geistigen Fähigkeiten betraf, so genügt es schon, auf seine grenzenlose Bigotterie hinzuweisen, um sich darüber ein Urteil bilden zu können. Seine Frau, die Gräfin Chotek, war in dieser Beziehung seiner würdig. Sie entblödete sich nicht, in Wien bei strömendem Regen an der Spitze eines Rudels ebenso geistesschwacher Aristokratinnen hinter dem „Himmel" einherzutrotten, unter dem trocken der Erzbischof mit der Monstranz schritt. Das erinnerte an den Zug einer Schafherde hinter dem Leithammel!

Der Erzherzog hat auch keinen Hehl gemacht, daß sein ihm vorschwebendes Ideal die Wiederherstellung des Kirchenstaats sei, also die Zertrümmerung der italienischen Einheit! Nur deshalb sein Haß gegen Italien, der den Italienern bange Sorge für die Zukunft machte und ihre unverhüllte Freude über seine Ermordung erklärt.

Ebenso freuten sich die Magyaren darüber, wenn sie es auch natürlich nicht offen zeigten. Denn der Erzherzog war ein geschworener Feind ihrer Frechheiten **und** wäre, wenn er Kaiser geworden wäre, gegen Ungarn anders aufgetreten als Franz Josef. Das war aber die einzige gute Eigenschaft des Erzherzogs! Allerdings sagt man ihm noch eine zweite nach, von der ich aber nicht so ganz überzeugt bin. Es heißt nämlich, daß er für den Trialismus gewesen wäre, nämlich für Umgestaltung der „österreichisch-ungarischen" Monarchie in eine „österreichisch-ungarisch-südslavische". Da würde ich eher glauben, daß er statt der Südslaven die Tschechen als dritten im Bunde aufgenommen hätte; denn erstens war seine Gattin eine Tschechin und zweitens wohnte er mit Vorliebe in Böhmen, wo er auch wegen seiner ostentativ für die Tschechen gezeigten Sympathien beliebt war. Seiner politischen Haltung halber verzieh man ihm deshalb seinen fürchterlichen Schmutz und Geiz und seine sonstigen unangenehmen und unliebenswürdigen Eigenschaften.

---

18. Erzherzogs-Skandale.

Zu den Vorwürfen, die man Franz Josef mit Recht machen konnte, gehört auch seine sträfliche Nachsicht gegen das unsaubere Treiben so vieler Mitglieder seiner Familie. Was in dieser Beziehung seinen Kindern, Enkeln und dem Thronfolger zur Last gelegt werden konnte, haben wir bereits gehört. Aber auch unter seinen anderen Verwandten befanden sich viele räudige Schafe.

Schon sein jüngster Bruder, der Erzherzog Ludwig Victor, erregte allgemeines Ärgernis durch seine homosexuellen Neigungen. Einmal kam es zu großem Skandal in der Praterstraße, als der Erzherzog, der im Wagen fuhr, diesen plötzlich anhalten ließ, heraussprang und auf einen Vorübergehenden zueilte, dem er einen unsittlichen Antrag stellte. Dieser, der vielleicht nicht wußte, daß es ein Bruder des Kaisers war, der ihm eine solche „Ehre" zugemutet hatte, gab ihm als Antwort ein paar Ohrfeigen.

Nun war aber dieser Vorfall bemerkt, der Erzherzog erkannt und der Ohrfeigenspender befragt worden. So verbreitete sich also die Sache wie ein Lauffeuer durch ganz Wien, und es fanden

sich Leute, die sogar dem Kaiser davon Mitteilung machten. Nur wegen des diesmal öffentlichen Skandals bestrafte der Kaiser seinen Bruder, dem er seine Laster durch Jahrzehnte straflos nachgesehen hatte, indem er ihn zeitlebens nach Salzburg verbannte. Daß er aber dort sein Treiben fortsetzte, wurde mir klar, als sein Adjutant, ein Leutnant M. (der mir übrigens den Eindruck eines Kastraten machte), unsere Sternwarte besuchte. Da gewann ich die Überzeugung, daß des Erzherzogs Adjutanten so ausgewählt wurden, wie seinerzeit jene und die Chevauxlegers vom König Ludwig II. von Bayern. Dies erklärt auch weshalb die beiden niemals heirateten.

Mitte der siebziger Jahre besuchte ich die erste in Wien stattfindende Opernredoute. Da kam ich zufällig neben den Erzherzog Ludwig Victor zu stehen, als ihn eine „Teufelin" ansprach. Sie wollte ihn glauben machen, daß sie ihn von früher her kenne, denn im Vorjahre habe er ihr „eine reizende Bonbonnière" zum Geschenke gemacht.

Geringschätzig antwortete der Erzherzog: „Das erzähle einem anderen. Ein Weib bekommt von mir keine Geschenke."

Damit drehte er ihr den Rücken. Vielleicht hätte er es nicht getan, wenn es ein männlicher Teufel gewesen wäre.

Auch ein anderer Bruder des Kaisers, der Erzherzog Karl Ludwig, zog sich einmal eine Ohrfeige zu, aber von einer drallen Wäscherin. Diese stand eben bei einem Brunnen, als der Erzherzog (der obendrein in Uniform war!) vorbeikam und der Versuchung nicht widerstehen konnte, es der drallen Dirne so zu machen wie der Doktor Alopecius im „Heiligen Antonius" von Wilhelm Busch:

„Ach, das war auch so einer von denen!
Rechts und links grüßt er die ländlichen Schönen
Und macht auch wohl so hin und wieder
„Dominus vobiscum" über das Mieder!"

Die Wäscherin verstand aber schlecht und, sich umdrehend, versetzte sie dem Erzherzog eine schallende Ohrfeige. Er ergriff blutrot die Flucht, sich umsehend, ob es niemand gesehen habe. Es hatte aber jemand den Auftritt bemerkt und der war ich! Wenn nun ein österreichischer Offizier eine Ohrfeige von Frauenhand

erhielt, mußte er den Dienst aufgeben. So geschah es wenigstens einem armen Oberleutnant, der von einer polnischen Gräfin ganz ungerechterweise eine Ohrfeige bekommen hatte! Sie war nämlich in der Prater-Allee mit verhängten Zügeln einhergerast, so daß der Offizier, glaubend, ihr Pferd gehe durch, diesem in die Zügel fiel, um der Dame das Leben zu retten. Und die Gräfin war so infam, diesen beabsichtigten Ritterdienst mit einem von ihr mit der Reitpeitsche in das Gesicht des Offiziers geführten Schlag zu beantworten!

Merkwürdigerweise hatte Franz Josef da nicht so viel Gerechtigkeitsgefühl den Offizier zu halten! Er ließ es ruhig geschehen, daß der strenge Ehrenkodex angewendet wurde: ein Offizier, der sich schlagen läßt, ohne sich sofort Genugtuung zu verschaffen, hat zu quittieren.

Aber bei seinem Bruder war dies natürlich etwas anderes!

Dieser selbe Erzherzog hatte zwei hoffnungsvolle Söhne: den von mir bereits gekennzeichneten Thronfolger und den Erzherzog Otto.

Letzterer war das Gegenteil seines Bruders: durchaus nicht bigott, aber ausschweifend und verschwenderisch. Als er das Sinai-Kloster besucht hatte und darüber schrieb, merkte man aus seiner Darstellung, daß er sich über die Mönche weidlich lustig machte und über Religion ziemlich frei dachte. Oder wenigstens über Pfaffentum, was ja nicht immer dasselbe ist.

Er war das wahre enfant terrible der Habsburger, denn seiner Skandale war Legion! Nach und nach diente er bei sämtlichen Waffengattungen, denn wo immer er in Garnison lag, machte er derart Ärgernis erregende Skandale, daß er vom Kaiser — nicht etwa aus dem Kriegsdienst entfernt — o nein! das hätte ja durch die entfallende Gage einen Ausfall seines Einkommens auf Kosten des Volkes verursacht! — sondern eben nur zu einem anderen Truppenkörper in einer anderen Stadt versetzt wurde.

Er war der echte Bruder Lustig im Stile des Prinzen Jérôme Napoléon, des „immer lustiken" Königs von Westfalen. Seine Mitoffiziere vergötterten ihn meist, denn er hatte (sehr im Gegensatze zu seinem schmutzigen Bruder Franz Ferdinand d'Este) eine freigebige Hand und ließ sie stets an seinen Orgien teilnehmen. In

Klagenfurt z. B. bezechte er sich mit seinen Offizieren in einem Gasthause derart, daß alle anderen Gäste die Flucht ergriffen und der Wirt ihn und seine betrunkene Bande aufforderte, das Lokal zu verlassen.

Als Antwort forderte der Erzherzog seine Offiziere auf, dem Wirte den Herrn zu zeigen, indem sie alles im Hause zertrümmerten und mit vereinten Kräften das Klavier auf die Straße warfen.

Pernerstorfer erzählte den Fall im Parlament, aber alles, was der Kaiser tat, war die Versetzung Ottos zu einem anderen Truppenkörper!

Da setzte aber der Erzherzog dem allen die Krone auf!

Als er wieder einmal mit seinen Offizieren eine Orgie gefeiert hatte und alle bezecht waren, fragte er sie, ob sie schon einmal Gelegenheit gehabt hätten, zu sehen, wie eine Erzherzogin — liebe! (Er gebrauchte für dieses Wort aber einen ganz andern Ausdruck!) Da alle verneinten, sagte er ihnen:

„Dann kommt mit mir zu meiner Frau. Da werde ich es euch zeigen!"

Und mit Gejohle machte sich die ganze besoffene Gesellschaft auf nach Ottos Wohnung, wo seine Frau, die Erzherzogin Maria Josefa (Tochter des Königs von Sachsen) ahnungslos in ihrem Bette schlummerte.

Als die Rotte unter Führung des Erzherzogs Otto in ihr Schlafzimmer dringen wollte, vertrat ihr des Erzherzogs Adjutant den Weg und fragte, was denn der Lärm zu bedeuten habe. Ihre kaiserliche Hoheit liege ja schon im Bette und da dürfe niemand eintreten.

Der Erzherzog rief lachend: „Ich werde mich doch zu meiner Frau ins Bett legen dürfen!"

Versteinert stotterte der Adjutant:

„Aber doch nicht in Gegenwart der anderen!"

„Aber natürlich!" rief Otto; „die sollen ja sehen, wie eine Erzherzogin . . . liebt."

Da gewann der Adjutant seine Fassung wieder. Sehend, daß er eine Rotte von Betrunkenen vor sich habe, zog er seinen Säbel, stellte sich vor die Türe und rief:

„Nur als Leiche wird jemand in dieses Zimmer kommen! Und

wenn es Eure kaiserliche Hoheit selbst wären! Ich lasse der Frau Erzherzogin eine solche Schande nicht antun!"

Der Erzherzog wollte auf das hin auch vom Leder ziehen, aber ein paar Offiziere, die vielleicht weniger angetrunken waren und noch einen Funken Verstand bewahrt hatten, legten sich jetzt ins Mittel und rieten ihm ab. Worauf sich der Erzherzog unter Schimpfen entfernte.

Dieser fürchterliche Skandal veranlaßte den sozialistischen Abgeordneten Pernerstorfer (der mir später persönlich befreundet wurde) zu einer Interpellation im Parlamente, bei der er den Vorfall in seinen Einzelheiten erzählte.

Für den Byzantinismus und das Recht in Österreich [56]) bezeichnend ist es, daß diese Interpellation in keine Zeitung und auch nicht ins stenographische Protokoll kam, also nur durch die Zuhörer weiter erzählt wurde. Das genügte allerdings, um sie trotzdem überall bekannt zu machen.

Und worin bestand nun die Sühne für das empörte Volksbewußtsein?

Bald darauf erschien ein Herr beim Abgeordneten Pernerstorfer, um ihn zu fragen, was sein großer Hund koste. Pernerstorfer wollte ihn nicht hergeben, aber der Fremde ließ nicht locker, und als er schließlich gar 800 Gulden bot, konnte der Abgeordnete nicht der Versuchung widerstehen und verkaufte den Hund.

Anderntags ließen sich bei ihm zwei Herren melden.

Kaum waren sie eingetreten, als sie Hundepeitschen hervorholten und auf Pernerstorfer einzuhauen begannen. Dieser aber, nicht faul, ergriff einen Stock und wirbelte ihn den Eindringlingen derart unsanft um die Ohren, daß ihnen Hören und Sehen verging und sie eiligst die Flucht ergriffen. Auf dem Kampfplatze ließen

[56]) Da die Habsburger immer an schönen Wahlsprüchen reich waren, hatte sich der famose ‚gute' Kaiser Franz als solchen erkoren: ‚Justitia regnorum fundamentum' (Gerechtigkeit ist die Grundlage der Reiche). Diese Inschrift setzte er auch auf das Burgtor, wo sie noch heute zu lesen ist. Weil nun damals noch die Basteien bestanden, auf denen man spazieren ging und durch die jenes Tor führte, sagte der Wiener Witz in Anspielung auf die Art, wie in Österreich die Justiz gehandhabt wurde: ‚Oben geht man darüber hinweg und unten fahrt man durch!'

sie einen funkelnagelneuen Hut zurück, der die Firma des Hofhutmachers trug.

Pernerstorfer begab sich zu diesem und erfuhr, wer der Käufer gewesen war. Es war dies ein Offizier aus der Umgebung des Erzherzogs Karl Ludwig, des Vaters des Erzherzogs Otto.

Nun war der Zusammenhang klar und Pernerstorfer machte bei der Staatsanwaltschaft die Anzeige.

Als man dort sah, daß dem Abgeordneten die Personen der Angreifer bekannt waren (denn der andere war auch ein Offizierskamerad) erschrak man nicht wenig, und so wurde ein Vermittler zu Pernerstorfer gesandt und ihm der Antrag gemacht, gegen 40 000 fl Schmerzensgeld die Anzeige zurückzuziehen bzw. zu schweigen, wenn die Angelegenheit weiter im Sand verlaufe. Obendrein appellierte man an den Patriotismus des Abgeordneten, der doch, auch wenn er Sozialist sei, unmöglich sein Vaterland durch eine schmutzige Skandalaffäre im Auslande bloßstellen könne. Und so nahm Pernerstorfer an.

Dies machte aber den Justizminister so frech, daß er einmal im Parlament dem Pernerstorfer eine Belehrung darüber geben wollte, wie gleichmäßig in Österreich das Gesetz gehandhabt werde.[57])

[57]) Beispiele dieser Gleichheit sind folgende: Baron Rothschild besaß in Fiume eine Petroleumraffinerie. Es kam heraus, daß er jahrelang raffiniertes Petroleum als „Rohpetroleum" eingeführt hatte, auf das natürlich weit geringerer Zollsatz stand, und daß er dadurch den Staat um 20 Millionen Gulden betrogen hatte. Trotzdem dies durch alle Zeitungen lief und nicht bestritten wurde, kam der Baron straflos durch und der Staat blieb geschädigt! Noch schmutziger ist folgendes: Auf Anraten des Astronomen Palisa hatte sich Rothschild in Wien eine kleine Privatsternwarte erbaut, zu welcher er einen Siebenzoller-Refraktor benötigte. Um nun den hohen Zoll für optische Instrumente zu ersparen, ließ er den Refraktor zerlegt als „Maschinenbestandteile" deklariert einführen! Also schämte sich der Multimillionär nicht, den Staat sogar um die Kleinigkeit von einigen hundert Gulden zu betrügen! Für dieses Beschwindeln des Staates blieb er nicht nur unbestraft, sondern er wurde sogar noch hoffähig. Als er aber andererseits den Erzherzog Karl Ludwig durch seinen Gärtner aus seinen Treibhäusern auf der Hohen Warte hinausweisen ließ, war dies in den Augen Franz

Da rief der Abgeordnete auf die Galerie zeigend:

„Dort sitzt der Polizeipräsident von Wien! Ich fordere ihn auf, zu sagen, ob er imstande ist, sein Ehrenwort zu geben, daß ihm die Personen der beiden Offiziere nicht bekannt sind, die seinerzeit den Überfall auf mich in Szene setzten!"

Und der Polizeipräsident schwieg und schlich sich hinaus.

Die Erzherzoge Albrecht und Friedrich (dessen Sohn) waren unter den Erzherzogen die reichsten, denn sie besaßen ein Vermögen von 1600 Millionen Kronen. Sie hatten die größten Meiereien und die reichsten Kohlengruben in Österreich. Nebenbei auch einen großen Teil der Nordbahnaktien, weshalb diese Bahn nicht verstaatlicht werden durfte, wie ich auf Seite 109 mitgeteilt habe.

Als Kohlenmagnaten machten sie sich zusammen mit dem Grafen Wilczek, dem Baron Guttmann u. a. des gemeinsten Kohlenwuchers und der schändlichsten Ausbeutung ihrer Kohlenbergleute schuldig. Zur Jahrhundertwende trieb dies zur Katastrophe. Die Bergleute verlangten, daß sie das ihnen nötige Licht von der Verwaltung geliefert bekämen, was doch eine billige Forderung war, weil sie es bisher sich selbst kaufen mußten. Und weil die Kohlenwucherer hart blieben, kam es zu einem Streik, der immer größeren und weiteren Umfang annahm, bis man erreicht

---

dieses ein so strafwürdiges Verbrechen, daß er Rothschild auf ein Jahr vom Zutritt bei Hofe ausschloß!

So handhabte der Kaiser die Justiz!

Nebenbei erwähnt blieb auch der Multimillionär Dreher straflos (der bekannte Bierbrauer), als herauskam, daß er die Gemeinde Wien jahrelang durch Betrügereien bei Versteuerung seines Wasserverbrauchs um Millionen geschädigt hatte! Straflos blieben auch die Gendarmen, die einen Bauern niedergeschossen hatten, als dieser sich weigerte, seine ihm zum Pflügen unentbehrlichen Ochsen wegen Steuerrückstands von 26 Gulden pfänden zu lassen. Und in Steiermark sah der Kaiser einem Kadetten (ich glaube er hieß Husner) die Strafe nach, als dieser einen gemeinen Meuchelmord begangen hatte. Er war nämlich wegen seines unverschämten Betragens aus dem Wirtshause hinausgeworfen worden, er ging heim, holte sich sein Seitengewehr, stellte sich vor dem Wirtshause auf die Lauer und erstach den Herauskommenden! Also hier Begnadigung für vorsätzlichen Meuchelmord! Freilich hatte der Kadett Protektion, deshalb durfte er später wieder in das Heer eintreten!

hatte, daß zwar die Bergleute um 25 v. H. höheren Lohn erhielten, dafür aber sämtliche andere Preise unter diesem Vorwande um 25 bis 50 v. H. gesteigert wurden, so daß eigentlich die Bergleute schlimmer dran waren als früher, weil sie jetzt alles teurer zahlen mußten. Die Kohlenwucherer hatten aber keinen Schaden erlitten, sondern eher noch Gewinn erzielt! (Das alte Ende vom Lied bei allen Streiks!)

Daß Erzherzog Albrecht aber keinen Begriff vom Gelde hatte, zeigt folgender Fall.

Er hatte die Gewohnheit, seiner Tochter alljährlich zu Weihnachten einen Juwelenschmuck zu schenken, der 50 000 bis 60 000 Kronen wert war. Eines Tages sagte ihm die Erzherzogin „Aber Papa, du gibst mir immer nur Schmuck! Ich weiß schon nicht, was ich mit dem vielen Schmuck anfangen soll! Ich kann ihn ja gar nicht auftragen! Schenke mir doch etwas anderes!"

Der Erzherzog Albrecht war verdutzt und dachte lange nach, was er denn seiner Tochter sonst schenken könnte. Es fiel ihm aber nichts ein. Da dachte er sich: das einfachste wird sein, ich gebe ihr das Geld, da kann sie sich kaufen, was sie will. Und so ließ er seinen Sekretär kommen und fragte ihn, was die größte Geldnote sei, die es gäbe. „1000 Gulden," lautete die Antwort. „Dann bringen Sie mir eine solche." Es geschah. Der Erzherzog steckte sie in einen Umschlag und legte sie unter den Christbaum. Man kann sich das verblüffte und enttäuschte Gesicht der Erzherzogin denken, als sie diese „Überraschung" fand!

Was aber den Erzherzog Friedrich betrifft, so erinnert man sich wohl noch an die Nachrichten aus Österreich nach den Enthüllungen über die Wirtschaft der Habsburger, daß er sich nicht entblödet hatte, trotz seines übermäßigen Reichtums noch den Staat in der gemeinsten Weise zu betrügen und um Millionen zu schröpfen. Das konnte er um so leichter tun, als er dazu in seiner Eigenschaft als „Oberkommandant" der Heere, die sich gegen die Russen schlugen, die beste Gelegenheit hatte. (Nebenbei erwähnt, währte es reichlich lange, bis man ihn ob seiner Unfähigkeit beseitigte und Hindenburg bzw. Ludendorff als Lenker der Operationen anerkannte.)

Um so unverständlicher ist mir, daß bisher noch nichts dar-

über verlautete, daß die Republik das gesamte Privatvermögen der zahlreichen Erzherzoge und Erzherzoginnen für den notleidenden Staat einzog. Denn es stammt ja doch nur von der Ausbeutung des Volkes her.[58])

Auf Ausbeutung anderer verstand sich auch der Erzherzog Karl Stefan ausgezeichnet. Auch diesen lernte ich in Lussinpiccolo genauer kennen, wo er eine Besitzung hatte.

Schon die Art, wie er diese erwarb, war vielversprechend.

Es wurde 1893 Regatta in Lussin abgehalten, wie alljährlich zu Ostern. Der Erzherzog beteiligte sich mit seiner Yacht daran und erwartete, daß man ihn „natürlich" siegen lassen werde. Dieser Ansicht war aber einer der mitbewerbenden Lussignaner nicht, der frech genug war mit seinem Kutter als erster ans Ziel zu kommen und so den Preis dem Erzherzog vor der Nase wegzufischen.

Das empörte den Erzherzog Stefan derart, daß er ausdrücklich erklärte, er habe die Absicht gehabt, sich in Lussinpiccolo anzusiedeln; weil man ihm aber so etwas angetan habe, werde er sich in Lussingrande ankaufen und so unsere Stadt um die ihr zugedachte Ehre und Verdienst bringen.

Und so tat er auch. Er kaufte sich eine Besitzung in Lussingrande, die reizend am Hafeneingang gelegen war. Weil er aber Gelegenheit hatte, sie mit Vorteil zu verkaufen, verkaufte er sie dem Grafen Rudolf Welsersheimb und baute sich im Innern eine andere Villa, von der mir rätselhaft blieb, was ihm dort gefallen haben kann.

Denn auf Kauf und Wiederverkauf mit Gewinn verstand sich der Erzherzog ausgezeichnet. So schwindelte er sich auch auf eine große Yacht hinauf.

Ursprünglich besaß er nur die kleine Dampfyacht „Ossero" von 240 Tonnen. Weil er nun „Admiral" der k. k. Flotte war, fiel es ihm leicht, diese Yacht der Marine zum doppelten Preis ihres Wertes anzuhängen und sich für den Erlös den größeren „Waturus"

[58]) Das gleiche gilt übrigens für das Privatvermögen aller davongejagten deutschen Fürsten! Das ist um so empörender, als man jetzt Leuten, die nur 1000 Mark besitzen, 500 davon wegnehmen will! Gar merkwürdige Republiken, diese deutsche und die österreichische!

zu bauen. Er fand einen Gimpel, der ihm diesen zu weit höherem Preise abkaufte, und so erstand er dafür die noch größere Yacht „Rovenska", so genannt nach dem Hafen, den ihm der Staat nur für sein Schiff allein für etwa 100 000 Kronen bauen lassen mußte. Denn dort laufen gar keine anderen Schiffe ein, weil es nur eine gewöhnliche Bucht ist, wie so viele andere auf Lussin. Bei seinem 160 Millionen großen Vermögen auf eigene Kosten den Molo zu bauen, der doch ausschließlich für ihn war, fiel ihm nicht ein. Dazu war ja der Staat da!

Als dann Vanderbilt mit seiner Yacht nach Österreich kam, lud ihn der Erzherzog auf seine Yacht zum Frühstück und sagte ihm dann beim Dessert: „Wie gefällt ihnen meine Yacht?" „Sehr gut," war natürlich die Antwort, obgleich jene des Amerikaners dreimal größer und eleganter war. „Dann könnten Sie mir sie abkaufen. Das wäre so etwas für Sie. Und bei Ihrem Reichtum können bei Ihnen doch keine Bedenken vorhanden sein!"

Dieser grobe Wink mit dem Zaunpfahl bzw. die schlau berechnete Wirkung auf des amerikanischen Protzen Großtun blieb nicht erfolglos. Nachlässig zog Vanderbilt sein Scheckbuch heraus, zog die Füllfeder auseinander und fragte kurz: „Wieviel?" Der Erzherzog, nicht faul, nannte eine doppelt so hohe Summe, und Vanderbilt schrieb den Scheck, ohne mit der Wimper zu zucken, aber sich vermutlich seinen Teil denkend!

Für den Kaufpreis bestellte der Erzherzog in Schottland eine doppelt so große Yacht, und bis diese fertig war, begnügte er sich mit der Segelyacht „Sen". Diese hing er später einem Großindustriellen (ich erinnere mich nicht mehr, war es der Bierbrauer Dreher oder der Besitzer von Brioni, Kupelwieser) mit Gewinn an.

Als seine Yacht in Schottland fertig war, begab er sich hin, sie abzuholen, kam aber ohne sie zurück! Warum? Weil er dort die Bekanntschaft von Kohlenkönigen gemacht hatte, auf deren Eitelkeit er ebenso spekulierte, wie bei Vanderbilt auf dessen Protzentum und bei Dreher auf dessen Ehrfurcht, und die ihm dann die Yacht zu weit höherem Preise überzahlten!

Man sieht, ein tüchtiger Geschäftsmann!

Daß er aber nebenbei auch schmutzig war, zeigen folgende kleine Beispiele.

In der Villa des Grafen Welsersheimb hatte er wiederholt kindischen Unfug verübt. So machte er sich ein Vergnügen daraus, dem Diener doppelte Arbeit zu verursachen, indem er den von diesem frisch gewichsten Parkettboden durch lausbübisches Herumschleifen ruinierte. Daß der arme Mann die anstrengende Arbeit nochmals machen mußte, war ihm gleichgültig. Es war ja nur ein Plebejer!

Infolgedessen stellte sich der Diener das nächste Mal harthörig, als er eben wieder den Boden wichste und der Erzherzog Einlaß begehrte. Er hatte diesen nämlich durch die Glastüre kommen sehen und letztere rasch versperrt! Darüber wurde nun der Erzherzog so wütend, daß er die Fenster der Glastüre mit seinem Stocke zerschlug. Aber gezahlt hat er sie nicht!

Er schämte sich auch nicht, mir einen Regierungsrat mit der Bitte zu senden, ich möchte ihm meine beiden letzten Werke leihen. (Denn kaufen konnte er sie natürlich nicht bei nur 160 Millionen Vermögen, weil sie ja 14 Mark kosteten!) Ich sandte sie ihm und bat ihn, selbe als Geschenk zu behalten.

Er nahm hocherfreut an — fand es aber dann nicht einmal der Mühe wert, mir dafür zu danken, auch nicht, als ich ihn fragte, ob ihm der Regierungsrat die Bücher auch richtig eingehändigt habe.

Schmutzig muß übrigens auch der Erzherzog Albrecht gewesen sein, denn ich weiß, daß er der Mutter eines seiner unehelichen Kinder nur 30 Gulden monatlich Alimentation zahlte. (Bei 1600 Millionen Kronen Vermögen!)

Das Ende des Erzherzogs Otto war seines Lebens würdig. Zuletzt huldigte er unnatürlichen Ausschweifungen, die ihm auf der Zunge eine Ansteckung eintrugen, welche immer größeren Umfang annahm. Schließlich war seine Nase ganz weggefressen, seine Zunge und sein Gaumen zerstört, und er konnte nur noch durch eine Kanüle ernährt werden. Weil er diese einmal verschluckte, erstickte er.

Das ist der Vater des letzten Kaisers Karl, von dem mir aber nichts Nachteiliges bekannt ist,[59]) außer daß er während des Welt-

[59]) Seine Mitschuld am üblen Ausgang des Weltkriegs, sofern diese seine Vertrauensseligkeit in seine Frau und deren Bruder Sisto betrifft, werde ich am Schlusse dieses Buches besprechen.

krieges auch mehr auf seine Kasse als auf die Staatskasse sah. Aber dies ist einmal die Schwäche fast aller Habsburger. Ehrenvolle Ausnahmen bildeten meines Wissens nur die Erzherzoge Ludwig Salvator, dessen Bruder Johann Salvator, der als Johann Orth vor 30 Jahren von sich reden machte, und Erzherzog Leopold Ferdinand Salvator. Weil nämlich keine Hoffnung war, daß der Kaiser in seinem starren monarchischen Hochmute jemals zustimmen werde, daß ein Erzherzog eine nichtebenbürtige Ehe eingehe, Johann Salvator aber in die Operettensängerin Finaly verliebt war (eine sehr schöne Person, aber gerade kein Tugendspiegel!), verzichtete er schnell entschlossen auf Titel, Ämter, Würden und Vermögen und erklärte, daß er künftig als einfacher bürgerlicher Johann Orth sein Brot durch Handel als Schiffskapitän verdienen wolle. Er warf dem ergrimmten und empörten Franz Josef alles vor die Füße, heiratete die Finaly, kaufte sich ein 1300 Tonnen großes Barkschiff und schiffte sich mit seiner Frau und deren Schwester, der Ballettänzerin Finaly, nach Buenos Aires ein. Dort verkaufte er seine Ladung und kaufte eine andere, mit der er nach Chile segeln wollte. Weil er aber den Weg um das fast immer stürmische Kap Horn nehmen mußte, ging er elend zugrunde. Man hat nur an der Küste von Feuerland ein Boot der „St. Margareth" gefunden, aber sonst keine Spur, und von ihm und seiner Mannschaft nie etwas gehört oder gesehen!

Er war einer der wenigen Erzherzoge, die von der Bevölkerung aufrichtig betrauert wurden. Er hatte sich besonders durch sein Buch „Drill oder Erziehung" Sympathien erworben (das seine Maßregelung durch den Kaiser nach sich zog), aber auch durch seine Entlarvung des spiritistischen Schwindlers Slade, die allgemeine Heiterkeit erregt hatte,[*]) nachdem schon der verblödete Hof bereit war, auf den Schwindel hereinzufallen. Er verfaßte auch das sehr interessante Ballett „Die Assassinen".

Ludwig Salvator aber war ein wirklicher Gelehrter und ausgezeichneter Schriftsteller. Seine Riesenprachtwerke „Die

[*]) Er hatte an den Türen einen Mechanismus anbringen lassen, durch den diese plötzlich geschlossen werden konnten. Als er dies tat und gleichzeitig das Licht aufdrehte, fand man Slade im Geisterhemd und barfuß im Zimmer stehen!

Balearen" und „Zante", sowie viele andere kleinere sind wahre Muster- und Meisterwerke der deutschen gelehrten Literatur. (Dieses Lob ist aufrichtig und nicht etwa durch unsere persönlichen Beziehungen beeinflußt!)

Auch sein Vetter Leopold Ferdinand Salvator war begabt, doch machte ihn die Liebe unverständig, indem er die sittenlose Adamović heiratete und sich durch sie geistig herabdrücken ließ. Auch er hatte Titel und Würden von sich geworfen und es vorgezogen, als Bürgerlicher unter dem Namen Leopold Wölfling zu leben. Nach seinem letzten an mich gerichteten Briefe (1908) zu schließen, scheint es deshalb finanziell nicht am besten mit ihm zustehen. Seine Schwester ist die durch ihre Abenteuer mit Giron und später in Italien bekannte Gattin des letzten Königs von Sachsen, die Erzherzogin Luise Antoinette.

Über „Leopold Wölfling" schieb Felix Salten im „Berliner Tageblatt" folgendes:

„Jetzt, da seine Familie in alle Winde zerstoben ist, darf er heimkehren.

Vor siebzehn Jahren hieß er Leopold Ferdinand, war Erzherzog von Österreich, Erbgroßherzog von Toskana, Kaiserliche Hoheit, Vliesritter und Oberst in der k. k. Armee. Jetzt ist er, seit langem schon, nichts anderes als der einfache Herr Leopold Wölfling. Dieser freiwillige Tausch hat ihm dazu geholfen, sein eigenes Leben, unbehindert, still und einsam für sich zu leben. Und der schlichte, bürgerliche Name kommt ihm jetzt sehr zustatten.

Ein glückliches Leben hat er wohl niemals geführt; weder daheim als Erzherzog Leopold Ferdinand, noch in der Fremde als Leopold Wölfling. Denn hier wie dort ist er immer zu sehr ein Suchender gewesen, unbefriedigt und wurzellos und von leidenschaftlichen Impulsen zu sehr getrieben, dabei im eigenen Wesen zu wenig gefestigt, um sich über den Gang des Schicksals beschwichtigen, um über erlittenes Unrecht hinweg ins Gleichgewicht finden zu können.

Als Erzherzog hatte er Pech, weil er klug, skeptisch und witzig war, weil er höhere geistige Bedürfnisse merken ließ und vom Leben zu viel wußte. (Als gelernter Bürgersmann ist er dann natürlich wieder zu lebensfremd gewesen.) Da er in religiösen Dingen frühzeitig schon zu zweifeln anfing und geheuchelte Frömmigkeit verschmähte, machte er sich in der bigotten Atmosphäre seines Vaterhauses schon verdächtig und wurde vom Familienklatsch der Hofburg als ein gefährlicher, sündhafter und verstockter Mensch bekrittelt. Ein weiteres Pech, daß er dem Thronfolger Franz Ferdinand auf die Weltreise als Begleiter mit-

gegeben wurde. Franz Ferdinand, dessen sadistische Neigungen sich bekanntlich auf der Jagd austobten, schoß vom Bord des Schiffes, mitten in voller Fahrt, zahllose Möven. Leopold erlaubte sich die Bemerkung, es sei häßlich und grausam, die armen Tiere, um die man sich ja doch nicht kümmern könne, bloß zum Vergnügen herunterzuknallen und sie dann tot, oder schlimmer noch, lahmgeschossen und krank, auf den Wellen treiben zu lassen. Franz Ferdinand nahm die Ermahnung sehr übel auf, der Streit wurde heftiger, bis der jähzornige und entrüstete Leopold den Säbel zog. Vom Äußersten durch das Dazwischentreten des Gefolges zurückgehalten, sah sich Leopold nun tagelang an Bord gleich einem Verpesteten gemieden, bis man ihn endlich zu Melbourne ans Land setzte. Kränkung, Grübelei, die Einsamkeit ausgesucht schlechter Garnisonen und der Hang, sich geistig zu bilden, trieb ihn zu eifriger, ohne Anleitung ziemlich wahlloser Lektüre. Immerhin: er wurde erwischt und überführt, nicht bloß Heinrich Heine sondern auch Friedrich Nietzsche gelesen und diese gottlosen Bücher in einem Schrank verwahrt zu haben. Damit war er bei dem Kaiser Franz Josef, der niemals ein Buch gelesen oder geliebt hat, für immer gerichtet. Als Erzherzog hatte er nun garnichts mehr zu hoffen, aber an Verfolgung alles zu fürchten. Dem regierenden Kaiser verdächtig und verhaßt, dem künftigen Kaiser unheilbar verfeindet, waren ihm Gegenwart wie Zukunft verrammelt. Nur die äußerste Demut, nur konsequent geheuchelte Reue und Ergebenheit hätten ihn noch retten können. Er war nicht der Mann, solch eine Komödie zu spielen und solch ein Joch zu tragen.

Daß er öffentlich Rang und Würden hinwarf, freiwillig zur bürgerlichen „Niedrigkeit" herabstieg, hat man ihm nie verziehen. Sein Abgang bedeutete denn auch einen harten Schlag für die Familie, aber freilich in einem anderen Sinn als die Familie meinte. Denn Leopold war der begabteste[*1] und der menschlichste unter allen Erzherzogen. Ein Mann wie Leopold hätte vieles leisten können. Aber es gehört offenbar zum Verhängnis der Habsburger, daß ihre wertvollsten Söhne über Bord gehen mußten, indessen ihre unfähigsten Sprößlinge bis zuletzt die Macht und das Steuer in schwachen Händen halten durften.

Leopold Wölfling trug Exil und Heimweh jahrelang bis der Krieg ausbrach. Dann war kein Halt mehr. Er bat den Kaiser Franz Josef um die Gnade, als einfacher Soldat in die Armee eintreten zu dürfen. Vergebens. Um Gewährung solcher Bitte zu erflehen, warf sich Leopolds Mutter zweimal dem Kaiser zu Füßen. Vergebens. Selbst die erbetene Rückkehr, um irgendwie im Zivildienst arbeiten zu können, wurde schroff verweigert. Österreichischen Boden durfte Wölfling nicht mehr betreten.

Nun aber darf er nach Hause kommen. Damit das möglich sei,

[*1]) Der begabteste war Ludwig Salvator! S. G.

von seinen Erziehern eingeprägten Lehren, fast nur für das Heer Fürsorge und Liebe zu haben schien. Dabei erregte es besonderen Unwillen in Prag und Wien, daß er jene Truppen, welche die Aufstände in diesen Städten niedergeworfen hatten, besonders stark mit Medaillen bedachte.

Im Ministerium Schwarzenberg-Stadion war es nur die Person des letzteren, die Vertrauen einflößte und Fähigkeit besaß.[1]) Aber er konnte nicht immer den Ministerpräsidenten von unangenehm berührenden Maßregeln abhalten. Solche waren Einengung der Preßfreiheit und des Versammlungsrechtes. Dabei standen beide unter dem Drucke des Fürsten Windischgrätz, der sich ausdrücklich vorbehalten hatte, auf alle organisatorischen Maßregeln zur „Herstellung der Ordnung" maßgebenden Einfluß zu haben. Deshalb hatte er auch gleich nach der Thronbesteigung dem Kaiser geschrieben: „Es möge nichts Wichtiges ohne mein Vorwissen Eurer Majestät vorgelegt werden und Allerhöchst dieselben nichts zu entscheiden geruhen, ohne mir zu gestatten davon in Kenntnis zu kommen."

Das war die reine Militärdiktatur!

In Ungarn hatte die Nachricht vom Thronwechsel ganz anders gewirkt!

Am 7. Dezember waren dem Reichstag und Magnatenhaus die Manifeste der beiden Kaiser vorgelesen worden, die dort „allgemeine Heiterkeit" auslösten. „Alles lachte über den königlichen Knaben, der sich den Titel eines Königs von Ungarn und Jerusalem beilegte. Wir glauben, daß er ebensowenig das eine wie das andere ist." Dann erfolgte die Ablehnung des Thronwechsels. Bezeichnend ist dabei, was Josef Madarasz sagte:

„Der Prätendent erzählt uns, daß er sich die Krone aufgesetzt habe. (Heiterkeit.) Aber dazu bedarf er unserer Einwilligung! Und was sagt dieses Bürschchen weiter? Einen Staatskörper will er bilden, unterwerfen will er uns, unser Land der Monarchie als

---

[1]) Es gibt Leute, die den Fürsten Felix Schwarzenberg für den letzten fähigen Minister des Außeren Österreichs erklärten. Ich kann mich diesem Urteile nicht anschließen, da er zwar energisch war, seine Politik aber eine ganz verfehlte genannt werden muß! Sowohl gegen Rußland wie gegen Italien und Deutschland.

Provinz einverleiben! Aber wer sind denn seine Helden? Etwa der Davonlaufer Jelačić? Oder der grausame Menschenschlachter Windischgrätz?"

Und sein Bruder László ergänzte diese Worte noch mit folgenden:

„Wir haben jetzt einen abgetretenen König, einen mit Machtvollkommenheit bekleideten König, nämlich den Jelačić, und einen noch nicht erwachsenen König; aber einer ist so ungesetzlich wie der andere. Der erste hat selbst erklärt, daß er unfähig ist, ein Volk zu regieren; der zweite ist ein schurkischer Räuber, ein gemeiner Dieb und widerspenstiger Rebell; der dritte endlich ist die unreife Frucht eines verdorbenen Stammes, ein unmündiger Knabe, dessen erster Akt Verrat an der ungarischen Freiheit ist. Aber etwas Possierliches enthalten doch die Manifeste! Der alte König sagt uns nämlich, daß seine Schultern nicht länger die Last der Regierung tragen können. Das habe ich längst gewußt! Ich meine nämlich, daß er unfähig ist. Aber hinter diesem König steht eine Frau (Sofie), die sich nicht getraut hat, offen als Herrscherin hervorzutreten; darum haben sie ihr unreifes Kind an die Spitze gestellt." (Große Heiterkeit.)

Und dann erhob sich der alte blinde Wesselenyi und rief:

„Was streiten wir uns um die Anerkennung eines Königs? Es ist klar, daß für Ungarn die republikanische Staatsform allein paßt. Ich will eine föderierte Donau-Republik mit all jener Dehnbarkeit, deren eine solche fähig ist. Im Osten wollen wir uns mit den Dako-Romanen, im Süden mit den Slaven, im Westen mit den vereinigten Staaten von Deutschland im weiteren Verbande föderieren. Ungarn bildet dann den Zentralstaat und Pest-Ofen könnte die Hauptstadt von Mitteleuropa werden."

Und Kossuth erhob sich, um zu sagen, daß der neue Kaiser ein Usurpator der ungarischen Krone sei, den man des Thrones fur verlustig erklären müsse. Dies sagte aber Kossuth hauptsächlich deshalb, weil er gleichzeitig durch seine Anhänger fur sich Propaganda machen und dem Volke sagen ließ: „Wir sind ein monarchisches Volk; mit der Republik geht es nicht. Ferdinand hat die Krone niedergelegt; Franz Josef ist nicht gekrönt, wir haben augenblicklich keinen König. Warum wollen wir nicht

Kossuth Lajos dazu machen? Etwa weil er keinem Herrscherstamme entsprossen ist? Erinnern wir uns an den größten unserer Könige: Matthias Corvinus! War nicht dieser, ist nicht Kossuth ein geborener Magyar? (Erlogen! Denn Kossuth war ein geborener Slovak und Matthias Corvinus rumänischer Abkunft. S. G.) Haben nicht beide von der treulosen österreichischen Regierung Verfolgung und Haft erdulden müssen?"

Vielleicht wäre Kossuth sein Plan gelungen, sich zum König von Ungarn ausrufen zu lassen, wenn nicht Görgei gewesen wäre, der die Armee in Händen hatte und von einer solchen Lösung nichts wissen wollte. Er erklärte demgemäß im Namen des Heeres am 10. Dezember, daß sie nur denjenigen als Oberherrscher anerkennen würden, den das Land und die Verfassung als solchen anerkennen.

In Kroatien war Jelačić vom neuen Kaiser zum Statthalter von Rijeka (Fiume) und Dalmatien ernannt worden, was allgemeine Befriedigung erregte, ausgenommen natürlich bei dem kleinen italienisch gesinnten Teile von Fiume und Dalmatien. Und Jelačić beeilte sich, dem Vladika Petar II. von Montenegro „die Hand zu reichen, nicht nur als Sprach- und Stammesgenosse, sondern auch als nächster Nachbar durch Beruf und amtliche Stellung. Und so ist es mein Wunsch, daß diese Freundschaft und gegenwärtige Nachbarschaft ein Schritt zum Frieden und zur Eintracht zwischen den verschwisterten Ländern Dalmatien und Montenegro werde."

Der geschmeichelte Vladika bot bald darauf Jelačić 10 000 Montenegriner als Hilfstruppen zur Bekämpfung der Magyaren an, was aber von Windischgrätz aus politischen Gründen abgelehnt wurde.

In Südungarn hatten die Serben die Nachricht vom Thronwechsel mit Jubel aufgenommen und eine Abordnung zur Begrüßung des Kaisers gesandt, der auch mein verstorbener Freund, der (damals erst 26 jährige) General von Stratimirović angehörte. Sie verlangte im Namen des serbischen Volksausschusses:

1. Politische Unabhängigkeit des serbischen Volkes unter österreichischer Herrschaft (also Autonomie);

2. Bestätigung der Voivodina in ihren bisherigen Grenzen;

3. Anschluß des serbischen Volkes an das dreieinige kroatisch-slavonisch-dalmatinische Königreich.

Die Abordnung wurde sehr freundlich empfangen und redete den Kaiser am 6. Dezember deutsch und serbisch an. Er antwortete deutsch und böhmisch, das „tapfere Volk der Serben" besonders lobend und Zusagen machend.

Dann begab sich die Abordnung nach Kremsier, wo am 14. eine Art Slaventag stattfand, dem auch die anderen Slaven mit Ausnahme der Polen beiwohnten. Anderntags schon erhielt die Abordnung die kaiserliche Entschließung, von Stadion gegengezeichnet, in der zunächst das serbische Patriarchat in der Person des Erzbischofs Rajačić von Karlovci wiederhergestellt und der General Supljikac zum Vojvoda des serbischen Volkes (also Statthalter der Vojvodina) ernannt wurde. „Es ist unser kaiserlicher Wille und Absicht, durch Wiederherstellung dieser obersten geistlichen und weltlichen Würde unserer treuen und tapferen serbischen Nation eine Bürgschaft für eine nationale ihren Bedürfnissen entsprechende innere Verwaltung zu gewähren. Gleich nach hergestelltem Frieden wird es eine der ersten Sorgen unseres landesväterlichen Herzens sein, eine solche nationale innere Verwaltung nach dem Grundsatze der Gleichberechtigung aller Völker zu regeln und festzustellen." Also lautete der Schluß.

Durch diese schönen Worte und Versprechen wurde eigentlich den Serben nur das wiedergegeben, was ihnen schon vor mehr als anderthalb Jahrhunderten verbrieft, aber schändlich gebrochen worden war. Und wir werden sehen, daß der „ritterliche" Kaiser Franz Josef sich keinen Augenblick bedachte, seine feierliche Zusage abermals zu brechen,[1] als es ihm nicht mehr paßte und er nicht mehr der serbischen Streitmacht bedurfte, seinen wackligen Thron zu erhalten. Denn geradeso, wie er die treuen Kroaten ihren Todfeinden, den Magyaren, aufopferte, trotzdem sie ihm allein den Thron erhalten hatten, und zwar eben jenen Magyaren, die ihn selbst des Thrones für verlustig erklärt hatten, ebenso opferte er bis zu seinem Tode die österreichischen Serben ihren

[1]) In gleicher Weise hat er ja auch den Tschechen die feierliche Zusage seines Reskripts gebrochen, und die verschiedenen Versprechungen, die er zeitweilig den Ukrainern und Rumänen gemacht hatte.

magyarischen Unterdrückern; und nicht genug damit: er ließ durch Jahrzehnte jene serbenfeindliche Politik zu (nur, um die Magyaren zu befriedigen!), die Anlaß wurde, daß sein Nachfolger, und mit diesem das Haus Habsburg, den Thron verlor und Österreich ganz zerfiel!

Nemesis!

---

20. Niederwerfung Ungarns.

Im 11. Kapitel habe ich in großen Zügen die Ereignisse in Ungarn 1848 skizziert. Jetzt wollen wir sehen, wie der Verlauf war.

Radeckys Siege in Italien und die Niederwerfung des Prager Aufstandes hatten der Wiener Regierung Mut gemacht, am 14. August 1848 dem Erzherzog Stefan als Palatin von Ungarn die Vollmacht zu entziehen, die ihn mit der Stellvertretung in Ungarn betraut hatte. Batthyányi und Déak, die nach Wien gekommen waren, um die Sanktion des Rekrutierungs- und Finanzgesetzes (Aufstellung von 200 000 Mann Honvéd und Ausgabe von 42 Millionen Gulden Kossuth-Noten) zu erwirken, konnten keine Audienz erlangen, weil es doch Selbstmord gewesen wäre, durch diese Bewilligungen die Lostrennungsgelüste der Magyaren noch zu unterstützen.

Nun schickte der Reichstag auf Kossuths Antrag eine Abordnung von 120 Mitgliedern nach Wien, um derart den Kaiser einzuschüchtern. Sie verlangte kräftiges Einschreiten gegen den serbo-kroatischen Aufstand (der doch zugunsten des Kaisers erfolgt war!), Verlegung des Hoflagers nach Pest (um dort den Kaiser gegebenenfalls als Geisel festhalten zu können!) und Rückberufung aller ungarischen Regimenter in die Heimat (um so ein Heer gegen den Kaiser zu bekommen!), wobei sie zu erklären hatte, daß sie Nichtempfang als abschlägige Antwort betrachten würde. Sie wurde nun allerdings am 9. September empfangen, erhielt aber eine abschlägige Antwort. Gleichzeitig wurde Jelačić, dessen Achterklärung, wie ich S. 82 erzählt habe, auf so hinterlistige Weise erschlichen worden war, in Amt und Würden bestätigt. Das veranlaßte natürlich Jelačić zum Überschreiten der Drau am 11. September, wobei er in einer Proklamation anzeigte, daß die Errichtung des österreichischen Einheitsstaates sein Ziel sei.

Wie sein Einbruch mißglückte, habe ich schon auf S. 76 geschildert.

Am 3. Oktober hob ein kaiserliches Manifest die Beschlüsse des ungarischen Reichstags und diesen selbst auf und ernannte Jelačić zum „Alter ego" des Kaisers in Ungarn. Die Magyaren antworteten damit, daß sie zum Entsatz Wiens 23 000 Mann sandten, die aber am 30. Oktober von Jelačić bei Schwechat geschlagen wurden, worauf anderntags die bereits geschilderte Erstürmung Wiens erfolgte.

Windischgrätz erließ nun eine Aufforderung an das ungarische Heer, binnen 14 Tagen die Waffen niederzulegen. Als nur Hohn die Antwort war, begann er Mitte Dezember seinen Marsch gegen Pest.

Wie der vorher stattgefundene Thronwechsel von den Magyaren aufgenommen wurde, haben wir bereits gesehen: der Reichstag hatte am 15. Dezember die Abdankung Ferdinands V. für ungültig erklärt und gegen Franz Josefs Thronbesteigung Einspruch erhoben.

Der Beginn des Krieges schien ungünstig für die Magyaren, denn Windischgrätz rückte am 18. Dezember in Preßburg ein und Jelačić nach einem Siege über Görgei in Wieselburg. Und nachdem Perczel noch am 29. Dezember von Jelačić bei Moór geschlagen worden war, räumten die Magyaren am 4. Januar Ofen und Pest.

Nun trennte sich das magyarische Heer: Görgei zog nördlich nach den Bergstädten, Perczel ging mit der Regierung nach Debreczin. Diese Torheit hätte nun ein fähiger Feldherr benützt, um jedes der beiden weit getrennten Heere einzeln zu vernichten.[1] Aber Windischgrätz war an Unfähigkeit kaum zu überbieten! Er

[1] Nichts wäre leichter gewesen, als damals schon den Krieg zu beendigen. Windischgrätz brauchte nur mit seiner ganzen Macht gegen Debreczin zu marschieren, wo das halb demoralisierte und nicht einmal halb so starke ungarische Heer (selbst die militärische Unfähigkeit Windischgrätz' in Rechnung gezogen) hätte erliegen müssen, da es auch im Süden von den Serben gepackt worden wäre. War aber Kossuth mit seiner Regierung und seinem ganzen Heere gefangen, so hing Görgei in der Luft und seine 16 000 Mann konnten an der Sachlage und dem Untergang Ungarns nichts ändern.

witterte hinter der magyarischen Kopflosigkeit einen „geheimen Plan" und wartete ängstlich, was da herauskommen solle, um nur ja nicht in eine „Falle" zu geraten! Dadurch erhielten natürlich Kossuth und sein neuer überaus fähiger Kriegsminister Klapka Zeit, 112 Bataillone und 6 Husarenregimenter neu aufzustellen, während der ebenfalls sehr fähige General Görgei im Norden so geschickt operierte, daß er die zerstreuten Truppenabteilungen an sich zog, und so vereint den aus Galizien bis Kaschau vorgedrungenen General Grafen Schlick zum Rückzug nötigen konnte. Derart den Norden sichergestellt, zog er dann südwärts und vereinigte sich mit dem Debrecziner Heere.

Hätte nun Görgei den Oberbefehl erhalten (oder der geniale Feldherr Bem, der mittlerweile in Siebenbürgen mit einer Handvoll Truppen die bewundernswertesten Operationen durchführte, die zur völligen Eroberung Siebenbürgens führten), so wäre es Windischgrätz schlecht ergangen. So aber gab Kossuth dem unfähigen polnischen General Dembinski den Oberbefehl, weil er aus dessen Rückzug von 1831 die merkwürdige Folgerung gezogen hatte, — er müsse ein guter Feldherr sein! So darf es nicht wundern, daß Dembinski gegen Windischgrätz am 26. Februar die zweitägige Kanonade (Schlacht kann man es kaum nennen) von Kápolna verlor — besser gesagt, sich geschlagen gab, ohne es eigentlich zu sein! Schlick hatte sich dabei mit Windischgrätz vereinigt, und das entmutigte Dembinski derart, daß er sich hinter die Theiß zurückzog und erst am 20. März wieder hervorwagte, als er sah, daß der noch unfähigere Windischgrätz ihn ungeschoren ließ. Aber Kossuth war nun eines besseren belehrt worden: er setzte Dembinski ab und gab Görgei den Oberbefehl.

Nun wendete sich mit einem Schlage das Blatt! Im April erfocht Görgei über Windischgrätz und (als dieser ob seiner endlich erkannten Unfähigkeit abgesetzt wurde) über dessen Nachfolger Welden vier glänzende Siege: am 6. bei Gödöllö, am 9. bei Waitzen, am 19. bei Nagy Sárlo, am 27. bei Mocsa, was die Räumung von Pest am 24. April zur Folge hatte und den Rückzug der Kaiserlichen auf Preßburg. Da auch in Siebenbürgen Puchner und nach ihm die eingedrungenen Russen von Bem in einer Reihe glänzender Schlachten besiegt und aus dem Lande hinausgeworfen worden

waren, Perczel aber im Süden einige Erfolge erzielt hatte, schien Ungarn siegreich aus dem Kampfe hervorgehen zu wollen.

Da war es nun ein verhängnisvoller Irrtum Görgeis, der ihn um alle Früchte seiner Siege brachte. Als er mit 30 000 Mann vor Ofen erschien, war die Festung vom Obersten (späteren General) Hentzi mit 3500 Mann besetzt, einem heldenmütigen Haudegen schweizerischer Abstammung. Weil doch Ofen als Festung kaum ernst zu nehmen war, hielt Görgei ihre Einnahme für die Frage von wenigen Tagen. Deshalb wich er von dem ab, was sonst die Regeln der Strategie vorschrieben: nämlich die Festung einfach zernieren zu lassen, mit der Hauptmacht aber dem geschlagenen und darob sicher schon etwas demoralisierten Feinde scharf zu folgen und ihn nicht zur Ruhe kommen zu lassen. Hätte Görgei so gehandelt, so unterliegt es keinem Zweifel, daß es ihm gelungen wäre, Welden auf Wien zurückzuwerfen, dort neuerdings den Aufstand zu entflammen und wer weiß, was dann noch geschehen wäre. So aber sündigte Görgei wider sein besseres Wissen aus Eitelkeit. Weil nämlich Ofen die Hauptstadt Ungarns war und die Residenz aller Könige, so mußte es auf den gemeinen Mann in Ungarn einen ungeheuren Eindruck machen, wenn Görgei sie wiedergewann. Und vermutlich war es insgeheim Görgeis ehrgeizige Absicht, sich dadurch zum ungarischen Napoleon zu machen.

Seine Absicht wäre vielleicht gelungen, wenn anstatt des tapferen Hentzi irgendeiner der Waschlappen Befehlshaber gewesen wäre, an denen Österreich so reich war.[1] Aber Hentzi war aus anderem Holze geschnitzt. Stolz lehnte er alle Aufforderungen und Anerbietungen (darunter die der Beförderung zum Feldmarschall-Leutnant bei Übertritt ins ungarische Heer!) und jede Berufung darauf ab, daß er ja als geborener Ungar auch „Magyar" sei. Und so war Görgei, wenn er sich nicht lächerlich machen wollte, gezwungen, die regelrechte Belagerung zu beginnen. Hentzi

[1] Schrieb doch Schwarzenberg am 4. Dezember an Windischgrätz: „Das alte Regime scheint grundsätzlich nur schwache, unfähige Männer an alle höheren Stellen gesetzt zu haben." Deshalb konnten es auch zwei geniale Feldherrn wie Kleber und Karageorgje in Österreich nur zum Unteroffizier bringen!

hielt sich aber selbst dann noch, als Bresche geschossen war und Sturm gelaufen wurde. Erst am 21. Mai gelang es den Magyaren, Ofen zu erstürmen, wobei Hentzi, den Degen in der Hand, auf der Bresche kämpfend, im Handgemenge den Heldentod fand!

Vier Wochen lang hatte er das (als Festung) armselige Nest gegen neunfache Übermacht verteidigt und dadurch dem kaiserlichen Heere die nötige Zeit gegeben, sich von seinen Niederlagen zu erholen, das Heer neu zu formen und alles zu tun, um Görgeis Marsch auf Wien zu vereiteln. Hentzi hat also unmittelbar die Dynastie Habsburg auf dem Throne erhalten. Und gerade er erfuhr den niederträchtigsten Undank seitens des Kaisers Franz Josef! Einen so schwarzen Undank, daß ich ihn diesem nicht verzeihen kann. Im ersten Gefühl der Dankbarkeit hatte Franz Josef allerdings das Andenken des für ihn Gefallenen geehrt, indem er einerseits ein Kanonenboot nach ihm benannte, andrerseits ihm auf derselben Stelle, wo er den Heldentod gestorben war, ein prächtiges Denkmal setzen ließ, das mich in seiner Art an das Walter-Scott-Denkmal in Edinburgh erinnerte. Nun sollte man glauben, daß die „ritterliche" magyarische Nation an diesem Denkmal keinen Anstoß nehmen konnte; erinnerte es doch zugleich auch an die immerhin glänzende Waffentat einer Erstürmung mit gewaffneter Hand und einen Triumph Ungarns. Aber die „Ritterlichkeit" der Magyaren ist so sagenhaft, wie jene des Kaisers Franz Josef oder der Franzosen! Nachdem sie wiederholt das Denkmal beschädigt, beschmutzt und dessen Entfernung verlangt hatten, setzten sie es schließlich tatsächlich 1899 durch, daß Franz Josef die Niedrigkeit beging, ihren Wünschen zu willfahren und (gewissermaßen als fünfzigjährige Gedenkfeier von Hentzis Tod) das Denkmal seines Retters zu entfernen![5])

Es ist doch etwas Schönes um die Dankbarkeit eines Monarchen!

---

[5]) Im schreienden Widerspruch damit steht, daß Franz Josef nicht nur bei der Denkmalenthüllung für Bem in Klausenburg, sondern auch bei jener für den „Erzrebellen" Rakoczy sich vertreten und Kränze niederlegen ließ! Manche erklärten dies für Hochherzigkeit, ich aber kann mit bestem Willen in einer solchen liebedienerischen Selbsterniedrigung nichts anderes sehen als verächtliche Charakterlosigkeit!

Noch vor der Belagerung Ofens hatte der ungarische Reichstag am 14. April Ungarn mit all den „Ländern der ungarischen Krone" für einen selbständigen Staat, und die Dynastie Habsburg-Lothringen für ewige Zeiten des Thrones für verlustig erklärt. Dazu wurde am 15. April Kossuth zum vorläufigen Reichspräsidenten ernannt. Dadurch gab er aber der österreichischen Regierung eine treffliche Handhabe, die Magyaren für „Rebellen" zu erklären und gegen sie die Hilfe des Zaren Nikolaj anzurufen. Dieser war ja ein würdiger Gesinnungsgenosse des Kaisers Franz, dem er sogar schon 1833 kniend zugeschworen hatte, daß er ihm, falls er je gegen Revolutionäre Hilfe benötige, diese gerne gewähren werde! Obendrein gab es in Ungarn viele Magyaren, die habsburgisch gesinnt waren und diesen neuen Schritt der Regierung mißbilligend ansahen.

Zar Nikolaj beeilte sich, dem Hilferuf Franz Josefs zu entsprechen. 100 000 Mann unter Paskjević rückten aus Galizien ein, andere russische Heere in nahezu gleicher Stärke in Siebenbürgen oder vereinigten sich unmittelbar mit dem österreichischen Heere (wie Panjutin), und so waren von allen Seiten die 135 000 Magyaren von 275 000 Russen und Österreichern mit 600 Geschützen umgeben. Alle Feldherrnkunst Bems vermochte die in Siebenbürgen gegen ihn eindringende Übermacht nicht auszugleichen, und auch Görgei hatte in dem mittlerweile an Weldens Stelle getretenen Haynau einen ebenbürtigen Gegner gefunden. Zudem waren die Serben und Kroaten im Süden Ungarns wieder angriffsweise vorgegangen und Knićanin hatte den Magyaren bei ihrem Angriffe auf das Titler Plateau eine furchtbare Niederlage beigebracht, da sie (auf schmalen Dämmen vorrückend, wo sie der Länge nach niederkartätscht wurden) 2000 Mann verloren, während die Serben nur 8 Tote und 16 Verwundete hatten! Jelačić hatte am 7. Juni Perczel geschlagen und Petrovaradin (Peterwardein) eingeschlossen. Unter Haynau erstürmte Benedek am 28. Juni Raab und das Heer rückte donauabwärts. Görgei lieferte am 2. Juli bei Komorn eine Schlacht, die er verlor,*) worauf am 9. Juli die magyarische Regierung neuerdings Pest verließ und

*) Auch in dieser war es Benedek, an dessen Zähigkeit alle Angriffe Görgeis scheiterten.

nach Szegedin floh. Görgei verließ am 12. Juli Komorn, dessen Verteidigung dem tapfern Klapka überlassend, und am 14. Juli rückten die Österreicher in Pest ein.

Noch einmal lächelte das Kriegsglück den Magyaren, als am 14. Juli Jelačić bei Hegyes von Vetter geschlagen wurde und Görgei am 17. bei Waizen den Russen unter Rüdiger ein glückliches Rückzugsgefecht lieferte. Haynau aber rückte gegen Szegedin vor und Schlick überschritt bei Tiszaföröd die Theiß, um den Magyaren den Rückzug ins Banat abzuschneiden. Das ungarische Heer räumte deshalb Szegedin und nahm bei Szöreg Stellung. Hier wurde am 5. August Dembinski von Haynau besiegt[7]) und sein Heer zog nach Temesvár, wo der in aller Eile aus Siebenbürgen gerufene Bem retten sollte, was nicht mehr zu retten war. Er erlag dort am 9. August der Übermacht Haynaus.

Dies veranlaßte den Diktator Kossuth, am 11. August die Diktatur an Görgei zu übertragen, der mittlerweile mit seinem Heere am linken Theißufer abwärts marschierend bis Arád gekommen war. Aber Görgei sah, daß das Spiel verloren war, und da er Österreich gründlich haßte, aber immer noch die Hoffnung hegte, Rußland werde eher mit sich reden lassen (Kossuth hatte dem Großfürsten Konstantin die Krone Ungarns angetragen, war aber mit Verachtung abgewiesen worden!), beschloß er, sich lieber den Russen zu ergeben. Es ist dies insofern unverständlich, als er doch den Versuch machen konnte, sich nach Rumänien durchzuschlagen oder wenigstens für die Übergabe seine Bedingungen zu stellen. Statt dem schrieb er dem General Rüdiger, er werde seinen Marsch so einrichten, daß er am 13. August in Világos sein werde; Rüdiger möge deshalb seinerseits auch so marschieren, daß er ihn dort einschließen könne. Dann werde er die Waffen strecken. Dies wurde deshalb Görgei als Verrat ausgelegt; er war es aber nicht im gewöhnlichen Sinne, weil Görgeis Absicht dabei nur die war, weiteres unnützes Blutvergießen zu vermeiden. Zu tadeln ist nur, daß er mit seinen 30 000 Mann bedingungslos die Waffen streckte und dann die Begnadigung und Pension annahm, wo doch seine 13 Generale und Oberste gehenkt worden waren!

7) Bei Szegedin und Szöreg zeichnete sich Benedek (beidemal verwundet) wieder ganz besonders aus.

Drei Tage später ergab sich Oberst Kazinczy mit 10 000 Mann, dann am 17. der berüchtigte Bluthund Damjanić*) in Arad, später die Festung Petrovaradin, zuletzt, erst am 2. Oktober, Klapka in Komorn mit 30 000 Mann. Dieser aber, abweichend von den an-

---

*) Wie fürchterlich Damjanić unter seinen eigenen serbischen Landsleuten in Südungarn wütete, mag man in Hellerts „Geschichte Österreichs" (III, S. 96) nachlesen. Es genügt zu erwähnen, daß er in seinen Berichten des berüchtigten Räuberhauptmanns Rózsa Sándor und dessen Räuberbande rühmlich Erwähnung tut, die unter seinen Befehlen standen! Der amtliche Bericht stellte fest, daß z. B. in Lagerdorf alle Einwohner ohne Unterschied des Geschlechts niedergemetzelt und der Ort eingeäschert wurde, daß unter Damjanić' Augen der 80jährige Salzeinnehmer Schmidt nebst Gattin grausam hingeschlachtet und alles in der Umgebung ausgeraubt und verbrannt wurde. Und naiv hieß es auf ungarischer Seite: „Gott gebe, daß Rózsa der Abd-el-Kader Ungarns werde, denn er ist wahrlich ein Sohn der Wüste. Er wird mit 150 Mann (seiner Räuberbande!) ins Lager ziehen. (Zu Damjanić.) Denn er wurde, wie zu erwarten war und wie wir hofften, begnadigt." (Rózsa wurde wiederholt zum Tode verurteilt, begnadigt und starb 1878 im Kerker, nachdem er noch zehn Jahre vorher einen Eisenbahnzug angehalten und ausgeraubt hatte. Das war also einer der magyarischen **Helden und „Freiheitskämpfer"!)**

Da kann es natürlich nicht wundern, wenn auch in Siebenbürgen die magyarischen Szekler die scheußlichsten Greuel gegen die unglücklichen Rumänen begingen, die dann allerdings die entsprechende Rache **nahmen! Auge um Auge, Zahn um Zahn!**

Für die von den Magyaren unter Damjanić gegen die Serben verübten Greueltaten haben wir aber in den „Erinnerungen" des Obersten Grafen Leopold Kolowrat ein klassisches Zeugnis. Es war nämlich einer der kaiserlichen Offiziere, die anfangs mit den Magyaren gegen die Serben kämpften, und da schildert er als Augenzeuge: „Wir sahen Kinder an den Kirchentüren angenagelt, Mädchen mit Zaunpfählen geschändet, nackt auf der Straße liegen, den Pflock noch im Unterleibe, Weiber mit abgeschnittenen Brüsten, Männer am Spieße und am Feuer röstend, andere entmannt." Und an anderer Stelle schildert er, wie er einmal den magyarischen Regierungskommissar von Beöthy mit 20 Wagen gefangener Serben begegnete, der ihm auf seine Frage zynisch eingestand, daß diese Serben zwar sonst nichts verbrochen hätten, daß er sie aber doch jetzt hängen lasse, weil sie eben Serben seien. Das mache allein schon für den Galgen reif, weil man diese Rasse ausrotten müsse! So wurden also 299 Serben und Serbinnen nur ihrer Nationalität wegen gehenkt!

nach Szegedin floh. Görgei verließ am 12. Juli Komorn, dessen Verteidigung dem tapfern Klapka überlassend, und am 14. Juli rückten die Österreicher in Pest ein.

Noch einmal lächelte das Kriegsglück den Magyaren, als am 14. Juli Jelačić bei Hegyes von Vetter geschlagen wurde und Görgei am 17. bei Waizen den Russen unter Rüdiger ein glückliches Rückzugsgefecht lieferte. Haynau aber rückte gegen Szegedin vor und Schlick überschritt bei Tiszafüröd die Theiß, um den Magyaren den Rückzug ins Banat abzuschneiden. Das ungarische Heer räumte deshalb Szegedin und nahm bei Szöreg Stellung. Hier wurde am 5. August Dembinski von Haynau besiegt[7]) und sein Heer zog nach Temesvár, wo der in aller Eile aus Siebenbürgen gerufene Bem retten sollte, was nicht mehr zu retten war. Er erlag dort am 9. August der Übermacht Haynaus.

Dies veranlaßte den Diktator Kossuth, am 11. August die Diktatur an Görgei zu übertragen, der mittlerweile mit seinem Heere am linken Theißufer abwärts marschierend bis Arád gekommen war. Aber Görgei sah, daß das Spiel verloren war, und da er Österreich gründlich haßte, aber immer noch die Hoffnung hegte, Rußland werde eher mit sich reden lassen (Kossuth hatte dem Großfürsten Konstantin die Krone Ungarns angetragen, war aber mit Verachtung abgewiesen worden!), beschloß er, sich lieber den Russen zu ergeben. Es ist dies insofern unverständlich, als er doch den Versuch machen konnte, sich nach Rumänien durchzuschlagen oder wenigstens für die Übergabe seine Bedingungen zu stellen. Statt dem schrieb er dem General Rüdiger, er werde seinen Marsch so einrichten, daß er am 13. August in Világos sein werde; Rüdiger möge deshalb seinerseits auch so marschieren, daß er ihn dort einschließen könne. Dann werde er die Waffen strecken. Dies wurde deshalb Görgei als Verrat ausgelegt; er war es aber nicht im gewöhnlichen Sinne, weil Görgeis Absicht dabei nur die war, weiteres unnützes Blutvergießen zu vermeiden. Zu tadeln ist nur, daß er mit seinen 30 000 Mann bedingungslos die Waffen streckte und dann die Begnadigung und Pension annahm, wo doch seine 13 Generale und Oberste gehenkt worden waren!

7) Bei Szegedin und Szöreg zeichnete sich Benedek (beidemal verwundet) wieder ganz besonders aus.

Drei Tage später ergab sich Oberst Kazinczy mit 10 000 Mann, dann am 17. der berüchtigte Bluthund Damjanić*) in Arad, später die Festung Petrovaradin, zuletzt, erst am 2. Oktober, Klapka in Komorn mit 30 000 Mann. Dieser aber, abweichend von den an-

*) Wie fürchterlich Damjanić unter seinen eigenen serbischen Landsleuten in Südungarn wütete, mag man in Helferts „Geschichte Österreichs" (III, S. 96) nachlesen. Es genügt zu erwähnen, daß er in seinen Berichten des berüchtigten Räuberhauptmanns Rózsa Sándor und dessen Räuberbande rühmlich Erwähnung tut, die unter seinen Befehlen standen! Der amtliche Bericht stellte fest, daß z. B. in Lagerdorf alle Einwohner ohne Unterschied des Geschlechts niedergemetzelt und der Ort eingeäschert wurde, daß unter Damjanić' Augen der 80jährige Salzeinnehmer Schmidt nebst Gattin grausam hingeschlachtet und alles in der Umgebung ausgeraubt und verbrannt wurde. Und naiv hieß es auf ungarischer Seite: „Gott gebe, daß Rózsa der Abd-el-Kader Ungarns werde, denn er ist wahrlich ein Sohn der Wüste. Er wird mit 150 Mann (seiner Räuberbande!) ins Lager ziehen. (Zu Damjanić.) Denn er wurde, wie zu erwarten war und wie wir hofften, begnadigt." (Rózsa wurde wiederholt zum Tode verurteilt, begnadigt und starb 1878 im Kerker, nachdem er noch zehn Jahre vorher einen Eisenbahnzug angehalten und ausgeraubt hatte. Das war also einer der magyarischen **Helden und „Freiheitskämpfer"!)**

Da kann es natürlich nicht wundern, wenn auch in Siebenbürgen die magyarischen Szekler die scheußlichsten Greuel gegen die unglücklichen Rumänen begingen, die dann allerdings die entsprechende Rache **nahmen! Auge um Auge, Zahn um Zahn!**

Für die von den Magyaren unter Damjanić gegen die Serben verübten Greueltaten haben wir aber in den „Erinnerungen" des Obersten Grafen Leopold Kolowrat ein klassisches Zeugnis. Es war nämlich einer der kaiserlichen Offiziere, die anfangs mit den Magyaren gegen die Serben kämpften, und da schildert er als Augenzeuge: „Wir sahen Kinder an den Kirchentüren angenagelt, Mädchen mit Zaunpfählen geschändet, nackt auf der Straße liegen, den Pflock noch im Unterleibe, Weiber mit abgeschnittenen Brüsten, Männer am Spieße und am Feuer röstend, andere entmannt!" Und an anderer Stelle schildert er, wie er einmal den magyarischen Regierungskommissar von Beöthy mit 20 Wagen gefangener Serben begegnete, der ihm auf seine Frage zynisch eingestand, daß diese Serben zwar sonst nichts verbrochen hätten, daß er sie aber doch jetzt hängen lasse, weil sie eben Serben seien. Das mache allein schon für den Galgen reif, weil man diese Rasse ausrotten müsse! So wurden also 299 Serben und Serbinnen nur ihrer Nationalität wegen gehenkt!

derten, nicht bedingungslos, sondern unter den ehrenvollsten Bedingungen, die allen Leben und Eigentum sicherten.

Nun konnte Paskjévič dem Zaren schreiben: „Ungarn liegt zu den Füßen Eurer Majestät!"

Denn Kossuth war als erster feige geflohen, als es warm wurde, und nach dem Zusammenbruch folgten Bem, Dembinski, Guyon, Perczel und Meszáros nach; — alle in der Türkei Zuflucht suchend und findend.

Haynau war wütend, daß sich die Magyaren nicht ihm, sondern den Russen ergeben hatten, und da er schon einmal als „Hyäne von Brescia" berüchtigt war, setzte er allem die Krone auf, indem er am 6. Oktober in Arád 13 ungarische Generale (Damjanić, Lazar, Nagy Sandor, Kis, Pöltenberg, Desewffy, Aulić, Graf Leiningen, Graf Vecsey usw.) hängen ließ. Weil dies angeblich unter den Klängen der Volkshymne geschehen sein soll, wurde diese von den Magyaren seither als „Henkerhymne" bezeichnet und verpönt. Man zog es deshalb mit dem den Magyaren eigenen Takt vor, dem Kaiser, wenn er kam, nicht seine Hymne, sondern gelegentlich das Kossuth-Lied oder den Rákoczy-Marsch vorzuspielen. Was Franz Josef mit der ihm den Magyaren gegenüber eigenen Ergebenheit über sich ergehen ließ! Ebenso wie er nichts sagte, als ihm ein Vizegespan erklärte, das Volk rufe ihm deshalb „Vivat" zu, weil es gewohnt sei, auf „Eljen" das Wort „Kossuth" folgen zu lassen!

Auch in Budapest waren Graf Lajos Batthyányi und andere hingerichtet worden und die Bilder von 36 Magyaren, darunter jenes des späteren Ministers Andrássy, wurden an den Galgen gehängt, weil man ihrer selbst nicht habhaft werden konnte. Außerdem regnete es von Hinrichtungen und Verurteilungen zu lebenslänglichem Kerker, derart, daß Haynau endlich mit dem kaiserlichen Ministerium selbst in Zwiespalt geriet und im Juli 1850 seiner Vollmacht enthoben wurde.

Daß Ungarn im Jahre 1849 gründlich erlag, verdankt es in erster Linie seinem Diktator Kossuth, und deshalb ist mir ganz unverständlich, wie die Magyaren an diesem ebenso unfähigen wie eitlen und ehrgeizigen und in seinem Charakter überaus verächtlichen und unlauteren Menschen so hängen können! Denn wenn

er fähig gewesen wäre, so hätte er von vornherein begreifen müssen, daß es Wahnsinn war, wenn ein Volk von noch nicht fünf Millionen Seelen neun Millionen Slaven, Deutsche und Rumänen gegen deren Willen in schrankenloser Botmäßigkeit erhalten wollte — obendrein wo sowohl Deutsche als Südslaven kulturell höher standen als die Magyaren! Hätte er somit sich nicht auf den Standpunkt der absoluten Alleinherrschaft gestellt, sondern den übrigen Nationalitäten gleiche Rechte eingeräumt — insbesondere das doch so natürliche auf ihre Muttersprache —, so unterliegt es keinem Zweifel, daß damals alle Nationalitäten sich mit Begeisterung den Freiheit versprechenden Magyaren angeschlossen hätten. Dann hätten sie vereint dem österreichischen Absolutismus um so leichter ein Ende gemacht, als ja auch Deutsche und Slaven Österreichs gegen den habsburgischen Absolutismus in Waffen standen und zudem die Italiener von Süden her bedrängten. Daran hätte dann auch Nikolaj nichts mehr ändern können. So aber reizte Kossuth in seinem Unverstand die anderen Nationalitäten erst recht und trieb sie dadurch in Waffen gegen die Magyaren, jene auf diese Art zwingend, gegen ihren Willen den Absolutismus zu stützen!

Ein weiterer Fehler Kossuths war, daß er, statt dem genialen Bem gleich anfangs den Oberbefehl zu geben und Siebenbürgen vorläufig sich selbst zu überlassen, dem unfähigen Dembinski den Oberbefehl gab, Bem nur auf dem Nebenkriegsschauplatz verwendete, somit das Heer überall verzettelte und auch Görgei zu spät die Oberleitung gab. Hält man sich dies alles vor Augen und kennt man obendrein die verächtlichen Handlungen und Charakterlosigkeiten Kossuths in seinem politischen wie privaten Leben (so wie diese von Helfert und Sosnosky dokumentarisch nachgewiesen werden), so kommt man zum Schlusse, daß eigentlich die Magyaren alle Ursache hätten, Kossuth zu verfluchen, denn er hat Ungarn am meisten geschädigt und den Grund zu Ungarns jetzigen Untergang gelegt; geradeso wie jeder unbefangene, kühl überlegende Österreicher Ursache hat das Andenken Franz Josefs zu verfluchen, den gleiche Schuld trifft.

Alles dies erörterte ich im September 1878 mit dem General Klapka, der im Hôtel Impérial in Constantinopel damals einen

Monat lang mein täglicher Tischgenosse war. Und er mußte mir schließlich Recht geben, meinte jedoch, wenn es auch richtig sei, daß Kossuth an dem schließlichen schlechten Ausgang der Ereignisse schuld trage, so dürfe ich nicht vergessen, daß die Verehrung der Magyaren nicht so sehr seiner Person gelte (deren viele Fehler und Schwächen man recht gut innerlich einsehe und den er selbst persönlich verachte) als vielmehr dem Umstande, daß unter seinem Namen die Idee der Unabhängigkeit verkörpert sei.

Ich möchte noch bemerken, daß mir Klapka überaus sympathisch war und ich ihn aus dem Umgang mit ihm noch mehr schätzen lernte, als dies schon vorher auf Grund seiner militärischen Leistungen der Fall war, während ich für den slovakischen Renegaten Kossuth nur grenzenlose Verachtung empfinde. Diese ist auch der Grund, weshalb ich es sowohl 1882 wie 1883 ablehnte, eine Einladung von Magyaren anzunehmen, die ich damals beide Male in Genua kennen gelernt hatte. Sie wollten mich nämlich Kossuth vorstellen, dem sie einen Besuch abzustatten beabsichtigten. Ich hätte jedoch bei der mir anhaftenden Eigenschaft, stets unverblümt zu sagen, was ich denke, und bei meiner Unfähigkeit zu heucheln, dem alten Kossuth die Wahrheit sagen müssen und das wäre natürlich für beide Teile peinlich gewesen.

Nun noch ein Wort über die russische Dazwischenkunft.

Wäre Zar Nikolaj ein Staatsmann wie Bismarck gewesen, so hätte er 1849 seine Stellung leicht dazu benützen können, für Rußland Großes zu erreichen. Ganz Ungarn lag zu seinen Füßen und 200 000 Russen standen siegreich im Herzen der Monarchie. Er hätte zweierlei tun können: entweder, wenn er Kossuths Antrag für seinen Sohn Konstantin annahm (der allerdings dann die ungarische Verfassung hätte beschwören müssen, und Nikolaj bekam Krämpfe, wenn er nur das Wort Verfassung hörte!,) oder er konnte nach Art brutaler Eroberer erklären: nach dem Rechte der Eroberung gehört nun Ungarn mir. Ich vereinige alle Länder der ungarischen Krone, und Galizien als Bindeglied, mit dem russischen Reiche. Niemand hätte ihn daran hindern können. Denn der König von Preußen war ja sein Lakai in dem Maße, daß Nikolaj dem britischen Botschafter hochmütig sagen konnte: „Wenn ich sage Rußland so sage ich auch Preußen! Denn der König von Preußen hat keine

andere Politik als die meinige!" England war zu Land ohnmächtig und in Frankreich saß Napoleon noch nicht fest im Sattel. Und wenn Nikolaj zum Überfluß den Italienern Lombardo-Venetien und die österreichischen Sekundogenituren Toskana, Parma, Modena versprochen hätte, so hätte er obendrein ganz Italien für sich gehabt. Auch die Tschechen hätten sich damals mit Begeisterung an Rußland angeschlossen (wahrscheinlich auch die Serben). Rumänien war bereits in der Hand Rußlands, die Türkei ohnmächtig, der Deutsche Bund nicht weiter interessiert, wenn Deutschösterreich unangetastet blieb — kurz, Nikolaj hätte damals das russische Weltreich begründen können. Es ist deshalb ein wahres Glück für die Kultur, daß er schon vor dem Gedanken, mit so revolutionären Mitteln zu arbeiten, zurückschauderte. Denn Bismarcks Beispiel aus dem Jahre 1866 (Klapka-Legion) hatte er noch nicht vor sich.

Ja, es verdient eigentlich Bewunderung, daß Nikolaj sich nicht einmal die ziemlich erheblichen Kosten seines Feldzuges vom geretteten Franz Josef bezahlen ließ. Er tat dies deshalb nicht, weil er, wie er sagte, diesen jungen schönen Kaiser so zärtlich wie seinen eigenen Sohn liebte.

Wie dann nur vier Jahre später dieser „zärtlich geliebte" Sohn seinem Retter mit so schnödem Undank lohnte, daß dem grimmen Nikolaj förmlich das Herz brach, werden wir bald sehen. Und dazu war dieser schreiende Undank nicht einmal eine politische Tat, sondern nur eine unglaubliche Dummheit, die Österreich später an den Rand des Verderbens brachte! Wenn es sich je bewahrheitete, daß sich alle Schuld auf Erden räche, so war es in diesem Falle. Denn der schreiende Undank Franz Josefs (der sich würdig an jenen gegen seine anderen Retter Hentzi, Kroaten und Serben reiht) trug ihm die Schmach von 1859 und 1866 und die fortwährende Feindschaft Rußlands ein, die dann mit Hilfe der Serben schließlich zum Weltkriege und damit zum Untergang Österreichs und der Habsburger führte. Sein Wortbruch gegen die Tschechen, der diese dann zu ihren Verrätereien im Weltkriege veranlaßte, tat das Übrige dazu. Und da soll Franz Josef vielleicht nicht durch seine Mißregierung den Untergang Österreichs verschuldet haben?

21. Italiens Niederwerfung.

Im 10. Kapitel habe ich bereits geschildert, wie es Radecký 1848 gelang, Italien, d. h. das lombardo-venetianische Königreich wiederzuerobern — ausgenommen natürlich die Stadt Venedig, die regelrecht zu belagern noch nicht die Zeit war und die auch nicht ausgehungert werden konnte, weil sie von der vereinigten italienischen Flotte beschützt wurde. Diese hatte sich aber nicht damit allein begnügt, sondern auch Triest blockiert, indem die vereinigten Geschwader von Sardinien, Neapel und Venedig (die abgefallenen Schiffe der österreichischen Kriegsmarine), Toscana und dem Kirchenstaat unter Befehl des Admirals Albini vor Pirano kreuzten. Triest war nur von dem kümmerlichen Reste der treugebliebenen k. k. Kriegsschiffe verteidigt. Es waren dies jene 10 Schiffe mit 220 Kanonen, deren Befehlshaber und Mannschaften nicht Italiener waren, sondern Serbo-Kroaten und Deutsche. Damals war nun mein mit mir gleichnamiger Vater als größter österreichischer Schiffsreeder die angesehenste Persönlichkeit in Triest. Er hatte deshalb bei Bildung der Nationalgarde deren Oberbefehl bekommen und seinem Einfluß war es zu danken, daß Triest sich nicht als „unerlöste" Stadt fühlte, sondern so reichstreu blieb, daß ihr der Name „la fedelissima città" (die allergetreueste Stadt) und besondere Vorrechte verliehen wurden. Und bezeichnend ist es auch, daß es seinem Einfluß zu verdanken war, wenn Triest seinen Schwager Ernst Meticke, einen aus Sonneberg in Thüringen eingewanderten Großhändler, als Abgeordneten in das Frankfurter Parlament entsandte.

Die Blockade Triests und die Ohnmacht der k. k. Flotte veranlaßten meinen Vater, sich mit dem Vizekönig von Ägypten wegen Ankaufs seiner Flotte in Verbindung zu setzen. Mehemed Ali hatte nämlich in den Jahren 1830 bis 1833 eine aus acht Linienschiffen mit 890 Kanonen bestehende Flotte gebaut, die seit dem Scheitern seiner ehrgeizigen Pläne (1840) im Hafen von Alexandrien zwecklos und müßig lag. Mein Vater gedachte nun mit einigen Tausend Dalmatinern nach Ägypten zu kommen, die ägyptische Flotte zu übernehmen und dann unerwartet vor Triest zu erscheinen, wo die ganze Blockadeflotte in seine Hände fallen mußte. Der Vizekönig Abbas war auch zum Verkauf der Linien-

schiffe „Akka" von 140 Kanonen und „Abukir" von 90 Kanonen bereit, doch stellte sich heraus, daß sich diese Schiffe in so schlechtem Zustande befanden, daß ihre Herstellung allzu lange Zeit in Anspruch genommen hätte. Mein Vater beschloß daher, von seinen eigenen 26 Schiffen (die den vierten Teil der ganzen österreichischen Handelsmarine bildeten) 17, die eben verfügbar waren und 280 Kanonen tragen konnten, der österreichischen Regierung anzubieten. Über die diesbezüglich geführten Verhandlungen findet man Näheres in dem 17 Seiten langen Kapitel „Das Projekt Gopčević" der vom k. k. Kriegsministerium herausgegebenen „Geschichte der k. k. Kriegsmarine in den Jahren 1848/49". Hier sei nur erwähnt, daß angeblich der Plan meines Vaters daran scheiterte, daß die zur Bewaffnung nötigen 48-Pfünder von Mariazell nicht rechtzeitig geliefert werden konnten. In Wirklichkeit verhielt sich die Sache etwas anders. Oberbefehlshaber der k. k. Flotte war damals eine Landratte: der frühere Direktor der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft, Kudriaffsky, dem nachgesagt wurde, daß er diese Stellung nicht seinen Verdiensten, sondern jenen seiner Frau verdankte. Weil nun mein Vater seine Unfähigkeit kannte, hatte er die Bedingung gestellt, daß er selbst den Oberbefehl führen müßte, wenigstens über seine eignen Schiffe, die aus Dalmatien kamen, während Kudriaffsky allenfalls mit den in Triest liegenden Schiffen der Kriegsmarine den Angriff bei Pirano durch einen Ausfall unterstützen könnte. Einige glauben nun, daß es Kudriaffsky mit seiner „Würde" unvereinbar fand, einem Privatmanne die Hauptrolle zu überlassen, andere wieder glauben, daß es ihm an persönlichem Mute gebrach, den Kampf zu wagen. Wie dem auch sei, Kudriaffsky hintertrieb die Ausführung des Planes meines Vaters, indem er sich auf die mangelnde Bestückung ausredete.[9])

Auf diese Art wurde es also unmöglich, zur See mit den

[9]) Man glaubte damals in Triest, daß es zwischen Kudriaffsky und meinem Vater zum Zweikampf kommen würde, weil letzterer ihn im Café Specchi öffentlich verhöhnt hatte, „weshalb er sich mit seiner Flotte nicht lieber gleich auf dem Opcina (Berg oberhalb Triest) aufstelle, wo er noch sicherer vor dem Feinde sei?" Doch steckte Kudriaffsky die Beleidigung ein.

Italienern fertig zu werden. Desto leichter gelang dies aber zu Lande, weil Radecký die Zeit benützt hatte, sich zum nächsten Waffengange zu rüsten. Allerdings hatte dies auch Sardinien getan, aber seine Bundesgenossen von 1848 hatten sich mittlerweile zurückgezogen, weil im übrigen Italien die Reaktion siegte und Louis Napoléon im Dezember Präsident der französischen Republik geworden war — die derart in seltener Naivetät den Bock zum Gärtner machte! Als erste „Tat" sandte Napoleon Truppen unter Oudinot ab, die der von Garibaldi verteidigten römischen Republik den Garaus machen sollten. Allerdings eine seltsame Aufgabe für eine Schwesterrepublik, aber Napoleon brauchte für seine ehrgeizigen Pläne die Unterstützung der Geistlichkeit und da kam es ihm nicht darauf an, die verrotteten Zustände im Kirchenstaate wieder herzustellen.

Carlo Alberto befand sich in einer schlimmen Lage. Einerseits sah er ein, daß Sardinien allein zu schwach war, mit Österreich fertig zu werden, besonders wo dieses nach der Schlacht von Kapolna ausposaunt hatte, daß Ungarn bereits erobert sei; andrerseits drängten ihn aber die italienischen Patrioten zum Kriege, und seine Krone stand auf dem Spiele, wenn er dem allgemeinen Volkswunsche nicht nachgab. Es wäre nicht der erste Fall in der Geschichte, daß ein Monarch, nur um seine Krone zu retten, va banque spielte und damit sein Land zugrunde richtete. Dies taten ja auch Napoleon 1870 und der Zar 1914.

So entschloß sich also der König zum Kriege und Major Cadorna (Vater des Oberbefehlshabers mit den Witterungsberichten aus dem Weltkriege) überbrachte am 16. März 1849 Radecký die Kündigung des Waffenstillstandes. Dabei wurde er Zeuge des Jubels, mit dem diese Kündigung vom ganzen Heere aufgenommen wurde.

Am 20. März lief der Waffenstillstand ab. An diesem Tage (an welchem gleichzeitig in Ungarn Dembinski wieder in offensiver Absicht die Theiß überschritt) überschritt auch Radecký mit seinem Heere den Ticino und schon drei Tage später war der Feldzug entschieden, Sardinien endgültig niedergeworfen! Dies war nur durch den genialen Angriffsplan Radeckýs und die Unfähigkeit der italienischen Generale möglich, von denen der Pole Chrza-

nowski den Oberbefehl führte. Dieser verfügte über 120 000 Mann, Radecky nur über 70 000. Während nun der Herzog von Genua nach Ablauf des Waffenstillstands mit 12 000 Mann den Ticino bei Buffalora überschritt und meinte, bis Mailand freien Weg zu haben, hatte Radecky sein Heer bei Pavia vereinigt und griff nach Überschreitung des Ticino die bei Mortara stehenden Sardinier am 21. März unerwartet an. Ein glänzender Sieg war die Folge; Benedek, der den Hauptteil daran hatte, der Held des Tages.

Schon anderntags brach Radecky zur Verfolgung auf, um dem Feind den Rückzug auf Turin abzusperren. Während er deshalb mit der Hauptmacht auf Vercelli vorrückte, ließ er nur das zweite Korps unter d'Aspre gegen Novara marschieren. Hier hatte sich aber wider Erwarten das piemontesische Hauptheer gesammelt, so daß zunächst nur 14 000 Österreicher gegen 51 000 Piemontesen mit 111 Geschützen standen. In der Meinung, nur die feindliche Nachhut vor sich zu haben, ließ d'Aspre die Division des Erzherzogs Albrecht auf Gardagna vorgehen. Es kam am 23. März zum Kampfe mit der Übermacht. Albrecht nahm zwar Bicocca, konnte sich aber dann nur mit Mühe halten,*) bis eine unter Oberst Graf Kielmannsegg gegen Nibiola entsandte Abteilung von 6000 Mann in der Flanke erschien und die Italiener stutzig machte. Diese 20 000 Österreicher (größtenteils serbo-kroatische Grenzer) hielten sich aber vier Stunden lang gegen alle Angriffe des übermächtigen Feindes, bis um 4 Uhr nachmittags die ersten Bataillone des dritten Korps eintrafen. Als nämlich Radecky den Kanonendonner von Novara her vernahm, ahnte er den Zusammenhang und trachtete in Eilmärschen auf dem Schlachtfelde einzutreffen.

Es war auch höchste Zeit! Eben schickten sich die zwei Divisionen italienischer Garden an, den entscheidenden Angriff zu machen, als von Vercelli her der Vortrab des vierten Korps und andrerseits das Reservekorps eintrafen. Um 6 Uhr waren dann alle österreichischen Truppen um Novara vereinigt und nun befahl Radecky den allgemeinen Angriff, der binnen zwei Stunden zur vollständigen Vernichtung des italienischen Heeres führte, derart, daß König Carlo Alberto sich sofort hinsetzte und noch nachts zu-

*) Auch hier war es wieder Benedek, dessen zähe Verteidigung ausschlaggebend war.

gunsten seines Sohnes Vittorio Emmanuele II. abdankte. Letzterer bat sofort um Waffenstillstand und persönliche Unterredung, die am 24. März stattfand und einen Waffenstillstand zur Folge hatte. Dieser führte am 6. August zum Frieden von Mailand, in dem Sardinien mit 75 Millionen Lire Kriegsentschädigung davonkam. Österreich hatte 230 Millionen gefordert, aber England und Frankreich übten einen solchen Druck aus, daß es nachgeben mußte.

Am 27. August ergab sich endlich auch Venedig, nachdem es vorher zur See eingeschlossen worden war, weil nach Abzug der verbündeten Geschwader die venezianische Flotte allein trotz ihrer Übermacht es nicht wagte, der blockierenden österreichischen ein Treffen zu liefern!

So hatte also Österreich auch in Italien triumphiert.

22. Franz Josefs erster Verfassungsbruch.

Wir haben gehört, wie Franz Josef bei seiner Thronbesteigung in der von Windischgrätz entworfenen Proklamation ausdrücklich gelobt hatte, seine „Rechte" mit den Vertretern „seiner" Völker zu teilen, also die Verfassung aufrechtzuerhalten. Dabei hatte er freilich hinzugesetzt, daß er darauf rechne, im Einverständnisse mit den Völkern alle Stämme und Länder der Monarchie zu einem großen Staatskörper zu vereinigen.

Das hieß mit anderen Worten: Österreich solle künftig einen freiheitlich regierten Einheitsstaat bilden.

Das Programm wäre in der Tat ausgezeichnet gewesen, wenn die Absicht bestanden hätte, keinen Zentralstaat, sondern einen Föderativstaat zu bilden, in dem jedes Volk gleiche Rechte und Pflichten gehabt hätte. Denn was läßt sich Gerechteres denken?

Aber schon der Umstand, daß sich die Magyaren auf ihren ungarischen Globus versteiften (geradeso wie sie ja auch behaupten, daß es einen eigenen „magyarischen Gott" gebe!) und daß die Tschechen halsstarrig auf Vereinigung aller „Länder der böhmischen Krone" bestanden, wodurch die Deutschböhmen entrechtet worden wären, endlich der Umstand, daß die Polen nichts davon wissen wollten, daß die Ukrainer gleiche Rechte bekommen soll-

ten, weil sie sich auf die unumschränkten Herren in Galizien aufspielten: dies alles ließ die Ausführung der Absicht als Riesenaufgabe erscheinen. Immerhin war sie löslich, wenn Franz Josef eine gigantische und zugleich rücksichtslose Persönlichkeit nach Art Bismarcks gewesen wäre. Denn dann konnte er den allgemeinen Sieg seiner Waffen im Reiche gegen innere und äußere Feinde dazu benützen, um den Völkern seinen Willen aufzuzwingen. Das wäre allerdings Absolutismus gewesen, aber wohltätiger! Denn ein solcher Absolutismus ist sicherlich besser als die jämmerliche „Freiheit" in den Pseudo-Republiken Frankreich und Vereinigte Staaten! Ein solcher Absolutismus hätte sich ja ausschließlich auf die Forderungen der Gerechtigkeit für alle gestützt, und was will man mehr als dies? Wenn jedermann gerecht fühlte, dächte und handelte, gäbe es überhaupt keine Kriege und Zwistigkeiten, sondern einen paradiesischen Zustand. Nur der Umstand, daß sich immer Leute (oder Völker) finden, die nur für sich allein alle Rechte und Vorherrschaft über andere beanspruchen, macht die Erde zum Kriegsschauplatze aller gegen alle!

Weil Windischgrätz den Hof glauben gemacht hatte, daß durch den Sieg von Kapolna Ungarn auch schon niedergeworfen sei, meinte Franz Josef (bzw. seine Kamarilla), daß jetzt die Zeit gekommen sei, auch mit Österreich aufzuräumen. Während also der Reichstag in Kremsier noch weitschweifig über die neue Verfassung beriet, hatte Stadion eine solche bereits fertiggestellt, und Franz Josef unterschrieb sie am 4. März ohne Wissen des Reichstags. Dieser wurde dann am 7. März durch einen Staatsstreich für aufgelöst erklärt, was Kudlich, Füster, Violand, Goldmark u. a., die sich bei Hof mißliebig gemacht hatten, zur schleunigen Flucht veranlaßte, während man Fischhof noch verhaften und neun Monate lang sitzen lassen konnte. Der im Jahre 1845 wegen Hochverrat verurteilte, aber von Kaiser Ferdinand begnadigte Ziemialkowski (später österreichischer Minister, gleich dem ebenso zum Tod verurteilten Andrássy — auch der spätere langjährige Präsident des Reichsrats, Smolka, war zum Tod verurteilt worden) wurde jetzt nachträglich nach Tirol verbannt.

Ein Kaiser, der schon drei Monate nach seiner Thronbesteigung im Alter von 18½ Jahren mit einem Staatsstreiche beginnt,

kann allerdings als hoffnungsvoller junger Mann betrachtet werden; doch würde Wilhelm Busch ihm kaum singen:

„Ein hoffnungsvoller junger Mann
Gewöhnt sich leicht den Staatsstreich an."

Franz Josef hat allerdings durch die Tat gezeigt, daß es ihm auf Verfassungsbrüche nicht ankommt. Und seine innere Zickzack-Politik wurde ihm zum Verhängnis — leider aber damit auch seinen unglücklichen Völkern!

Der Staatsstreich und die aufgenötigte Verfassung vom 4. März 1849 wären nur dann zu billigen gewesen, wenn sie offensichtlich zum Heile und Wohle des Landes und seiner Bewohner ausschlagen mußten. Dies wäre der Fall gewesen, wenn sich die neue Verfassung auf die von mir oben skizzierten Grundlagen aufgebaut hätte: Gleiches Recht für alle Völker; keine Vorherrschaft des einen über die anderen, vollkommen freiheitliche Einrichtungen.

In einem solchen Falle wäre Österreich heute vermutlich eine groß dastehende Macht und seine Bewohner insgesamt glücklich und zufrieden, weil sie nach und nach zur Einsicht gekommen wären, daß so allein allgemeines Glück und Zufriedenheit ermöglicht wurden.

Wie sah aber die Verfassung in Wirklichkeit aus?

Statt eines föderalistischen Staates wurde ein zentralistischer geschaffen, der seinen Sitz in Wien hatte und alle Kronländer umfaßte. Die Volksvertretung sollte aus einem Oberhause und einem Volkshause bestehen. Die Mitglieder des letzteren sollten direkt vom Volke, also nicht von den Landtagen gewählt werden, aber ein Wähler hatte mindestens 6 Gulden Steuer nachzuweisen. Je 100 000 solcher Steuerköpfe hatten einen Abgeordneten zu wählen. Auch kannte diese Verfassung kein Gruppensystem. Das Oberhaus hätte etwa 170 Mitglieder gezählt, davon wären 40 auf die von den Landtagen zu entsendenden Abgeordneten entfallen. Über drei Viertel der Stimmen wären dem Adel und anderen Höchstbesteuerten zugefallen. Der Adel war aber in der Mehrzahl rückschrittlich und die Reichen kapitalistisch. Alle Landtage und Partikularverwaltungen wurden beseitigt. Und mit seinem gesamten Ländergebiet wünschte Österreich in den Deutschen Bund einzutreten, um dann durch seine große Übermacht den Herren

spielen zu können — ohne zu bedenken, daß doch die Deutsch-österreicher nur ein Fünftel der Gesamtbevölkerung bildeten, die übrigen vier Fünftel aber weder Interesse noch Lust hatten, in einen Deutschen Bund einzutreten, in dem sie nur eine untergeordnete Rolle gespielt hätten und vielleicht ihre Nationalität zu Schaden gekommen wäre.

Die Verfassung war also im Vorhinein ein totgeborenes Kind, und das zeigte sich sofort, indem ihre Verkündung die Magyaren zum offenen Abfall brachte, während die Tschechen schon am 21. März in einer von Palacky entworfenen Denkschrift sich gegen die Verfassung aussprachen.

Aber nicht einmal in Deutschland erregte die Nachricht, daß sich ganz Österreich dem Deutschen Bunde anschließen wolle, Freude; denn die Verfassung enthielt kein Wort von einer Unterordnung oder Anbequemung an die deutsche Reichsverfassung, keine Silbe von einer Ausnahmestellung der deutschen Provinzen in der neuen österreichischen Erbmonarchie. Das war also die Antwort auf den Antrag Heinrich von Gagerns, einen engeren deutschen Bundesstaat und eine österreichisch-deutsche Union mit gemeinsamen Handelsinteressen und mit Gründung eines gleichmäßigen Zollvereins zu bilden. Die Folge davon war, daß Welcker, das Haupt der großdeutschen Partei und Hauptgegner des Gagernschen Antrags, am 12. März unvermutet den Antrag stellte, die gesamte deutsche Reichsverfassung nach der ersten Lesung anzunehmen und dem Könige von Preußen die deutsche Kaiserkrone anzubieten!

Wenn nun schon klar wurde, daß weder Magyaren, noch Tschechen, noch Italiener die neuartige Verfassung annehmen wollten und nicht einmal die Deutschen mit ihr zufrieden waren, so wäre es doch das Natürlichste gewesen, wieder den Reichstag zusammentreten zu lassen, dafür zu sorgen, daß er diesmal von allen Nationalitäten beschickt wurde und es diesen zu überlassen, sich eine Verfassung zu geben. Aber Franz Josef setzte sich einfach über alle Bedenken hinweg und beschloß — fürderhin absolut zu regieren, wie sein „hochseliger" (aber für das Reich sehr „unselig" gewesener) Großvater Franz.

In Ausführung dieses Entschlusses wurde zunächst mit kaiser-

lichem Kabinettsschreiben vom 20. August 1851 an den Ministerpräsidenten Fürsten Schwarzenberg das Ministerium als ausschließlich der Krone gegenüber verantwortlich erklärt. Und dann wurden zum Überfluß mit den Patenten vom 31. Dezember 1851 die Verfassungsurkunde vom 4. März 1849 und die am letzterwähnten Tage für die westösterreichischen Länder verkündeten Grundrechte außer Wirksamkeit gesetzt!

In der Hand des unerfahrenen und beschränkten Kaisers ruhte also von nun an die ganze Gesetzgebung, insbesondere auch die Besteuerung, der Oberbefehl über die gesamte Wehrmacht, die Verleihung von Ämtern, Würden, Auszeichnungen, Vorrechten, die Schließung von auswärtigen Verträgen, die Bestimmung von Krieg und Frieden, das Begnadigungsrecht, das Münzrecht — kurz alles! Ebenso war gleichzeitig auch Aufhebung der Schwurgerichte erfolgt, ohne deren Bestand die politische Freiheit eines Volkes nur eine gehaltlose Redensart ist und der Einzelne der Willkür, dem Eigensinn, Unverstand oder der Bosheit eines Richters ausgeliefert ist.

Die willkürliche Geringschätzung oder Mißachtung der Rechte des Volkes durch diesen neuen Absolutismus hätte fast so üble Folgen gehabt, wie jene, die wir bei Schilderung der Ereignisse von 1869 und 1882 kennen lernen werden. Es drohte nämlich im Jahre 1852 ein Aufstand in den Bocche di Cattaro. Diese waren 1813 von den Montenegrinern erobert worden, doch hatte der Kaiser Alexander I. von Rußland dem Kaiser Franz versprochen, ihm ganz Dalmatien zu lassen, weshalb er den Vladika Petar I. bat, ihm keine Schwierigkeiten zu bereiten und ihn nicht Lügen zu strafen, also die Bocche den Österreichern auszuliefern. Der Vladika war damals ebenso in Rußland vernarrt wie später König Nikola, und deshalb war ihm das sonderbare Ansinnen ein Befehl, dem er nachkam. Jedoch knüpften die Bocchesen an die Übergabe die Bedingung, daß Österreich alle jene Vorrechte aufrechterhalten müsse, deren jene sich unter der venezianischen Herrschaft erfreut hatten, widrigenfalls sie wieder an Montenegro fallen würden. Die österreichische Regierung hatte damals diese Bedingung angenommen und erst dem Ministerium Schwarzenberg war es vorbehalten, sie brechen zu wollen, nachdem sich der Kaiser für ab-

solut erklärt hatte. Um den deshalb drohenden Aufstand der Bocchesen zu verhindern, eilte mein Vater nach Wien und hatte mit dem Kaiser eine Unterredung, in der er ihm auseinandersetzte, daß es doch Sache der Anständigkeit sei, eingegangene Verträge zu halten, besonders wo andernfalls nach dem Wortlaut des Vertrages die Bocchesen berechtigt waren, sich an Montenegro anzuschließen. Der Kaiser sah dies schließlich ein, bedauerte den Verstoß seiner Regierung und versprach Abhilfe. In der Tat befahl er dann alles beim Alten zu lassen.[11])

Am bedenklichsten unter den neuen Vorrechten des absoluten Kaisers war natürlich jenes der Finanzgebarung. Denn es hat sich von jeher bewahrheitet, daß der Absolutismus mit der vollständigen Zerrüttung der Landesfinanzen Hand in Hand geht.

Maria Theresia hatte bei ihrer Thronbesteigung leere Kassen vorgefunden, und ihre Kriege waren nicht angetan, diese zu füllen. Nach dem Siebenjährigen Kriege im Jahre 1763 schätzte man die gesamten Staatseinnahmen auf nur 54 Millionen Gulden, wovon 19 aus direkten Steuern flossen, 30 aus Verzehrungssteuern, Zöllen, Mauten, 2 aus dem fluchwürdigen Lotto, und nur 1.9 Millionen aus dem Tabakmonopol (das 1913 schon 532 Millionen Kronen, also 266 Millionen Gulden abwarf, davon 100 Millionen in Ungarn!). Niederösterreich, Böhmen und Ungarn, so ungleich an Bevölkerungsziffer, brachten jedes gleichmäßig 12 Millionen Gulden an Einnahmen auf. Dagegen waren die Ausgaben aber viel größer, weil nur für das Heerwesen allein schon 17 Millionen ausgegeben wurden und die Verzinsung der auf 95 Millionen Gulden gestiegenen Staatsschuld 15 Millionen verschlang, was darauf schließen läßt, daß die Staatsanleihen zu dem Wucherzinsfuß von fast 16 v. H. aufgenommen worden waren! (Allerdings meist bei Frankfurter Juden.)

Daß da die Finanzwirtschaft unter dem unseligen Franz II.

---

[11]) Dies rief in den Bocche solche Begeisterung hervor, daß der Ortsdichter Pop Nikola Berberović am 15. Juni 1852 ein schwungvolles Gedicht über diesen Fall veröffentlichte, das mir bei jedem meiner Besuche in den Bocche (zuletzt 1907) von der Bevölkerung vorgesungen wurde. (Es ist in Nr. 4 der „Glas Bokeske Omladine" (1907) S. 55 bis 59 abgedruckt.

zum Staatsbankrott von 1811 führte, haben wir schon auf Seite 22 gehört. Aber trotzdem der „gute" Kaiser Franz damals sein Volk um 848 Millionen Gulden betrog und die Verzinsung des Restes auf die Hälfte herabsetzte, war seine elende Finanzwirtschaft so skandalös, daß auch ohne Kriege der jährliche Fehlbetrag im Staatshaushalt 1830 bereits auf 50 Millionen Gulden gestiegen war!

Im Jahre 1848 betrugen die Staatseinnahmen 164 Millionen, die Staatsausgaben hingegen 244, und die Staatsschuld war auf 1021 Millionen Gulden angewachsen. Am 21. Dezember 1848 sagte Bilinski im Reichstage:

„Die Staatseinnahmen betragen 101 Millionen, die Zinsen der Staatsschuld 52 Millionen, die Kosten der Kriegsführung 59 Millionen. Das macht allein schon ein Defizit von 10 Millionen, und da ist noch der Rest der Ausgaben für alles andere nur durch neues Schuldenmachen zu decken."

Schon 1850 finden wir für die Staatseinnahmen 240 Millionen, für die Ausgaben 321 und für die Staatsschuld 1160 Millionen. Und so darf man sich nicht wundern, wenn die Finanzwirtschaft unter dem absoluten Franz Josef derart elend war, daß die Staatsschuld 1867 beim Eintritt in das Verfassungsleben auf 3025 Millionen angewachsen war! Die Segnungen des Absolutismus!

Als absoluter Herrscher ernannte der Kaiser sechs Minister, wozu noch eine „Oberste Polizeibehörde" und an Stelle eines Kriegsministeriums eine „Militär-Zentralkanzlei" kamen. Als Beirat fungierte ein sogenannter „Reichsrat", dessen Mitglieder der Kaiser ernannte und die nur beratende Stimmen über Gesetzentwürfe und Verordnungen hatten. Den Vorsitz führte dabei entweder der Kaiser selbst oder der Präsident. Bisweilen wurden diesen Sitzungen auch Minister oder deren Vertreter zugezogen. Als Beratungsorgane für die Statthaltereien und Kreisbehörden dienten Landes- und Kreisausschüsse, deren Mitglieder aus dem besitzenden Erbadel, dem großen und kleinen Grundbesitze und der Industrie, nach Umständen auch aus anderen Faktoren hervorgingen. Den untersten Organen der Staatsverwaltung (den landesfürstlichen Bezirksämtern) wurden periodisch einberufene Bezirksausschüsse als Beratungskörper beigegeben. Sie wurden aus den Vorständen der einbezirkten Gemeinden, den Eigentümern des

außer dem Gemeindeverbande stehenden Großgrundbesitzes oder deren Bevollmächtigten gebildet.

Nach dem Tode des Fürsten Schwarzenberg war es vornehmlich Alexander Bach, der die innere Politik leitete, und sein Name gilt als gleichbedeutend mit rückschrittlichem Absolutismus. Sein Bestreben war es, die Macht der Krone wieder so herzustellen, wie sie unter dem „guten" Kaiser Franz gewesen war. Nebenher wollte er die administrative und nationale Ungleichheit der einzelnen Reichsteile möglichst beseitigen und einen deutschen Einheitsstaat aus der Monarchie machen — so wie dies ja schon Kaiser Josef II. beabsichtigt hatte und womit er gescheitert war. Zu diesem Zwecke wurde die gesamte Staatsverwaltung einheitlich organisiert, ein einheitliches Recht eingeführt und das Deutsche als Geschäftssprache in allen Kronländern eingeführt, einerlei ob dort Deutsche wohnten oder nicht, und ebenso nur Deutsch gelehrt in den Schulen. Als Werkzeuge dafür sollte der katholische Klerus dienen, dann das Militär und die Beamten. Um den katholischen Klerus für sich zu gewinnen, wurden ihm überall Zugeständnisse gemacht, namentlich in bezug auf das Volksschulwesen, das ihm vollständig ausgeliefert wurde. Zur Krönung des Ganzen schloß der Kaiser am 18. August 1855 — seinem 25. Geburtstage — mit dem Papst ein am 5. November verkündetes Konkordat ab, dessen Geist durch folgenden Artikel VIII gekennzeichnet ist:

„Alle Lehrer der für Katholiken bestimmten Volksschulen werden der kirchlichen Beaufsichtigung unterstehen. Den Schuloberaufseher des Kirchsprengels wird Seine Majestät aus den vom Bischof vorgeschlagenen Männern ernennen. Falls in gedachten Schulen für den Religionsunterricht nicht hinlänglich gesorgt wäre, steht es dem Bischof frei, einen Geistlichen zu bestimmen, um den Schülern die Anfangsgründe des Glaubens vorzutragen. Der Glaube und die Sittlichkeit des zum Schullehrer zu Bestellenden muß makellos sein. Wer vom rechten Pfade abirrt, wird von seiner Stelle entfernt werden."

Und Artikel IX lautete:

„Erzbischöfe, Bischöfe und alle Ordinarien werden die denselben eigene Macht mit vollkommener Freiheit üben, um Bücher, welche der Religion und Sittlichkeit verderblich sind, als verwerf-

lich zu bezeichnen und die Gläubigen vom Lesen derselben abzuhalten. Doch auch die Regierung wird durch jedes dem Zwecke entsprechendes Mittel verhüten, daß derlei Bücher im Kaisertume verbreitet werden."

Es läßt sich denken, daß die fürchterliche Reaktion der fünfziger Jahre — dieser Schandfleck in der Regierung Franz Josefs — überall Unzufriedenheit erregte. Und so darf man sich nicht wundern, daß es auch zu einem Attentat kam.

Am 18. Februar 1853 ging Franz Josef mit seinem Flügeladjutanten, Grafen O'Donell, auf den Basteien der Stadt spazieren und blieb oberhalb des Kärntnertors stehen, um hinabzusehen. In diesem Augenblicke stürzte sich der Schneidergeselle Libényi mit einem Messer auf den Kaiser und stach ihn von rückwärts ins Genick. Nun trug aber Franz Josef nicht nur einen fürchterlich steifen Kragen, sondern auch eine außerordentlich dicke Kravatte mit Schnalle, so daß der Stich stark abgeschwächt wurde und nur eine ganz unbedeutende — aber ad majorem imperatoris gloriam riesig aufgebauschte — Schramme verursachte. O'Donell warf sich auf Libényi, der aber der Stärkere war, weshalb jener den Kürzeren gezogen hätte, wenn nicht der eben vorübergehende Bürger Ettenreich ihm zu Hilfe gekommen wäre und den Angreifer überwältigt hätte. Dafür erhielt Ettenreich *ein Jahr später* das Ritterkreuz des Franz-Josef-Ordens und von der Stadt Wien die Goldene Salvator-Medaille; O'Donell hingegen *sofort* das Kommandeurkreuz des bedeutend höheren Leopold-Ordens. Denn ein Unterschied muß ja sein!

---

23. Franz Josefs äußere Politik in der ersten Zeit seines Absolutismus.

Wir haben gesehen, daß Franz Josef nach seinem ersten Verfassungsbruch sich anmaßte, als absoluter Herrscher zu regieren, also auch die auswärtige Politik des Reiches nach eigenem Gutdünken zu lenken. Was dabei herauskam, war auch danach.

Nachdem es ihm gelungen war, erst durch die Serbokroaten,

dann durch Radeckys Feldherrnkunst und zuletzt mit Rußlands Hilfe aller äußeren und inneren Feinde Herr zu werden, setzte er sich aufs hohe Roß und wollte gleichzeitig in Deutschland, Italien und im Orient den Herrn spielen. Wie ihm das bekam, werden wir bald hören.

Im Vertrauen auf Rußlands Unterstützung — denn dem Zaren Nikolaj galt ja Franz Josef als ein gesinnungsverwandter „Bruder" und Verbündeter im Kampfe gegen den Beiden verhaßten „Umsturz", sowie als Mittel, Preußen niederzuhalten — trachtete Franz Josef zunächst die Oberherrschaft im Deutschen Bund zu erlangen. Deshalb strebte er den Eintritt der Gesamtmonarchie in den deutschen Zollverein an, weil Österreich dann als größter und mächtigster Staat das entscheidende Wort geführt und alle übrigen Bundesstaaten überwogen hätte.

Ende 1849 hatte der deutsche Reichsverweser, Erzherzog Johann, seine Würde niedergelegt, nachdem er mehrmalige Aufforderung Preußens unbeachtet gelassen hatte. (Dieser Erzherzog Johann war der auf S. 19 erwähnte jüngste Bruder des Kaisers Franz, verheiratet mit der Postmeisterstochter Anna Postel, die er kennen gelernt hatte, als er mit der Post fuhr und sie — in Abwesenheit des Postillions — ihn als Postillion verkleidet gefahren hatte. Dabei trug sie die enganliegenden Postillionshosen, während ihr Busen ihr Geschlecht verriet — also erklärlich, daß dies des Erzherzogs Aufmerksamkeit und Interesse — et cetera — erregte.)

Österreich hatte, indem es auf Wiederherstellung des alten Bundestages und der alten Verfassung sein Augenmerk richtete, Preußen zum Eingehen auf das sogenannte Interim (30. September 1849) bewogen: einen Vertrag zur Einsetzung einer provisorischen Bundesgewalt, die durch Bevollmächtigte beider Staaten bis 1. Mai 1850 in Frankfurt ausgeübt werden sollte. Darin war den beiden preußischen Vertretern, Böttcher und Radowitz, die Verwaltung der inneren und äußeren Angelegenheiten zugewiesen, den beiden österreichischen, Schönhals und Kübeck, Krieg und Finanzen. In die Hände dieser vier Vertreter legte also Erzherzog Johann am 20. Dezember 1849 sein Amt nieder.

Wie Österreich das Interim verstand, zeigte sich in seinem Protest gegen die Einberufung des Reichstags nach Erfurt (28. November). Der Rückzug Hannovers, der Abfall Sachsens und der Abschluß des „Vierkönigsbündnisses" dieser beiden Staaten mit Bayern und Württemberg sollten die Erfurter Versammlung von vornherein matt setzen. Denn es bestand die Absicht, einen neuen Verfassungsentwurf mit einer Vertretung von 300 aus den Kammern der Einzelstaaten hervorgehenden Mitgliedern einzubringen, dem dann auch Österreich mit seinem gesamten Länderbesitz beitreten sollte.

Tatsächlich nahm der Erfurter Reichstag am 17. April 1850 die ihm vorgelegte Verfassung in Gänze an, aber die rückschrittlichen Neigungen des Berliner Hofes bewirkten am 29. April eine Vertagung, die mit Auflösung gleichbedeutend war. So wurde also Preußen immer mehr in die ihm von Österreich vorgezeichnete Bahn hineingetrieben. Und da schien dem Kaiser Franz Josef der geeignete Zeitpunkt gekommen zu sein, mit seinem Plane auf Herstellung des alten Bundestags offen hervorzutreten. Zu diesem Zwecke lud seine Regierung alle ehemaligen Bundesstaaten zur Beschickung einer Gesandtenbesprechung für den 10. Mai nach Frankfurt ein. Durch die Ungeschicklichkeit Preußens fand sich dieses zuletzt alleinstehend. Trotz seines Protests gegen die österreichische Auffassung, welche die zu Frankfurt zusammengekommene Bevollmächtigtenversammlung als die „natürliche" Fortsetzung des nur suspendiert gewesenen Bundestags betrachtete und dies am 1. September 1850 bei der Eröffnung der Sitzungen offen erklärt hatte, verfolgte der neue Bundestag seine Arbeiten.

In seiner Bedrängnis suchte Preußen eine Verständigung durch die Vermittlung des Zaren Nikolaj. Vom 26. bis 28. Oktober fanden Besprechungen zu Warschau statt, an denen preußischerseits Graf Brandenburg und österreichischerseits Fürst Schwarzenberg unter persönlichem Vorsitz des Zaren teilnahmen. Weil letzterer in seiner blinden Vorliebe für Franz Josef diesem die Stange hielt, endete das Ganze mit einer Demütigung Preußens, das mit allen seinen Forderungen abgewiesen wurde. Dies griff den Grafen Brandenburg derart an, daß er heftig erkrankte und in seinen Fieberphantasien beständig schrie, daß die verletzte Ehre seines

Staates und seines Königs blutig gerächt werden müsse. Er starb auch binnen wenigen Tagen (6. November).*)

Die Folgen dieses österreichischen Triumphes zeigten sich sofort in der kurhessischen Frage. Hier war der schurkische Kurfürst mit seinem noch schurkischeren Minister Hassenpflug („Wir wollen ihn nicht haben, den Herrn von Haß und Fluch!" sangen damals die Hessen als Parodie auf Beckers Rheinlied) nach Frankfurt geflohen und hatte Österreichs Unterstützung zur Beseitigung der Verfassung angerufen. Wo es sich um Beseitigung einer Verfassung handelte, war natürlich Franz Josef gleich dabei. Und so überschritten denn österreichische Truppen die kurhessische Grenze, um dort die schwärzeste Reaktion herzustellen! Einen Augenblick lang schien es, als ob Preußen im letzten Augenblicke gegen den österreichischen Stachel lecken wolle; denn auch preußische Truppen rückten ein. Aber gleichzeitig fiel dem König von Preußen wieder das Herz in die Hose; er gab dem ehrenhaften Radewitz seine Entlassung und ersetzte ihn (3. November) durch O. v. Manteuffel, der ein ebensolcher Waschlappen war, wie sein König. Er hatte nichts Eiligeres zu tun, als noch am Tage seiner Ernennung sich Schwarzenberg gegenüber zu erbieten, die bezüglich Kurhessens und Schleswig-Holsteins gefaßten ehrlosen Beschlüsse zu befolgen und verlangte nur noch freie Verhandlung über die Verfassungsfrage. Aber Österreich war natürlich der Kamm geschwollen und so verlangte Schwarzenberg vollständige Unterwerfung, also sofortige Anerkennung des Bundestages und **Auflösung der Union.**

Bei der bedrohlichen Spannung war aber das preußische Heer.

*) Heutzutage sind Leute wie Erzberger, die im Gegensatze zum Grafen Brandenburg durch ihre eigene Schuld ihrem Lande die tiefste Erniedrigung und Demütigung zugezogen haben, weniger empfindlich im Punkte der Ehre: sie lächeln mit ihrem Vollmondgesicht, an dem keine Spur der fünfjährigen Entbehrungen zu merken ist, nach wie vor vergnügt drein — wahrscheinlich, weil sie sich an die Millionen erinnern, die der Krieg ihnen eingetragen hat! Wie sagt doch Shakespeare in „Hamlet"? . . .

> O villain, villain, smiling damned villain!
> My tables — meet it is, I set it down,
> That one may smile and smile — and be a villain!

einschließlich der Landwehr, mobil gemacht worden und Gröben erhielt die Weisung, sich fortan nur durch militärische Rücksichten leiten zu lassen. So kam es also am 8. November bei Bronzell unweit Fulda zu einem Gefechte zwischen Österreichern und Preußen. Es verlief ungefähr so, wie mitunter Berliner Straßenkämpfe, bei denen z. B. unter meinen Augen auf etwa 3000 Schüsse nur ein Verwundeter kam! Das einzige Blut, was nämlich im Gefechte von Bronzell vergossen wurde, war jenes des berühmten „Schimmels von Bronzell".

Nachdem der Schimmel sein Blut vergossen hatte, traten die preußischen Truppen den Rückzug an und die Österreicher begnügten sich mit diesem wohlfeilen „Siege". Man hätte nun meinen sollen, daß dieses Gefecht die Einleitung zu einem österreichisch-preußischen Kriege würde. Aber da täuscht man sich! Der wackere König Friedrich Wilhelm IV. stellte plötzlich die Rüstungen ein, befahl Gröben den Rückzug, deutete dem Fürstenkollegium der Union die Aufgebung seiner bisherigen Politik an, unterwarf sich dem österreichischen Ultimatum, das am 25. November die Räumung von Kurhessen binnen 48 Stunden verlangte, und setzte seiner Erbärmlichkeit die Krone auf, indem er zu Olmütz anderntags den politischen Selbstmord Preußens besiegelte. Er verzichtete auf sein Unionsrecht, auf die mit einer Anzahl Kleinstaaten abgeschlossenen Militärkonventionen und sagte die Räumung Kurhessens und Badens, sowie seine Unterstützung bei der Rückführung des schleswig-holsteinischen Heeres über die Eider zu.

So konnte Schwarzenberg in einer Note vom 7. Dezember triumphierend den europäischen Mächten den schimpflichen Fall einer Macht verkünden, die mit einem starken schlagbereiten Heere, geordneten Finanzen und einem zur Entscheidung drängenden Volke vor einem von Magyaren oft geschlagenen, innerlich zerrütteten Gegner die Waffen gestreckt hatte, ohne das Schwert zu ziehen. Man begreift danach, daß Bismarck in der ersten Zeit seiner Herrschaft ausschließlich das brennende Verlangen trug, die Schmach von Olmütz zu tilgen und Österreich eine gleiche Demütigung zu bereiten. Was ihm ja, dank der Unfähigkeit Franz Josefs, aufs glänzendste gelang!

Franz Josef hatte übrigens für eine deutsche Idee so wenig

Verständnis, daß er seine und Preußens Kommissare am 6. Januar 1851 in Kiel zusammentreten ließ, um die schleswig-holsteinische Regierung zur Auflösung der Landesversammlung und des Heeres zu zwingen! Dadurch wurde Schleswig-Holstein wehrlos den Dänen überliefert!

Unterdessen waren am 23. Dezember 1850 in Dresden die freien Ministerkonferenzen eröffnet worden, auf denen die Verfassungsfrage nach Österreichs Vorschlag endgültig erledigt werden sollte. Bis zum Mai 1851 währende Verhandlungen führten bei dem nachdrücklichen Meinungsausdrucke Österreichs, das auch nicht das geringste Zugeständnis machen wollte, zu nichts anderem als zu einer umfangreichen Protokollsammlung, welche schließlich als „schätzbares" Material dem Archiv des Bundestags überwiesen wurde.

Schon Ende März hatte aber Preußen die Unionsstaaten aufgefordert, den Frankfurter Bundestag wieder zu beschicken und selbst seinen Gesandten v. Rochow dorthin gesandt. Beim Schluß der Beratungen saß der alte Bundestag mit seinen alten Befugnissen und nur mit einer noch entschiedener nach rückwärts gerichteten Stimmung wieder in Frankfurt beisammen.

Jetzt begann eine Zeit der Reaktion, in der alles das geschah, was das ultrareaktionäre Österreich wünschte. Dessen innere und äußere Politik wurden allein maßgebend für die deutsche Politik der nächsten Jahre. Natürlich wurden österreichischerseits die Bestrebungen der Einzelstaaten nach Einführung der Reaktion in der nachdrücklichsten Weise unterstützt und gefördert. Wo immer es galt, einen Funken der Freiheit auszulöschen, da war Österreich sofort zur Hand! Kein Wunder, wenn es damals in der ganzen freisinnigen westlichen Welt ebenso verachtet als verhaßt war.

Während nun Preußen und die deutschen Einzelstaaten wohl fühlten, daß es gut wäre, sich vom österreichischen Drucke zu befreien, brauchten sie doch den Kaiserstaat viel zu notwendig für ihre eigenen reaktionären Bestrebungen, als daß es zum Ziele geführt hätte. Hatte doch der 10. Juli 1851 die Einsetzung eines Reaktionsausschusses gesehen, dessen Aufgabe es sein sollte, alle bestehenden Verfassungen durchzusehen und daraus alles zu be-

seitigen, was noch irgendwie nach Freiheit schmeckte! Denn das alles nannte man „staatsgefährlich"! Im Notfalle sollte der Bundesrat selbst intervenieren.

Fast alle Staaten kamen bereitwilligst nach und man begann mit der Wiederaufhebung der Grundrechte und der Beseitigung aller unter dem Drucke von 1848 zugestandenen freiheitlichen Bestimmungen.

Nachdem Österreich noch den „Triumph" erlebt hatte, daß Schleswig-Holstein vollständig den Dänen preisgegeben worden war, steckte sich Franz Josefs Ehrgeiz als weiteres Ziel, den politisch überwundenen und in seinem Einfluß so gut wie vernichteten preußischen Nebenbuhler noch auf dem letzten Felde seiner Erfolge, dem der wirtschaftlichen Politik, lahmzulegen.

Schon vorher hatte Österreich wiederholt Versuche gemacht, sich mit seiner Gesamtländermasse in den Deutschen Zollverein zu drängen oder ihn zu sprengen. Im Mai 1850 wurden diese Versuche erneuert, wobei sich sämtliche Mittelstaaten mit Ausnahme von Hannover bereit erklärten, auf die österreichischen Wünsche einzugehen. Dies wurde auf der Konferenz von Darmstadt 1852 beschlossen. Da wäre dann 1854 bei der notwendigen Erneuerung der Handelsverträge der ganze Zollverein gesprengt oder doch mindestens in eine preußische und eine österreichische Hälfte geteilt worden. Nur der Umstand, daß Preußen fest blieb und dabei außer Hannover noch Oldenburg an seine Seite bekam, rettete die Lage. Denn diese drei Staaten schlossen unter sich besondere Verträge ab und luden für den April 1852 alle übrigen Zollvereinsstaaten zu Beratungen über die Erneuerung der Verträge ein. Da blies endlich Franz Josef zum Rückzug und es wurde am 19. Februar 1853 ein Handels- und Schiffahrtsvertrag zwischen Österreich und den sämtlichen anderen Zollvereinsstaaten abgeschlossen, auf dessen Grundlage später eine engere Annäherung herbeigeführt werden sollte.

Bis dahin hatte die absolute Herrschaft des Kaisers in der auswärtigen Politik Erfolge erzielt, die seinen Wahn zu rechtfertigen schienen. Allerdings waren diese Erfolge nur durch die Unfähigkeit des Königs und der Minister von Preußen möglich ge-

macht worden. Nun sollte er aber auch zeigen, was er auf dem Gebiete der kitzligen Orientfrage vermöge.

Anfang 1853 war Montenegro mit der Türkei in Krieg geraten und hatte sich darüber in Wien beschwert. Dem Kaiser war dies eine willkommene Gelegenheit, seine Macht auch im Süden zu zeigen, nachdem er im Norden über Preußen triumphiert hatte. Hauptsächlich bestimmten ihn dabei zwei Gründe: erstens war er auf die Pforte sehr schlecht zu sprechen, weil diese die magyarischen Flüchtlinge nicht nur freundlichst aufgenommen, sondern ihnen meistens hohe Stellungen verliehen hatte. Zweitens aber wußte er, daß Rußland in Montenegro großes Ansehen genoß. Wenn er also für dieses Land eintrat, bevor Rußland sich desselben annehmen konnte, so mußte dies in Montenegro den Einfluß Österreichs an die Stelle des russischen setzen. Deshalb sandte er den Grafen Leiningen mit einem Ultimatum nach Constantinopel ab. Bis dieses aber dort zur Abgabe kam, hatten sich die Montenegriner schon selbst geholfen, Omer Pascha nach mehreren Niederlagen aus dem Lande geworfen und ihrerseits türkisches Gebiet besetzt.

Immerhin bewirkte der gute Wille des Kaisers, dem Fürsten Danilo zu helfen, daß dort Österreichs Wort an Gewicht gewann. Als dann der Krimkrieg bald darauf ausbrach, bot mein Vater (der fanatischer Russenfreund war) dem Fürsten Danilo 3 Millionen Gulden zum Geschenk an, wenn er die Russen mit seinen Waffen unterstütze. Aber Österreich legte sich ins Mittel und erwirkte die Neutralität Montenegros durch die Zusage, ihm nach dem Frieden alle seine Wünsche zu erfüllen. (Einzelheiten über diese Dinge findet der Leser sowohl in meinem erwähnten Werke „Serbien, Österreich und Deutschland", als auch in meiner „Geschichte von Montenegro und Albanien" (Gotha 1914, F. A. Perthes.)

Wenn aber Österreich hier noch gut abschnitt, so beging Franz Josef gegenüber Rußland eine grenzenlose Dummheit, die obendrein dadurch unterstrichen wurde, daß sie eine schändliche Undankbarkeit in sich schloß.

Zar Nikolai hatte 1849 zweifelsohne den Habsburger Thron und überhaupt die österreichische Monarchie durch seinen uneigennützigen Einmarsch gerettet (siehe S. 167). Er konnte also auch

erwarten, daß sich Österreich mit ihm wegen endgültiger Lösung der Orientfrage in Verbindung setze. Und dies um so mehr, als ja auch er ganz allein durch seine Parteinahme für Österreich diesem den Triumph über Preußen verschafft hatte (s. S. 188). Aber schon zwei Jahre zuvor hatte Fürst Schwarzenberg bereits angekündigt, daß „Österreich durch seine Undankbarkeit gegen Rußland die Welt in Erstaunen setzen werde"! Und das gelang auch Franz Josef, dem „geliebten Sohne" des Zaren Nikolaj, im vollen Maße.

Das erste war, daß Österreich den Deutschen Bund zu einer bewaffneten Neutralität hindrängen wollte, während der König von Preußen auf Nikolaj schwor, sein Volk aber im Gegensatz zu ihm Rußland als den Hort der Reaktion glühend haßte. Die Mittelstaaten unter Führung Bayerns nahmen einen schwächlichen Anlauf zu einer Politik der dritten Macht. Dennoch hoffte Österreich, auf die öffentliche Stimmung gestützt, mit seiner Politik beim Bunde leicht durchdringen zu können, als es am 14. März 1854 beim Bundestage beantragte, der Bund solle in dieser Frage eine aktionslustige Handlung annehmen.

Preußen aber lehnte diesen Antrag entschieden ab und brachte ihn dadurch zum Fall; dagegen fand es sich am 20. April bereit, mit Österreich ein Schutz- und Trutzbündnis abzuschließen. Die Ende Mai von den Mittelstaaten abgehaltenen Bamberger Beratungen führten zu einer Vorlage dieses Vertrages beim Bunde, dessen Mitglieder ihm dann auch (Mecklenburg ausgenommen) beitraten.

So gestärkt, begann Franz Josef gegen seinen Retter Nikolaj drohend aufzutreten. Die Russen waren schon am 2. Juli 1853 mit 40 000 Mann in Rumänien eingerückt, hatten aber erklärt, daß sie das Land nur als Pfand besetzen wollten. Daraufhin waren die Gesandten von England, Frankreich und Preußen am 24. Juli in Wien zu einer Beratung zusammengetreten, welche am 2. August zu einem Vermittlungsvorschlage führte, der aber scheiterte. Die Pforte, bauend auf die Unterstützung der anderen Mächte, erklärte den Russen am 4. Oktober den Krieg, doch wurde schon am 30. November ihre Flotte vom Admiral Nachimov bei Sinop vernichtet, worauf Nikolaj einen neuen Vermittlungsvorschlag der Wiener Konferenz hochmütig zurückwies.

Nun schlossen die Westmächte am 12. März 1854 ein Bündnis mit der Türkei und ließen ihre Flotten in das Schwarze Meer einlaufen. So standen also die Dinge, als Österreich und Preußen den Vertrag vom 20. April abschlossen. Jetzt richtete Franz Josef an Rußland die Aufforderung, weder Rumänien einzuverleiben, noch den Balkan zu überschreiten, und am 14. Juni fand er den Mut, ein Ultimatum an Rußland zu richten: Räumung Rumäniens oder Krieg!

Unter diesem Drucke räumten die Russen Rumänien und der Krieg verpflanzte sich nach der Krim. 200 000 Österreicher marschierten aber in Rumänien ein und besetzten dieses Land mit der Westmächte Zustimmung.

Wäre nun Franz Josef ein heller Kopf gewesen, so hätte er, wenn er schon einmal mit Rußland brach (klüger wäre natürlich gewesen, er hätte sich mit Nikolaj über die Teilung der doch nicht lebensfähigen Türkei verständigt!), dann auch die letzten Konsequenzen daraus ziehen müssen. Das heißt, er hätte dann mit den Westmächten einen Vertrag abschließen müssen, durch den ihm gegen Teilnahme am Kriege der Besitz Rumäniens verbürgt worden wäre. Dazu wären die Westmächte in ihrer Verlegenheit (die sie sogar auf 21 000 Piemontesen anstehen machte!) gerne bereit gewesen. Dann waren alle Rumänen unter einem Hut vereinigt, und gab man ihnen Autonomie, so wären sie treue Untertanen geworden, Ungarn hätte aber nicht die verhängnisvolle Übermacht erhalten, die letzten Endes den Zerfall der Monarchie und den Untergang von Ungarn selbst hervorrief!

Aber Franz Josef war eben an Unfähigkeit kaum zu überbieten und so begnügte er sich mit der (doch ganz nutzlosen) Demütigung Rußlands und zog seine Truppen nach dem Frieden wieder zurück! Somit hatte die sinnlose Politik des Kaisers dem Staate nur 611 Millionen Gulden gekostet und ihm die ewige Feindschaft Rußlands zugezogen — eine Feindschaft, der allein Franz Josef die Schmach von 1859 und 1866 und zuletzt den Untergang im Weltkriege verdankte!

Durch seine Haltung in der rumänischen Besetzungsfrage hatte sich also einerseits Franz Josef den ewigen Haß Rußlands zugezogen, andrerseits aber — weil er nicht die letzten Konsequenzen

zog und neutral blieb — auch die Nichtbeachtung durch die Westmächte. Franz Josef war eben stets der Mann der halben Maßregeln, die erfahrungsgemäß die schlechtesten sind!

Deutschland und Preußen waren während des Krimkrieges im Schlepptau Österreichs gefahren. Nach dem Beschlusse Österreichs und Preußens, die Russen gewaltsam aus Rumänien zu vertreiben, wenn sie nicht freiwillig gingen, trat der Deutsche Bund am 9. Dezember 1854 jenem bei.

Dessen ungeachtet konnte es zwischen Österreich und Preußen nach dem früher Vorgefallenen keine echte Freundschaft geben. Die unfreundliche Haltung Österreichs gegen Preußen im Neuenburger Zwist von 1857 verschärfte die Spannung. Und so kam es, daß im Jahre 1859, als Österreich seine Kraftprobe bestehen sollte, der Prinz-Regent Wilhelm (der spätere deutsche Kaiser) sich nicht veranlaßt sah, für Österreich einzutreten, obgleich dies namentlich von den süddeutschen Staaten gewünscht wurde, weil diese vor Napoleon Angst bekamen und dachten, man müsse den Rhein schon am Po verteidigen. In diesem Sinne sprachen sich wenigstens die Kammern von Bayern, Württemberg, Hannover und Nassau aus. Österreich trachtete deshalb einen Bundesbeschluß zu seinen Gunsten zu erreichen, und die Presse unterstützte die Absicht recht kräftig. Aber Preußen blieb kühl und dachte, daß im Gegenteil jetzt eine günstige Gelegenheit gekommen wäre, die vordem an Österreich verlorene Stellung wiederzugewinnen. Um für alle Fälle bereit zu sein, beantragte Preußen am 23. April 1859 Marschbereitschaft des Bundeskontingents und Bewaffnung der Bundesfestungen. Dagegen wurde der Antrag Hannovers vom 13. Mai, ein Beobachtungsheer am Rhein aufzustellen, von Preußen abgelehnt. Immerhin ließ sich Preußen herbei, einen Kredit von 40 Millionen Talern zu verlangen und am 25. Juni beim Bunde die Mobilmachung der nichtpreußischen Kontingente zu beantragen. Töricht, wie Franz Josef aber immer war, hatte er mittlerweile die Kopflosigkeit von Villafranca begangen, auf die wir gleich zu sprechen kommen werden. Und das brachte Franz Josef so in Wut, daß er, statt aufrichtig zu sagen „mea maxima culpa!", in einem Manifest die Schuld am unglücklichen Ausgang des Krieges „dem Abfall seines ältesten und natürlichsten Bundesgenossen" zuschob! Preu-

ßen, nicht faul, antwortete aber mit Gegenbeschuldigungen, die es deutlich aussprachen, daß ein ferneres Zusammengehen mit Österreich für Deutschland unter diesen Umständen nicht ersprießlich sei.

Ungeschickt wie nämlich Franz Josefs äußere Politik während seiner ganzen Regierungszeit gewesen war, glänzte sie insbesondere zu den Zeiten seines Absolutismus in bengalischer Beleuchtung!

24. Franz Josefs Mißgriffe 1859 60.

Napoleon war es unbequem geworden, daß ihn seine ehemaligen „Bruder", die Carbonari, an seinen „Brudereid" erinnerten, demzufolge er alles zur Befreiung Italiens zu tun hatte. Nachdem er Kaiser geworden war, drangen die Italiener immer stärker in ihn, und als er zögerte, halfen sie nach ihrer Art mit der von Orsini geworfenen Bombe nach. Das gab den Ausschlag. Beim Neujahrsempfang 1859, in den Tuilerien, rief Napoleon dem österreichischen Botschafter, Baron Hübner, laut zu: „Ich bedaure, daß unsere Beziehungen nicht so gut sind, wie früher, sagen Sie aber immerhin Ihrem Kaiser, daß meine Gefühle für ihn unverändert sind."

Aber schon vorher hatte Napoleon versucht, auf friedlichem Wege sich seiner Verpflichtungen gegen Italien zu entledigen. Er hatte, als die Österreicher in Rumänien standen, Franz Josef den Vorschlag gemacht, sich dieses reiche Land als Ersatz für das an Italien abzutretende Lombardo-Venetien zu nehmen. Da Franz Josef kein Kirchenlicht war, lehnte er diesen für Österreich so vorteilhaften Vorschlag ab! Er zog es also vor, mit roher Gewalt ein Land zu behalten, das ihn derart glühend haßte, daß kein Österreicher auf den Straßen vor Ermordung sicher war! Und er weigerte sich, dafür ein Land anzunehmen, das eine viel reichere Zukunft versprach, viel stärker bevölkert war und dessen Bevölkerung sich damals mit Jubel mit den bereits vorhandenen Landsleuten in Ungarn vereinigt hätte! Überdrein hätten die acht Millionen Rumänen das beste Gegengewicht gegen die fünf Millionen Magyaren geboten!

So aber verharrte Franz Josef in seinem Starrsinn und begann lieber zu rüsten, obgleich er sich sagen konnte, daß Österreich, dank seiner absoluten Mißwirtschaft, dem Bankrott nahe war und in Ungarn die Empörung verborgen glomm.

Franz Josef pflegte die leitenden Stellen zeitlebens nicht an die Fähigsten zu verleihen, sondern an die ihm persönlich Sympathischsten. Persönlich sympathisch waren ihm nun in erster Linie alle Adeligen, Speichellecker und Salonmenschen. Daher waren die von ihm ausgewählten Staatslenker fast immer nur Jammergestalten. Die wenigen Ausnahmen blieben auch nie lange am Ruder. Im Gegensatz dazu hatte Sardinien in der Person des Grafen Cavour einen wirklichen Staatsmann, der es verstand, in Italien das zu vollbringen, was Bismarck später in Deutschland vollbrachte. Schon das Bündnis mit den Westmächten gegen Rußland war ein Geniestreich, denn für die lumpigen 21 000 Mann Hilfstruppen errang sich Sardinien auf der Pariser Konferenz Sitz und Stimme und Anhören seiner Beschwerden. Im Juli 1858 trafen sich dann Cavour und Napoleon in Plombières, wo die ersten Vereinbarungen über die künftige Gestaltung Italiens getroffen wurden. Nach dem Neujahrsempfang von 1859, als Österreich über Hals und Kopf zu rüsten begann, verdichtete sich der Vertrag zwischen Sardinien und Frankreich zu einem Bündnisse behufs Vertreibung der Österreicher und ihrer Sekundogenituren aus Italien, wogegen Savoyen und Nizza an Frankreich kommen sollten.

Es galt somit Österreich zu einer Unvorsichtigkeit herauszufordern, um das Odium auf es wälzen zu können. Diese Gelegenheit bot ihm Franz Josef bereitwilligst.

Die Friedensmission des englischen Botschafters Lord Cowley in Wien war im März 1859 gescheitert. Der Antrag Rußlands auf einen Kongreß war von Franz Josef nur unter der unmöglichen Bedingung angenommen worden, daß die Verträge von 1815 die Grundlage aller Verhandlungen bilden sollten. Der Kaiser glaubte nun, daß Frankreich die Sache nur hinzuziehen suche, um sich besser rüsten zu können. Er selbst war überzeugt, daß eine Armee, die so wunderbar maschinenmäßig marschieren und exerzieren konnte, und bei welcher der Gamaschendienst so erstaunlich ausgeprägt war, auch ohne Radecky (der ein Jahr zuvor gestorben

war) Großartiges leisten müsse. Besonders wenn der Salongeneral Gyulay den Oberbefehl führe, der ein so tadelloser Weltmann war, folglich (nach Franz Josefs Auffassung) auch ein ausgezeichneter Feldherr sein müsse.[18] Er erdreistete sich deshalb am 19. April ohne Vorwissen des Ministers Buol (der deshalb seine Entlassung verlangte) in Turin ein Ultimatum überreichen zu lassen in dem er binnen drei Tagen Entwaffnung des piemontesischen Heeres verlangte.

Weil natürlich die Antwort Sardiniens (das Frankreichs Hilfe und Englands Sympathie sicher war[19]) und auf magyarischen Aufstand rechnete) ablehnend lautete, gab Franz Josef dem FZM. Gyulay Befehl zur Überschreitung der Grenze, obgleich er selbst in unverständlicher Verblendung gar nichts für den Krieg vorbereitet hatte. Denn es standen erst fünf unvollständige Armeekorps mit zusammen 112 000 Mann (darunter 6000 Reiter) und 364 Geschützen in Italien. Allerdings hatten die Italiener auch erst 62 000 Mann beisammen und deshalb wäre ihre rasche Überwältigung wohl möglich gewesen, wenn Gyulay gleich gehorcht hätte. So aber ließ er eine Woche untätig verstreichen und überschritt erst am 29. April die Grenze. Da hatte aber Victor Emmanuel schon 80 000 Mann zusammengebracht, wozu noch 17 460 Mann „nationale Befreiungsarmee" unter Garibaldi kamen, deren Zusammensetzung sehr lehrreich ist: unter ihr befanden sich nämlich 800 Magyaren!

Die Franzosen hatten am 25. April die Alpen überschritten und am 26. landeten andere Truppen in Genua. Durch die Unfähigkeit des österreichischen Heereskommandos hatte man also gerade die günstigste Zeit versäumt, schnell die Piemontesen zu entwaffnen, bevor die Franzosen kamen. Obendrein hatte man

[18]) Gyulay selbst fühlte seine Unfähigkeit und erhob Bedenken. Graf Grünne beschwichtigte aber diese mit den bezeichnenden Worten „Was der Radecky, der alte Esel, zusammengebracht hat, wirst doch auch du noch zusammenbringen?!"

[19]) Obendrein hatte Zar Alexander 1857 Napoleon in Stuttgart versichert, daß er nicht wieder die Dummheit von 1849 erneuern werde man war also auch Rußlands sicher!

in unverständlicher Einbildung nur den vierten Teil des Heeres nach Italien gesandt!

Gyulay war am 3. Mai von seinem Generalstabschef Oberst Kuhn zum Angriff auf Alessandria aufgefordert worden, wo erst 45 000 Italiener und Franzosen standen, die man mit mehr als doppelter Übermacht angreifen konnte. Der Salongeneral erschrak aber vor einer solchen Idee, Angreifer zu sein!

Den Gipfelpunkt der Unfähigkeit bildete es, daß Gyulay bis zum 20. Mai, also über drei Wochen unbeweglich stehen blieb und so den Franzosen Zeit ließ, ihre Streitkräfte in Oberitalien zusammenzuziehen. Als er dann an jenem Tage eine gewaltsame Erkundung gegen Montebello unternahm, weil er über die Stellungen des Feindes gänzlich im unklaren war, folgerte er aus seiner dort erlittenen Niederlage, daß der Feind daselbst sehr stark sein müsse und folglich von hierher der Hauptangriff drohe. Aber er hatte die Rechnung ohne Napoleon und Garibaldi gemacht. Ersterer beschloß, den rechten Flügel der Österreicher zu umgehen, und Garibaldi sollte über Monza Mailand bedrohen. So kam es zur Schlacht bei Magenta (4. Juni), die durch das eigenmächtige Eingreifen Mac Mahons für die Österreicher verloren ging, trotzdem die Grenzer-Regimenter Wunder von Tapferkeit vollbrachten.

So zogen sich also die Österreicher auf den Mincio zurück, während die Verbündeten am 8. Juni Mailand besetzten. Dies war für den Großherzog von Toscana, den Herzog von Modena und die Herzogin von Parma (alle drei Habsburger) das Zeichen zum Ausreißen. Im Kirchenstaat, über den Franz Josef beständig seine schützende Hand gehalten hatte, waren die päpstlichen Behörden bald auf Rom und Civitavecchia beschränkt.

Franz Josef, der nur allgemeine Empörung über Gyulays Unfähigkeit vernahm, glaubte, daß er selbst es besser machen könne, weil ihm die Speichellecker eingeredet hatten, daß er Feldherrntalent habe — weil er auf dem Exerzierplatze herumzureiten verstand! So griff er also am 24. Juni den Feind bei Solferino an. Wenn die Schlacht verloren ging, so war dies nur ihm persönlich zuzuschreiben; denn Benedek war gegen die Piemontesen bei San Martino siegreich, weigerte sich zweimal, den Rückzug anzutreten, und erklärte, daß noch lange nicht alles verloren sei, man solle ihn

nur gewähren lassen [15]). Der Kaiser aber ordnete kopflos den Rückzug an!

Bezeichnend für die militärischen Fähigkeiten des Kaisers ist seine Äußerung zu meinem Onkel: „Es ist mir ganz und gar unverständlich, wie ein Heer, das so tadellos aussah, eine wirklich schöne Armee, die ganz anderen Eindruck machte, als die saloppen Franzosen und Italiener, und die so schön wie ein Uhrwerk sich auf dem Exerzierplatz bewegte, so gleichmäßig marschierte, kurz, für jeden Militär einen genußreichen Anblick bot, geschlagen werden konnte!"

Wäre mein Onkel so offen gewesen wie der Oberst Strengau, so hätte er antworten müssen:

„Das Heer an sich war allerdings tadellos und namentlich die Grenzer-Regimenter kämpften mit altbewährtem Heldenmut. Aber die Führung taugte nichts! Was nützt es dem Manne, wenn er im Gebrauch seiner Waffen wohlbewandert ist, seine Führer sich aber nicht auf den Gebrauch ihrer Köpfe verstehen! Und zudem litt das Heer durch die fürchterlichen Betrügereien und Unterschleife im Verpflegswesen. Schuldig daran waren aber die Protektionskinder Eurer Majestät!"

Aber ein Gutes hatte doch die Schlacht: Franz Josef verzichtete in Zukunft auf den Ehrgeiz, ein Heer befehligen zu wollen!

Noch war allerdings, genau genommen, nichts verloren. Erstens hatte ja Österreich noch drei Viertel seiner Streitkräfte gar nicht ins Feld gebracht! (Was allerdings für den Kaiser eine genug vernichtende Anklage ist!) Dann war seine militärische Stellung im venezianischen Festungsviereck äußerst vorteilhaft; ferner war man in Deutschland immerhin über Napoleons Erfolge beunruhigt und überlegte schon, ob man nicht doch am Rheine ein Heer aufstellen solle. Die Franzosen aber hatten durch die Kämpfe, namentlich durch Seuchen starke Verluste gehabt und in beiden Schlachten hatte der Erfolg nur an einem Haare gehangen. Obendrein sah Napoleon selbst mit Unruhe, daß die von ihm in Italien wachge-

---

[15]) Benedek erfocht seinen Sieg mit nur zwei Divisionen (24 000 Mann) über fünf piemontesische (50 000 Mann) und schlug zuletzt noch nach dem Rückzuge mit einer Brigade die Italiener zurück! Er erhielt dafür das Kommandeurkreuz des Maria-Theresia-Ordens.

rufenen Geister nicht so leicht loszuwerden waren. Ihm hätte es genügt, daß Sardinien Lombardo-Venetien bekam, wenn er dafür Frankreich um Savoyen und Nizza vermehren konnte. Aber daß er Sardinien auch noch ganz Mittelitalien überlassen solle, wie dies jetzt den Anschein bekam, das paßte ihm weniger. Denn ein starkes Italien konnte unmöglich im Interesse Frankreichs liegen. Aber die Bevölkerungen von Toscana, Parma, Modena und der Romagna wollten von ihren früheren Herrschern nichts mehr wissen und verlangten laut die Einigung Italiens unter Vittorio Emmanuele. Dazu kam noch die Gärung in Sizilien, die einen Umsturz dort und in Neapel erwarten ließ, und der Starrsinn des Papstes, der sich nach den ursprünglichen Plänen an die Spitze einer mittelitalienischen Konföderation setzen sollte, aber sich weigerte, dies zu tun, weil man ihm dabei eine freisinnnigere Regierung zur Bedingung gemacht hatte.

Dies alles zusammen bewog Napoleon zu möglichst raschem Friedensschluß. Aber das war nur durch Überrumpelung möglich. Denn wenn Franz Josef Zeit hatte, nachzudenken oder sich zu beraten, so war zu wetten, daß er es vorziehen würde, den Krieg weiterzuführen. Es galt also, Franz Josef unter vier Augen zu bekommen. Dies wurde durch einen Briefwechsel der beiden Kaiser erreicht, in dem Napoleon seinen Gegner mit solchen schmeichelhaften Ausdrücken bedachte, daß Franz Josef ganz bezaubert war. (Anders als die brutalen Briefe der heutigen französischen Machthaber an die Deutschen!) So kam es also erst zu einem am 8. Juli abgeschlossenen Waffenstillstand und drei Tage später zur berühmten Zusammenkunft von Villafranca. In dieser wurde der beschränkte Franz Josef vom raffinierten Napoleon schnell und gründlich über den Löffel barbiert. Erst stellte dieser ihm nämlich vor, daß sie ja persönlich die besten Freunde wären und nur durch die Macht der Ereignisse gegen ihren Willen zu Feinden geworden seien. Daß aber im Gegenteil Napoleon für den heldenmütigen, ritterlichen und so sympathischen Franz Josef von den zärtlichsten Gefühlen beseelt sei. Dies beweise er ihm nun dadurch, daß er ihm mitteile, wie die Revolution und deutsche Ränke sein Haupt bedrohen. In Ungarn bereite sich ein Aufstand der Magyaren vor. In Deutschland schicke sich Preußen an, die Macht

im Deutschen Bunde ganz an sich zu reißen und Österreich auszuschalten. Gehe der Krieg weiter, so würde vermutlich ganz Italien aufstehen und dann wäre der allgemeine Triumph der Revolution in nahe Ferne gerückt. „Wir Monarchen hätten aber doch die Pflicht, gegenseitig einander zu unterstützen und gegen die Revolution Front zu machen." Obendrein würden bei raschem Friedensschlusse die österreichischen Sekundo- und Tertiogenituren in Mittelitalien wieder eingesetzt werden, und auch der Papst, der Franz Josef doch so sehr ans Herz gewachsen sei, könnte wieder seine Romagna bekommen, ja sich an die Spitze der mittelitalienischen Konföderation stellen und derart gewissermaßen ein Exponent Österreichs werden.

Man kann sich vorstellen, daß diese geschickten Vorspiegelungen seitens eines so liebenswürdigen Mannes, der ja Napoleon III. war (anders als die brutalen Gewaltmenschen Clemenceau, Foch, Nudant, Mangin und Konsorten!) auf den beschränkten Franz Josef großen Eindruck machen mußten, und so ließ er sich tatsächlich zu einem Frieden überreden, der ihm die Lombardei kostete und nach so vielen blutigen Opfern mit einer ungeheueren finanziellen Erschöpfung endete.

Bemerkenswert ist übrigens, daß die Bestimmungen dieses zu Villafranca abgeschlossenen Vorfriedens, obgleich sie im eigentlichen Friedensschlusse von Zürich am 10. November bestätigt wurden, größtenteils garnicht zur Ausführung gelangten! Denn die Italiener fragten den Kuckuck danach, sondern setzten ihr Einigungswerk trotz Napoleon und Franz Josef fort, bis sie es 1861 erreicht hatten. So hatte also Franz Josef selbst den Italienern dazu verholfen, und auf seine Rechnung ganz allein kommt es, daß Italien eine Großmacht wurde, deren Irredentismus schließlich zum Untergang Österreichs wesentlich beitrug.

Wieviel daran wieder die verfluchte Bigotterie des Kaisers Schuld trug, kann man daraus ersehen, daß er erklärte, nur dann an dem von Napoleon im beiderseitigen Interesse vorgeschlagenen Kongresse teilzunehmen, wenn der Papst auch teilnehme! Und da der bornierte Pius IX. sich hartnäckig mit seinem berühmten „Non possumus" allen Reformen widersetzte, verlief auch die letzte Gelegenheit, Schaden zu verhüten, im Sande.

Zur Ergänzung des italienischen Feldzuges möchte ich noch folgendes bemerken: Wie der Leser aus Seite 193 weiß, hatte Montenegro sich durch Franz Josefs Versicherung, es würden des Fürsten Danilo Wünsche befriedigt werden, wenn er neutral bliebe, vom Eingreifen in den Krimkrieg abhalten lassen. Wie gewöhnlich sah es sich nach dem Frieden betrogen. Dies verbitterte den Fürsten Danilo, und noch mehr die ihm zugefügte Beleidigung. Als er nämlich 1857 dem Kaiser persönlich einen Besuch abstatten wollte, um ihn an sein Versprechen zu erinnern, wich Franz Josef der unangenehmen Mahnung einfach dadurch aus, daß er dem Fürsten sagen ließ, er könne ihn nur empfangen, wenn er sich durch den — türkischen Botschafter vorstellen lasse! Er, der Souverän und Feind der Türkei! Und dabei hatte er ein paar Jahre zuvor dem Kaiser den Vorschlag gemacht, sich gegen eine Jahresrente von 100 000 Gulden unter österreichische Oberhoheit zu stellen! Für die Ablehnung dieses Vorschlags ist das Wort „Dummheit" noch viel zu milde! Man konnte also für eine so lächerliche Kleinigkeit einen (wie die Folge zeigte) in der Balkanfrage so wichtigen Staat wie Montenegro an sich fesseln und tat es nicht! Dafür sandte man aber das Vielfache dieser Summe an den Papst!

O sancta simplicitas!

Die Folge solch hirnloser Politik war, daß Fürst Danilo sich jetzt an Napoleon anschloß, der ihm bedingungslos ein Jahrgeld von 50 000 Francs gewährte, ihm einen französischen Sekretär an die Seite gab und dadurch erreichte, daß Ende der fünfziger Jahre Frankreich in Montenegro Trumpf war. Napoleon war es, der dem Fürsten Danilo dazu verhalf, daß er seinen Sieg von 1858 über die Türken, im Gegensatz zu den feindseligen Bestrebungen Österreichs, ausnützen konnte, seine Wünsche also endlich gewährt wurden. Dafür hatte der Fürst aber auch schon mit dem Admiral Jurien de la Gravière einen Vertrag abgeschlossen, durch den sich Montenegro verpflichtete, im Falle der Fortführung des Krieges nach Solferino, die Bocche di Cattaro zu erobern, unterstützt zur See eben durch die Flotte des genannten Admirals. (So sagte mir dieser Admiral, der mir durch zehn Jahre eng befreundet war.)

Obwohl nun Franz Josef aus dem italienischen Feldzuge, der das Land in eine Schuldenlast von 2351 Millionen Gulden (mit 116

Millionen jährlichen Lasten für Zinsen und Amortisation) gestürzt und ihm in der ganzen Welt sein früheres Ansehen gekostet hatte, die Lehre hätte ziehen können, daß der Absolutismus nur ins Verderben führe und daß Österreich gut täte, seinen ehrgeizigen Plänen engere Grenzen zu stecken, so blieb er anfänglich doch noch immer blind. Erst als die Unzufriedenheit der Völker den Höhepunkt erreicht hatte, fügte er sich ins Unvermeidliche und verzichtete auf den Absolutismus. Allerdings nur um bei günstigerer Gelegenheit wieder die Verfassung beiseite zu schieben und absolut zu regieren. Denn auf Verfassungsbrüche kam es dem „ritterlichen" und „musterhaft konstitutionellen" Monarchen nicht an.

25. Franz Josefs innere Politik von 1860 bis 1867.

Der elende Ausgang des Krieges von 1859 hatte auch auf die inneren Zustände in Österreich seine Wirkung nicht verfehlt. Die Finanzgebarung des absoluten Österreich war eine so scheußliche gewesen, daß man vor dem Staatsbankrott stand. Um dem vorzubeugen, gab es nur ein Mittel: der Absolutismus mußte einem verfassungsmäßigen Zustande Platz machen, und einem Parlament Gelegenheit geboten werden, die Finanzwirtschaft nicht nur zu ordnen, sondern auch beständig zu kontrollieren. Diese Erkenntnis sowie die allgemeine Empörung des Volkes über die elende Regierung des absoluten Kaisers waren es, die Franz Josef mit dem Gedanken befreundeten, wieder eine Verfassung zu geben.

Zunächst dachte er an einen das ganze Reich umfassenden, aus einer einzigen Kammer bestehenden Reichsrat mit sehr beschränktem Wirkungskreise. Er hätte nur das Finanzwesen und die Angelegenheiten, welche sich auf die Art und Weise sowie auf die Ordnung der Militärpflicht beziehen, zur Behandlung gehabt. Gesetzgebungsgegenstände sollten auf den Landtagen verhandelt und beschlossen werden. Dieser Verfassungsplan wurde von dem am 21. August 1859 an Stelle Bachs getretenen neuen Minister des Inneren Grafen Agenor Goluchowski am 20. Oktober 1860 veröffentlicht und heißt das „Oktober-Diplom". Aber schon nach zwei Monaten ließ der Kaiser selbst den Verfassungsentwurf fallen, weil er sah, daß er sich damit ins eigene Fleisch ge-

schnitten hatte. Im dritten Absatz des Oktoberdiploms hieß es nämlich, daß alle Gegenstände, welche nicht dem Reichsrat vorbehalten sind, in Ungarn im Sinne ihrer früheren Verfassungen erledigt werden sollen. Die im Auslegen jederzeit eine fabelhafte Geschicklichkeit zeigenden Magyaren legten nun diese Stelle so aus, daß alle auf den Reichstagen von 1847/48 beschlossenen Gesetze Gültigkeit haben sollten. So hatten also binnen wenigen Wochen die 1848 er Gesetze in ganz Ungarn zur Verblüffung des Kaisers Wirksamkeit wiedergewonnen und wurde danach regiert!

Dazu kam noch, daß in Italien Garibaldi solche Fortschritte gemacht hatte, daß an der nationalen Einigung des Landes, folglich an der endgültigen Ausschaltung jedes mittelbaren oder unmittelbaren österreichischen Einflusses dort nicht mehr gezweifelt werden konnte. Dadurch blieb von den ehrgeizigen Plänen Franz Josefs nichts übrig als die Hoffnung, wenigstens in Deutschland seine Vormachtstellung zu retten. Dies war aber schwer möglich, wenn Österreich in (wie vorgesehen) fünf Verwaltungsgebiete geteilt war, von denen der deutsche mit seinen sieben Millionen Einwohnern allein für den Deutschen Bund in Frage kam. Denn daß die übrigen (Magyaren, Tschechen, Polen und Kroaten) sich einem großdeutschen Parlamente beugen würden, konnte man doch nicht hoffen. So kam es also, daß Franz Josef dem großdeutschen Gedanken Schmerlings näher trat, der ja für das 70-Millionen-Reich schwärmte, und daß er diesen am 13. Dezember 1860 an die Spitze eines neuen Ministeriums stellte.

Schmerling machte sich gleich an die Arbeit, und so wurde schon am 26. Februar 1861 die Februarverfassung (Februarpatent) verkündet.

Nach dieser sollte aus sämtlichen Kronländern (also Ungarn und Venetien eingeschlossen) ein aus 343 Mitgliedern bestehendes Abgeordnetenhaus alljährlich in Wien zusammentreten, während daneben ein Herrenhaus, bestehend aus Erzherzogen, Bischöfen, Hochadligen und sonst vom Kaiser ernannten Mitgliedern, tagen würde. Die Wahlordnung war aber so zugeschnitten, daß ein Fünftel der Mandate dem adligen Großgrundbesitze zufiel und die deutschfreisinnigen Bürger überall die Übermacht hatten. Dadurch sollte diesen die Herrschaft gesichert bleiben und der Widerstand

der nichtdeutschen Parteien lahmgelegt werden. Und besonders schlau hatte man auch einen „Notparagraphen" eingeschmuggelt, der harmlos besagte, daß das Ministerium zu Zeiten, wo der Reichsrat nicht versammelt wäre, das Recht haben sollte, Maßregeln zu treffen, die sonst in den Wirkungskreis des Reichsrates gehörten. Der wahre Zweck dieses Paragraphen war aber, dem Kaiser die Möglichkeit zu bieten, jederzeit, wenn er es wünschte, wieder absolut zu regieren. Er brauchte nämlich zu diesem Zwecke nur den Reichsrat heimzuschicken oder aufzulösen und konnte dann unter dem Vorwande, „daß ja der Reichsrat gegenwärtig nicht versammelt sei", nach Belieben auf Grund des § 14 Gesetze erlassen, also absolut regieren! Von diesem Rechte hat auch der Kaiser wiederholt Gebrauch gemacht, zuerst als er unter Belcredi 1865 den zweiten Verfassungsbruch beging, und dann wiederholt in späterer Zeit. Immer wurde der § 14 hervorgeholt, um absolut zu regieren, ohne daß es diesen verrufenen Namen hatte. Eine echt jesuitische Erfindung!

Als der erste Reichsrat am 1. Mai 1861 zusammentrat, stellte sich heraus, daß nur 203 Abgeordnete erschienen waren, denn die 140 Transleithanier waren ebensowenig gekommen wie die Venetianer und die italienischen Abgeordneten von den Adrialändern. Daß das famose Wahlgesetz seine Schuldigkeit getan hatte, ersah man daraus, daß von den 203 Abgeordneten 130 der Linken angehörten, die sich aus Deutschen zusammensetzte, während die Tschechen, Polen, Slovenen und die Klerikalen (die ersteren föderalistisch gesinnt, die Klerikalen natürlich nicht national, sondern lediglich römisch-ultramontan, wie überall in der Welt!) den Rest bildeten. So hatten also die Deutschen, die doch nur den fünften Teil der Gesamtbevölkerung bildeten, beinahe die Zweidrittelmajorität in der Vertretung! Daß sich die derart an die Wand gedrückten Nichtdeutschen mit einer solchen Verfassung befreunden könnten, durfte man nicht erwarten.

Das Mißvergnügen der Magyaren (nur die Siebenbürger traten 1863 in den Reichsrat), namentlich aber das Scheitern des Schmerlingschen Versuches, in Deutschland die Vorherrschaft zu erlangen, machten den Kaiser — dem ohnehin jeder Liberalismus ein Greuel war, wenn er auch aus Nützlichkeitsgründen dies zu ver-

bergen suchte und zeitweilig mit den Wölfen heulte — mißmutig, und so gab er Schmerling die Entlassung. Es geschah dies am 27. Juli 1865 infolge der Thronrede, in welcher der Kaiser betonte, daß wichtige Gründe zur beschleunigten Einberufung der gesetzlichen Vertreter in den östlichen Teilen des Reiches raten. Dies bedeutete, daß man den Wünschen der Magyaren entgegenkommen wolle. An Stelle Schmerlings trat der berüchtigte „Sistierungsgraf" Belcredi.

Schon am 20. September 1865 erfolgte der Verfassungsbruch des Kaisers in verschleierter Form: die Verfassung wurde nämlich nicht offen, aber doch tatsächlich aufgehoben, indem man sie „sistierte". Angeblich, um mittlerweile die Ausgleichsverhandlungen mit den streikenden Völkern zu führen. Als ob dies nicht auch ohne Sistierung der Verfassung möglich gewesen wäre!

Jesuitismus! . . . Aber dieser war dem von so Vielen für „bieder" gehaltenen Franz Josef durchaus nicht fremd! Nicht umsonst war er pfäffisch erzogen worden!

So regierte also der Kaiser wieder frisch absolut darauflos, und die Folgen zeigten sich schon in einem halben Jahre — wie wir aus den nächsten Kapiteln schaudernd ersehen werden.

Am 14. Dezember 1865 eröffnete der Kaiser persönlich den ungarischen Landtag mit einer Thronrede, in der er die 1848 er Gesetze anerkannte, aber vor ihrer Anwendung eine Revision verlangte. Die Magyaren hingegen waren der Ansicht, daß erst die Gesetze in Wirksamkeit treten müßten und dann erst über eine Revision verhandelt werden könne. Über diesem Streit brach der Krieg aus, und so vertagte man am 26. Juni 1866 den Landtag auf unbestimmte Zeit.

Belcredis Absicht war gewesen, Österreich zu einem feudalen Föderativstaat mit absolut monarchischer Spitze zu machen. Zu diesem Zwecke sollte das Reich in fünf Staaten geteilt werden: Tschechien (Böhmen, Mähren, Schlesien), Ungarn (Ungarn und Siebenbürgen), Polen (Galizien und Bukovina), Südslavien (Kroatien, Slavonien, Woiwodina, Dalmatien, Istrien, Krain) und Innerösterreich (die übrigen Kronländer). Dabei sollte der adelige Großgrundbesitz in inneren Zuständen das Übergewicht besitzen; die

äußeren Angelegenheiten wären vom Kaiser (und seinen Ministern) **nach eigenem Ermessen zu führen gewesen!!!**

Durch diesen Plan wären aber die zahlreichen Deutschen in den übrigen Ländern unter nichtdeutsche Volksvertretungsmehrheiten gekommen, und das hätte ihre Vergewaltigung wahrscheinlich gemacht. Es war deshalb nicht zu erwarten, daß die deutsche Mehrheit des Reichsrats dem ihre Zustimmung geben würde. Deshalb riet Belcredi dem Kaiser zum Erlaß des Patents vom 2. Januar 1867. Mit diesem wurde eine außerordentliche Reichsratsversammlung einberufen, die Landtage der nichtungarischen Länder aufgelöst, die neuzuwählenden Landtage auf den 11. Februar in ihre Versammlungsorte einberufen und zur Entsendung von Abgeordneten für die erwähnte Reichsratsversammlung aufgefordert, welch letztere am 25. Februar in Wien zusammentreten sollte.

Dagegen erhob sich nun sofort ein Widerspruch von zwei Seiten: die Deutschen fürchteten, Belcredi könnte es so einrichten, daß die neuen Landtage eine slavische Mehrheit und damit das Übergewicht bekämen, und den Magyaren stellte Deák vor, daß es mit ihrem Ziele, die Herrschaft über alle anderen Völker der Monarchie zu erlangen und dadurch eine europäische Rolle zu spielen, für immer aus wäre, wenn sie nur auf ein Sechstel des Reiches **beschränkt blieben.**

Was aber den Ausschlag gab, war die Haltung Beusts, dieses Unglücksraben der Monarchie! Weil es ihm nur darum zu tun war, sein Mütchen an Bismarck zu kühlen und Österreich zur Rache zu mißbrauchen, indem er es mit Frankreich gegen Deutschland führte, fürchtete er, dies könne ihm nicht gelingen, wenn nicht die Magyaren voll befriedigt würden. Deshalb setzte er sich über die Interessen von sechs Siebentel der Gesamtbevölkerung hinweg, um dem Kaiser zu raten, er solle nur mit den Magyaren allein einen Vergleich schließen; weil aber diese schon erklärt hatten, daß sie nur mit einem verfassungsmäßig regierten Österreich einen Ausgleich schließen würden, solle er in Österreich die frühere Februarverfassung wieder herstellen, aber dem Reichsrat nicht etwa den Ausgleich zur Beratung überlassen, sondern ihn vor die vollendete Tatsache stellen und ihm einfach auftragen, daß er den

vom Kaiser mit Ungarn abgeschlossenen Ausgleich zu genehmigen habe!!!

Auch auf diese Niederträchtigkeit ging Franz Josef sofort bereitwillig ein, ohne Rücksicht darauf, daß es schmählicher Volksverrat war, wenn die Krone aus selbstsüchtigen Gründen sechs Siebentel nichtmagyarischer Bevölkerung unter das Joch einer Siebentelminderheit zwang! Denn der von Beust mit den Magyaren geschlossene Ausgleich war insoferne ein Löwenvertrag, als darin die Magyaren nur 30 v. H. Pflichten, aber dafür 70 v. H. Rechte bekamen! Hätte man die Magyaren einfach in ihre Schranken verwiesen und sie auf das von Magyaren bewohnte Gebiet beschränkt, so wären sie ringsum von Nichtmagyaren eingeschlossen gewesen. Dann konnten sie nicht mehr die anmaßenden Herren spielen, weil sie mit dem Auslande keinen unmittelbaren Verkehr hatten, also mit ihrer Einfuhr und Ausfuhr bei Errichtung von Zollschranken lediglich auf Österreich angewiesen gewesen wären. Damit hatte man sie beständig in der Hand und konnte ihren Übermut dämpfen. So aber wurden nicht nur die Südslaven, Rumänen, Slowaken, ungarischen Deutschen und ungarischen Ukrainer mit gefesselten Händen und Füßen ihren magyarischen Peinigern überantwortet, sondern auch alle übrigen Völker der Monarchie finanziell in der empfindlichsten Weise geschädigt. Ich las einmal vor 20 Jahren eine statistische Abhandlung, in welcher ziffernmäßig nachgewiesen war, welche Riesensummen alljährlich der österreichischen Monarchie durch den Beustschen Ausgleich zugunsten Ungarns entzogen wurden. Auf die Einzelheiten erinnere ich mich nicht mehr, aber das weiß ich noch, daß es eine stattliche Anzahl von Milliarden war, welche Österreich im Laufe der Jahrzehnte an die Herren Magyaren Tribut gezahlt hatte! Da war es auch nur begreiflich, wenn Ungarn sich ebenso schnell zu ungeahntem Reichtum und Blüte erhob, während Österreich nur mühsam nachhumpelte! [16])

[16]) Wie die Magyaren es verstanden, die Österreicher über den Löffel zu barbieren, mag durch nachstehenden Fall beleuchtet werden. Als ich mich einmal auf einem großen Lloyddampfer einschiffte, wunderte ich mich, daß dieser den großen Umweg machte, von Triest erst nach Fiume zu fahren und dann erst weiter nach Süden. Der Kapitän

26. Franz Josefs äußere Politik von 1860 bis 1866.

Hatte Franz Josef seit 1859 mit seiner auf Österreichs Großmachtstellung in Italien bezüglichen Politik abgewirtschaftet, so verlegte er sich seither desto mehr auf sein anderes Steckenpferd die Vormachtstellung Österreichs in Deutschland auf Kosten Preußens.

Aber da hatte er noch weniger Glück. Denn seit 1862 besaß Preußen in Bismarck einen wirklichen Staatsmann erster Klasse, während Franz Josef auch weiterhin nur Salonmenschen untergeordneten Geistes mit der Leitung der äußeren Politik betraute. Da war natürlich das Ende leicht abzusehen.

Bismarck hatte in den fünfziger Jahren Österreich gründlich kennen, hassen und verachten gelernt — Gefühle, die ihm bis zu

sagte mir darauf folgendes: „Das verdanken wir unserem famosen Handelsminister, dem Grafen Wurmbrand. Wie schon unser Kaiser einmal so eine unglückliche Hand in der Wahl seiner Leute hat, so hat er das Handelsportefeuille einem Manne gegeben, der davon soviel verstand, wie der Igel vom Klavierspiel. Beim letzten Lloydvertrag mit Ungarn gab der Unglücksmensch ahnungslos seine Zustimmung, daß unsere von Triest abgehenden Dampfer einen Abstecher nach Fiume machen mußten, wenn irgend etwas von Triest dorthin zu befördern wäre. Was tun nun die edlen Magyaren? In Triest haben sie einen Mann angestellt, der zu jedem unserer Dampfer ein kleines Paket bringt, daß nach Fiume adressiert ist. Wegen diesem Paket, für das wir etliche Kreuzer bekommen, müssen wir zunächst Hunderte für den Mehrverbrauch an Kohlen ausgeben, noch mehr an Hafengebühren in Fiume, und wenn Sie dazu rechnen, was die Zeit wert ist und die Abnutzung des Dampfers in zweckloser Fahrt, so können Sie sich einen Begriff machen, wie viele Tausende uns jedes dieser ungarischen Pakete kostet! Denn das Paket ist immer dasselbe, weil sein Zweck lediglich der ist, den Magyaren die Zahlung der hohen Hafengebühren durch unsere großen Dampfer zuzuschanzen. Sie zahlen uns etliche Kreuzer und bekommen dafür Tausende von Gulden! Es ist recht beschämend für uns, daß wir noch nie einen so tüchtigen Handelsminister hatten, wie die Magyaren in ihrem Baross, sondern immer nur lauter Strohköpfe! Und was unsere Gesellschaft betrifft, so wissen Sie ja, daß da auch von Wien aus Herren in den Verwaltungsrat gesetzt werden, die von Verkehrspolitik keine Ahnung haben und deshalb kann unser Lloyd trotz großer Staatssubvention nie so blühen wie die deutschen Schiffahrtsgesellschaften."

seinem Tode treu blieben. Daß er sie späterhin nicht mehr offen zeigte, war nur natürlich. Aber ehrlicherweise muß selbst sein bester Freund zugestehen, daß meine Behauptung richtig ist. Er hatte ja auch 1866 offen gesagt, daß es nun gelte, Österreich ins Herz zu treffen. Wenn man sich also auf den Standpunkt eines österreichischen Patrioten stellt, kann man nicht begreifen, wie die Grazer und andere Deutschnationale in Österreich und Böhmen zu solchen Bismarckanbetern werden konnten! Denn Bismarck wurde in seinem eigenen Vaterlande lange nicht so verhimmelt und vergöttert, wie in den deutschnationalen Mittelpunkten Österreichs. Dort lag alles vor ihm ehrfurchtsvoll auf dem Bauche.

Das erste, was Bismarck unternahm, war, das preußische Heereswesen so umzugestalten, daß es bei dem von ihm geplanten Kriege zwischen Preußen und Österreich die Überhand behalten sollte. Denn er war überzeugt, daß sich die preußisch-österreichische Nebenbuhlerschaft nur durch Blut und Eisen beseitigen lasse. Österreich mit seinen (damals) nur 7,5 Millionen Deutschen wollte in Deutschland den Ton angeben und Preußen beiseite schieben, das (damals) 18 Millionen Deutsche besaß! Und um dies zu bewerkstelligen, wollte wieder Österreich seine 30 Millionen Nichtdeutsche in die Wagschale werfen, die doch von einer Aufnahme in den Deutschen Bund nichts wissen wollten! Eine hirnverbrannte Politik, wie sie eben nur Franz Josef aushecken konnte!

Er hatte zu diesem Zwecke Schmerling an die Spitze der Regierung gestellt, den Mann des berühmten „Wir können warten" (mit der Verfassung!). Während Bismarck für die sogenannte „kleindeutsche" Idee eintrat (ein einiges Deutschland ohne Österreich), schwärmte Schmerling für die „großdeutsche" Idee, d. h. ein 70-Millionenreich, durch enge Verbindung mit Österreich. Zu diesem Zwecke wurde von Schmerling ein Bundesreformentwurf ausgearbeitet und von Franz Josef am 31. Juli 1863 persönlich ein deutscher Fürstentag nach Frankfurt einberufen, auf dem aber Preußen durch seine Abwesenheit glänzte. Es hatten sich nämlich vorher noch seltsame Dinge ereignet. Schmerlings gefährlichster Kollege, Graf Rechberg unseligen Angedenkens, hatte nämlich heimlich gegen ihn intrigiert. So war z. B. durch einen unbegreiflichen „Zufall" der von Schmerling ausgearbeitete Bundesreform-

entwurf auf dem Schreibtische eines hohen Herrn mit einem anderen vertauscht worden. Auch begleitete nicht Schmerling den Kaiser nach Frankfurt, sondern Rechberg! Als dann am 13. August der Fürstentag zusammentrat und sich herausstellte, daß gerade König Wilhelm fehlte, den Bismarck vom Kommen abgehalten hatte, da war auch schon der ganze Zweck des Fürstentags verpfuscht.

Noch einmal schien ein preußisch-österreichischer Ausgleich möglich, als beide Staaten 1864 in gemeinsamer Waffenbrüderschaft Schleswig-Holstein befreiten. Wegen der dänischen Vergewaltigung dieser Herzogtümer hatten nämlich Österreich und Preußen beschlossen, gemeinsam vorzugehen.[17]) Zu diesem Zwecke hatte Österreich 28 000 und Preußen 45 000 Mann mobilisiert. Weil das dänische Heer nur 45 000 Mann stark war, konnte über den Ausgang des Feldzugs kein Zweifel sein. Er wäre überhaupt schon

[17]) Es mag vielleicht von Interesse sein zu hören, daß die erste Idee zu diesem Entschlusse Bismarck vom Schriftsteller Gustav Rasch gegeben wurde, dem Verfasser des Buches „Vom verlassenen Bruderstamm". Ich war mit diesem persönlich befreundet und er war es auch, der darauf drang, daß ich nach dem Erscheinen meines ersten Werkes (1877 „Montenegro und die Montenegriner"), dessen großen Erfolg ausnutze und bei der Schriftstellerei bleibe. Er erzählte mir nun folgendes: Anfang 1863 hatte er Bismarck geschrieben, er hätte ihm etwas Wichtiges mitzuteilen. Bismarck lud ihn zum Besuche ein. Ein Lakai empfing Rasch mit den Worten: „Sind Sie der Herr, der zu Sr. Exzellenz befohlen ist?" Rasch, der stets Republikaner war, schnauzte den Lakai an: „Unverschämter Kerl! Wer hat mir etwas zu befehlen? Mir erweist niemand einen Gefallen, sondern ich den Leuten! Melden Sie, daß ich hier bin!" Der Lakai knickte verblüfft zusammen und Rasch wurde sofort vorgelassen. In zweistündiger Besprechung setzte er Bismarck die Unzufriedenheit der Schleswig-Holsteiner auseinander und gab ihm den Rat, dies zu benutzen, um durch Sendlinge Unruhen hervorzurufen, die einen Vorwand zur Losreißung der Herzogtümer bilden könnten, die man dann dem Augustenburger geben möge. Anfangs wollte Bismarck von solchen „Träumereien" nichts wissen und erklärte Raschs Idee für unausführbar. Aber je länger dieser sprach, desto mehr interessierte sich Bismarck dafür, und schließlich sagte er ihm: „Die Sache bedarf noch reiflicher Überlegung. Ich werde sie aber im Auge behalten. Vorläufig können Sie ja Ihre Idee verfolgen und die Agitation besorgen. Kommt dabei etwas Brauchbares heraus, so werde ich schon nachhelfen." Und Rasch begann seine Agitation derart, daß die dänische Regierung nach Erscheinen seines Buches sogar einen Preis auf seinen Kopf aussetzte.

binnen wenigen Wochen entschieden gewesen, wenn einerseits nicht der unfähige Wrangel zum Oberbefehlshaber ernannt worden wäre, sondern der fähige Prinz Friedrich Carl, und wenn andrerseits auch von Österreich nicht die ebenso unverständliche Dummheit gemacht worden wäre, nur zwei Holzfregatten nach der Nordsee zu senden, wo man doch fünf Panzerfregatten, ein Linienschiff und sieben Holzfregatten besaß! Diese Macht hätte genügt, die ganze dänische Flotte zu vernichten und durch Landung auf Själland mit Erscheinen vor Kopenhagen Dänemark sofort zur Unterwerfung zu bringen.

Am 1. Februar war die Eider überschritten worden. Anderntags kämpften die Preußen bei Missunde, am 3. Februar die Österreicher bei Oberselk und Jagel, drei Tage später erfochten diese noch den glänzenden Sieg von Oeversee, dem am 8. Februar der bei Veile folgte. Hierauf schlossen die Österreicher Fridericia ein, das die Dänen am 29. April räumten, als die Festung nicht mehr zu halten war.

Die Preußen hatten mittlerweile die Düppler Schanzen am 18. April erstürmt. Am 9. Mai fand dann das unentschiedene Seegefecht von Helgoland statt, das mit der Vernichtung der drei dänischen Schiffe geendet hätte, wenn anstatt der beiden österreichischen Fregatten auch nur eine der vorhandenen Panzerfregatten unter Tegetthoff im Kampfe gewesen wäre. Denn da deren Panzer für die glatten Geschütze der Dänen undurchdringlich war und überdies Tegetthoff der Rammtaktik huldigte, wäre die Erledigung der Dänen ein Kinderspiel gewesen. Aber die österreichische oberste Heeres- und Marineleitung glänzte in den meisten Fällen durch Verständnislosigkeit!

Am 18. Mai war endlich der kindische Wrangel abgesetzt und durch Friedrich Karl ersetzt worden; doch herrschte vorläufig vom 12. Mai bis 25. Juni Waffenstillstand. Dann erfolgte am 29. Juni der glänzende Übergang nach Alsen durch die Preußen und die Wegnahme der Inseln an der Westküste Schleswigs durch die Österreicher und Preußen, worauf endlich Dänemark genug hatte, am 28. Juli um Waffenstillstand bat und am 30. Oktober zu Wien Frieden schloß.

Danach sollten Österreich und Preußen gemeinsam die Regie-

rung über die Herzogtümer führen, die ihnen von Dänemark abgetreten worden waren. Anfang 1865 wurde auch dort eine Landesregierung eingesetzt. Im Juni besuchte König Wilhelm den Kaiser in Karlsbad, um ihn zu bewegen, daß er sich von der Londoner Konferenz zurückziehe, damit die Regelung der Angelegenheit dem Einflusse der europäischen Mächte entzogen werde. Weil Franz Josef dem entsprach, erschien Wilhelm I. mit Bismarck am 20. August in Wien, um dem Kaiser für sein Entgegenkommen zu danken. Vorher schon (14. August) war aber in Gastein zwischen den Monarchen eine Vereinbarung getroffen worden, wonach Österreich die vorläufige Verwaltung Holsteins übernehmen sollte, Preußen jene Schleswigs. Außerdem sollte Preußen für 2.5 Millionen Taler Lauenburg bekommen.

Im Mai 1864 hatten sich beide Mächte vom Londoner Vertrag losgesagt, also das getan, was sie früher dem Bunde verweigert hatten. Der Gegensatz zwischen den Mächten bestand darin, daß Preußen gerne die Herzogtümer sich einverleiben wollte, während Österreich und der Bund für die Überlassung an den Augustenburger waren. Bismarck hatte übrigens schon vor dem Gasteiner Vertrag gegen den französischen Botschafter kein Hehl daraus gemacht, daß er einen eventuellen Krieg mit Österreich nicht scheue, sondern ihn im Gegenteil wünsche, um endlich einmal klare Lage zwischen beiden Staaten zu schaffen.

Anfang 1866 richtete Bismarck an Österreich eine Note, in der er die Verwaltung Holsteins tadelte und forderte, die Erbansprüche des Augustenburgers nicht länger zu unterstützen. Außerdem begann er mit Italien Fühlung zu nehmen. Napoleon hielt er sich in raffinierter Weise dadurch vom Leibe, daß er ihm seit seinem Biarritzer Besuche (1863) vorredete, er werde sich nicht widersetzen, wenn Napoleon zur Entschädigung dafür, daß er Preußen gegen Dänemark und Österreich freie Hand lasse, Belgien, Luxemburg und die französische Schweiz nehme. Aber Napoleon hatte auch noch die Pfalz, Rheinhessen und die Rheingrenze verlangt. Bei den durch vier Jahre fortdauernden Verhandlungen wußte es Bismarck so einzurichten, daß er Napoleon immer die Hoffnung ließ, aber dabei beständig die Konjunktur ausnützte und dieser entsprechend den Kaiser Schritt für Schritt mit seinen An-

sprüchen zurückdrängte. Anfangs hatte er ihm vorgespiegelt, eigentlich ließe sich auch über die Pfalz und Rheinhessen reden, nur was preußisches Gebiet betreffe, so sei es aussichtslos, beim „alten Herrn" etwas auszurichten. (Denn der „alte Herr" diente immer Bismarck als „spanischer Reiter", hinter den er sich jedesmal verschanzte, so oft er etwas verweigern wollte. Dann hieß es nämlich immer: „ja ich hätte wohl nichts dagegen, aber mein alter Herr . . .!") Die verschiedenen Stadien der Unterhandlungen, wie Napoleon von Bismarck zum Besten gehalten und schließlich bei der Luxemburger Frage enttäuscht wurde, hat mir Gambetta 1878 erzählt und ich veröffentlichte das in der „Deutschen Revue" im November 1898.

Franz Josef hätte Bismarcks Pläne leicht durchkreuzen können, wenn er den Antrag Napoleons angenommen hätte, der vorschlug, den Italienern Venetien gegen Zahlung von 400 Millionen abzutreten. Das wurde auch vom Grafen Mensdorff-Pouilly befürwortet, der seit Oktober 1864 Minister des Äußeren war. Aber damals gab Franz Josef nur die Antwort: „Ich verkaufe meine Untertanen nicht!", was natürlich „edel" sein sollte, aber unsäglich albern war! Denn die Venetianer betrachteten sich ja gar nicht als seine Untertanen, sondern wollten um jeden Preis mit ihrem „rechtmäßigen" König Vittorio Emmanuele II. vereinigt werden. (Ich besitze selbst noch ein solches damals beschlagnahmtes Plakat.) Und in der Politik gibt es keine „Anständigkeit", wenn Lebensinteressen des Landes in Betracht kommen und das Wohl des Volkes auf dem Spiele steht. Wenn Franz Josef damals Venetien verkaufte, so hätte er nicht nur den notleidenden Finanzen des Landes aufgeholfen, sondern auch den künftigen Bundesgenossen Preußens ausgeschaltet. Er hätte außerdem Napoleons Freundschaft gewonnen; kurz das Interesse des Landes erforderte den Verkauf und trotzdem verweigerte ihn Franz Josef mit seiner unglücklichen Politik und seinem Starrsinn stets an unrechter Stelle!

Am 8. April 1866 hatte Bismarck den Bündnisabschluß mit Italien erwirkt und am 4. Mai die Mobilmachung des preußischen Heeres angeordnet. Österreich tat zwei Tage später dasselbe. (Denn unter Franz Josef galt mehr als je Napoleons I. Ausspruch,

daß Österreich jederzeit um ein Heer, um eine Idee und um ein Jahr zurück sei.) Dabei fiel noch ins Gewicht, daß Preußen ob seiner Organisation sofort mobilisieren konnte, während in Österreich der Grundsatz bestand, daß die verschiedenen Truppenkörper niemals lange an Ort und Stelle in Garnison liegen durften, sondern immer gewechselt werden mußten. Dabei wurde ängstlich darauf gesehen, daß die Truppenkörper niemals in ihren Ergänzungsbezirken standen! Der Grund zu dieser hirnverbrannten jeder militärischen Vernunft baren Maßregel war, daß man nicht wollte, daß sich die Truppen mit ihren Angehörigen befreunden und daß sie nicht dort stunden, wo ihre Landsleute waren. Denn die ganze Staatskunst der Habsburger bestand von jeher darin, daß sie die eine Nation gegen die andere künstlich verhetzten, um schließlich alle beständig in der Hand zu haben und unterdrücken zu können! Wenn also in Österreich mobilisiert wurde, dauerte es immer sehr lange, weil die Ergänzungsbezirke oft sehr weit weg von ihrem Truppenkörper waren und dann die Bahnen in verwirrender Weise mit Verschiebungen in Anspruch genommen wurden! Unsinn herrschte also unter Franz Josef auf allen Gebieten seiner Monarchie!

In Preußen war also die Mobilmachung schon Mitte Mai beendet, und selbst in Italien, wo man bereits am 29. alle Dienstpflichtigen einberufen hatte, war man fertig; nur in Österreich war man natürlich noch zurück.

Als Franz Josef sah, daß es ernst wurde, fuhr ihm der Schreck wieder einmal in die Glieder. Denn ein Krieg auf zwei Fronten schien ihm doch etwas bedenklich. Er wandte sich deshalb an Napoleon, indem er ihm vertraulich mitteilen ließ, jetzt wäre er bereit, „seine Untertanen zu verkaufen“, d. h. Venetien den Italienern zu überlassen. Aber auch da wieder eine seiner berühmten Halbheiten. Statt klipp und klar den Antrag zu stellen, hieß es weiter hinterhältig, die Abtretung Venetiens sollte erst geschehen, wenn — Schlesien erobert sei! Damit diese Provinz als Ersatz für Venetien eintrete! Dafür hätten die Italiener ihr Bündnis mit Preußen zu lösen.

Natürlich gingen die Italiener auf so etwas Unsicheres nicht ein. Besonders weil dann vermutlich auch Napoleon wieder mit

seinem Lieblingswunsch dahergekommen wäre: die Insel Sardinien für Frankreich zu bekommen! Für welchen Preis er dann allerdings auch den von seiner bigotten spanischen Gattin geschützten Papst fallen gelassen hätte.

Noch eine Friedenshoffnung leuchtete, als die Regierungen von Paris, London und Petersburg eine Einladung zu einer gemeinsamen Konferenz nach Berlin, Wien, Florenz und Frankfurt richteten (28. Mai). Während da alle annahmen, versteifte sich der einzige halsstarrige Kaiser Franz Josef darauf, nur dann der Konferenz zuzustimmen, wenn daselbst keine Territorialveränderung, namentlich nicht die Abtretung Venetiens zur Verhandlung käme!

Das beste ist, daß noch vorher Preußen eine Note nach Wien gerichtet hatte, in der es verlangte, daß Österreich seine Rechte auf Schleswig-Holstein gegen Geldentschädigung an Preußen abtrete. Auch das lehnte der überkluge Franz Josef ab! Da war es natürlich, daß Bismarck kurzen Prozeß machte, die Gasteiner Konvention für gebrochen erklärte und seine Truppen in Holstein einrücken ließ (7. Juni)!

Nun erhob Österreich am 11. Juni beim Bunde darob Beschwerde und verlangte Bundesexekution, Mobilisierung aller Bundesarmeekorps binnen 14 Tagen und Ernennung eines Bundesfeldherrn. Obgleich Preußen eine so schnelle Beschlußfassung für bundeswidrig erklärte, wurde doch am 14. Juni abgestimmt, und dabei blieb Preußen in der Minderheit, weil nur Oldenburg, Mecklenburg, Thüringen und die Hansastädte auf seiner Seite standen.

Preußen antwortete damit, daß es den Bundesvertrag für gebrochen erklärte, die Abstimmung als Kriegserklärung betrachtete und erklärte, danach handeln zu wollen. Sachsen, Hannover und Kurhessen wurden zur Demobilisierung und zum Schlusse eines neuen Bundes aufgefordert, widrigenfalls man sie bekriegen würde.

Die Staaten lehnten ab, und damit war der Krieg unvermeidlich geworden.

27. Franz Josefs Schuld von 1866.

Jetzt zeigte sich erst, wie vorzüglich die preußische Regierung nicht nur diplomatisch, sondern auch militärisch alles vorbereitet

hatte, und wie elend und verkommen alles in Österreich unter dem kaiserlichen Absolutismus geworden war. Denn, wie wir gehört haben, hatte ja Franz Josef zum zweiten Male die Verfassung beseitigt und absolut zu regieren begonnen. Weshalb es auch da so herrlich weit kam!

Preußen verfügte über eine Feldarmee von 371 044 Mann Infanterie, 14 836 Reitern, 864 Geschützen, nebst Ersatztruppen von 102 473 Mann Infanterie, 14 976 Reitern und 144 Geschützen, sowie die Landwehr von 162 094 Mann Infanterie und 6688 Reitern, also zusammen 672 111 Mann und 1008 Geschütze, wozu noch Artillerie, Pioniere, Train usw. kamen, die die Gesamtstärke auf über 720 000 Mann brachten. Selbst Italien hatte ein Feldheer von 250 200 Mann Infanterie, 12 958 Reitern und 480 Geschützen aufgebracht. Dagegen hinkte Österreich wie gewöhnlich mit nur 520 000 Mann nach. Nämlich 434 760 Mann Infanterie, 29 155 Reiter und 1096 Geschütze. Aber selbst von diesen Zahlen war nur ein Teil auf den Kriegsschauplätzen, denn aus Furcht vor inneren Unruhen (wegen der Unzufriedenheit der Magyaren und Italiener sowie der Freisinnigen ob des Absolutismus) wagte man nicht alle Truppen auf den Kriegsschauplatz zu senden, und sowohl Magyaren wie Italiener gingen scharenweise zum Feinde über; — namentlich letztere.

Und unter solchen Voraussetzungen war Franz Josef bis zum letzten Augenblicke halsstarrig geblieben und bildete sich ein, daß ihm der Sieg bleiben werde! Dies hätte er höchstens dann hoffen dürfen, wenn er einen anerkannt tüchtigen Feldherrn ersten Ranges besessen hätte. (Daß Moltke ein solcher auf preußischer Seite war, wußte man damals noch nicht.) Aber ein Feldherr fehlte seit Radeckys Tode in Österreich. Benedek hatte sich 1848, 1849 und 1859 in Italien und Ungarn als ausgezeichneter Unterbefehlshaber und prächtiger Haudegen erwiesen, und wenn man ihn an die Spitze des gegen Italien bestimmten Heeres gestellt hatte, so hätte er mindestens ebenso viel geleistet wie Erzherzog Albrecht *) bzw. dessen Generalstabschef John. Denn den italienischen Schau-

*) Das hat dieser selbst in seinem Berichte an den Kaiser vom 13. Juli 1866 rückhaltslos erklärt.

platz kannte er wie seine Tasche, und das ganze Heer hatte Vertrauen zu ihm. Man hätte nun allerdings Gablenz an die Spitze des Nordheeres stellen können, weil er sich in Schleswig als tüchtiger General gezeigt hatte und gleichfalls sehr beliebt war. Aber der Erzherzog Albrecht, den es nach kriegerischen Lorbeeren gelüstete und der nicht zweifelte, daß solche gegen die verachteten „Katzelmacher" mit leichter Mühe zu erringen wären (weil diese doch 1848 und 1849 von Minderzahl nach Noten geschlagen worden waren und selbst 1859 bei Solferino eine klägliche Rolle gespielt hatten, indem sie dort — bei San Martino — von Benedek geschlagen wurden), hatte keine Lust, den Oberbefehl im Norden zu übernehmen, wo kriegstüchtige Preußen zu bekämpfen waren, deren Gefechtswert und überlegene Bewaffnung[10]) man gerade zuvor (1864) hatte kennen gelernt. Deshalb versteifte er sich auf den Oberbefehl im Süden, und weil er der Oheim des Kaisers war, willfahrte ihm dieser mit Vergnügen. Da hätte aber dann Benedek den Oberbefehl im Norden übernehmen müssen. Dieser war jedoch ganz entsetzt, als ihm der Kaiser dies zumutete. Ganz offen sagte er ihm: „In Italien kann ich etwas leisten, da mir Gegend und Feind zur Genüge bekannt sind. Im Norden kenne ich gar nichts! Dort bin ich nur ein Esel. Ich beschwöre Euer Majestät, von dieser Idee abzukommen, denn sie kann nicht anders als zum Unheil Österreichs enden." (Benedek war nämlich ein tollkühner tapferer Haudegen und auch guter Taktiker, aber durchaus kein Stratege, was er selbst schon seit 1848 beständig offen erklärt hatte.)

Jeder vernünftige Monarch hätte unter solchen Umständen darauf verzichtet, einen sich selbst so offenherzig und urwüchsig für unfähig erklärenden General gegen seinen Willen zur Übernahme des Oberbefehls zu zwingen. Aber weil eben Franz Josef das Gegenteil eines vernünftigen Monarchen war, tat er auch das

[10]) Diese überlegene Bewaffnung war nicht wenig ausschlaggebend und deshalb muß es Franz Josef persönlich zur Last gelegt werden, daß er trotz der Erfahrungen von 1859 mit den gezogenen Kanonen der Franzosen und 1864 mit den Zündnadelgewehren der Preußen alle Vorstellungen von Fachleuten unbeachtet ließ, weil diese nicht zur Camarilla gehörten und nur bürgerlich waren! Für ihn galt nur die Meinung seiner Schranzen und der Camarilla!

Gegenteil, indem er Benedek bei seiner allerhöchsten Ungnade zwang, zu gehorchen! Es ist dies ebenso schändlich, wie sein späteres Verhalten gegen den unglücklichen Benedek, von dem wir **noch hören werden!**

Obendrein wurde Benedek mit einem Generalstabschef (FML. Baron Henikstein) behaftet, der ungefähr das militärische Verständnis eines Troßknechtes besaß und sich nur durch Protektion und Unterröcke auf seine Stellung hinaufgeschwindelt hatte. Den Kaiser focht derlei natürlich wenig an! Für den war jeder Salonmann aus der „Gesellschaft" auch die Krone der Fähigkeiten!

Merkwürdigerweise hatte sich aber Erzherzog Albrecht gerade einen Mann zum Generalstabschef genommen, von dem man wußte, daß er ein ausgezeichneter Stratege war: Oberst Baron John. Und daneben hatte er noch so tüchtige Unterbefehlshaber wie **Maroičić, Rodić, Pielsticker und Piret.**

Der Krieg wäre seitens Preußens vermutlich noch schneller beendet gewesen, wenn es gleich nach Vollendung seiner Mobilisierung (12. Mai) losgeschlagen hätte. Denn da fand es noch keinen halbswegs ebenbürtigen Gegner, weil in Österreich die schwerfällige Mobilisierung kaum erst begonnen hatte. So aber erfolgte erst am 16. Juni der Einmarsch in Sachsen und am 21. in Böhmen, während das österreichische Nordheer, nach Benedeks Telegramm an Franz Josef, erst am 20. Juni in Olmütz und am 27. bei Josefstadt sein konnte! Da wären also bei raschem Losschlagen die Preußen bis vor Wien gelangt, bevor sich das österreichische Heer gesammelt ihnen gegenüberstellen konnte! So aber kam es noch **früher in Italien zum Kampf!**

Hier war das österreichische Heer, das nur aus 90 000 Mann mit 176 Geschützen bestand (davon 78 494 Mann Infanterie und 3684 Reiter) schon am 10. Juni kampfbereit und wartete auf die italienische Kriegserklärung, die erst am 20. Juni eintraf und den Kriegsbeginn auf den 23. festsetzte. Das italienische Heer zählte 330 000 Mann, von denen jedoch vorläufig nur das Hauptheer unter Lamarmora, 233 000 Mann mit 282 Geschützen stark (davon 180 000 Mann Infanterie und 7200 Reiter), in Betracht kam, weil Cialdini mit 100 000 Mann (davon 80 000 Mann Infanterie und 3600 Reiter) und 168 Geschützen längs des Po beobachtend stand.

Diese alberne Trennung der italienischen Heere (nämlich albern wegen der Schwierigkeit der Po-Überschreitung) forderte natürlich die Österreicher geradezu heraus, jedes einzeln zu schlagen, bevor sie sich vereinten oder gegenseitig unterstützen konnten. Und daß man dabei nicht erst das schwächere und durch den Po geschützte angriff, sondern das stärkere, entsprach auch nur den einfachen Regeln der Strategie. John ließ deshalb die Italiener durch den verstellten Rückzug des Obersten Pulz vom Mincio weg verleiten, diesen zu überschreiten und die Österreicher bei Custozza anzugreifen. Das geschah auch am 24. Juni. Die Folge war eine schmähliche Niederlage der 218 000 Mann starken Italiener durch einen nur 85 000 Mann starken Gegner!

Nun sollte auch Cialdini abgetan werden, dieser aber zog sich sofort zurück, als er von Lamarmora das Telegramm mit den lakonischen Worten erhielt: „Nicht wieder gut zu machende Niederlage! Schützen Sie die Hauptstadt!"

Nun drangen die Österreicher am 1. Juli auf italienisches Gebiet ein, bis sie die Nachricht von der Niederlage in Böhmen erhielten. Da Albrecht sofort ein Armeekorps nach Böhmen senden sollte, war es natürlich mit einer Offensive nichts mehr, und bald darauf kam auch der Befehl, nur 20 000 Mann am Isonzo zu lassen und mit dem ganzen Heere nach Böhmen zu kommen.

Hier war nämlich das von Benedek dem Kaiser im voraus angekündigte Unheil eingetroffen.

Der Kriegsplan war von Generalmajor Krismanić entworfen und sprach allen Regeln der Kriegskunst Hohn. Diese verlangen nämlich, daß man selbst der Angreifer sein müsse, dem Gegner niemals Zeit zum Erstangriff lassen dürfe, daß man sich nicht zersplittere, sondern auf dem entscheidenden Punkte alle Kräfte einsetze, den Sieg zu erlangen, weil dann selbst Niederlagen auf Nebenkriegsschauplätzen nichts schaden. Der Gegner könnte sie nämlich doch nicht ausnützen, wenn sein Hauptheer am entscheidenden Punkt geschlagen ist. Ebenso muß man jeden Fehler des Feindes sofort ausnützen; also wenn er z. B. so unvorsichtig ist, sich zu trennen, ohne die Möglichkeit rascher Wiedervereinigung oder Unterstützung zu haben, muß man die einzelnen getrennten Teile nacheinander angreifen und schlagen, dabei stets beim größ-

ten und stärksten beginnend. Und wenn man umgeht, darf man nie aus den Augen verlieren, daß der Umgehende selbst der Umgangene werden kann, wenn er nicht aufpaßt oder der andere Teil stärker ist.

Dies alles sind so einfache und selbstverständliche Regeln, daß man wirklich nicht begreift, wie Generale beständig dagegen sündigen können. Deshalb hat auch der berühmte belgische General Brialmont mir einmal geschrieben: „Die Unfähigkeit der Feldherren hat weit mehr Schlachten verlieren gemacht, als das Genie von Feldherren solche gewonnen hat."

Dies zeigte sich klar 1866.

Statt offensiv vorzugehen, beruhte der österreichische Kriegsplan auf der reinen Defensive, die selbst bei Abwehr niemals eine Entscheidung herbeibringen kann. Solche bringt immer nur die Offensive! Die einzige Entschuldigung für Krismanić wäre, daß er voraussah, daß wegen der schleppenden österreichischen und der raschen preußischen Mobilisierung es unmöglich sein würde, offensiv vorzugehen. Aber dann hätte er wenigstens den Plan so einrichten müssen, daß das österreichische Heer eine Mittelstellung einnahm, von der aus es jeden der an fünf Stellen getrennt in Böhmen und Mähren einrückenden feindlichen Körper mit Übermacht angreifen und einzeln schlagen konnte. Also Ausnützung des Vorteils der „inneren Linie". Aber auch das geschah nicht! Man ließ die Preußen unangefochten durch die Grenzpässe nach Böhmen einrücken und manövrierte so stümperhaft, daß schließlich die Niederlage von Königgrätz am 3. Juli begreiflich erscheint. Diese wurde nämlich nur dadurch möglich, daß Benedek starr dort stehen blieb und nichts tat, die Armee des Kronprinzen, die getrennt heranmarschierte vorher aufzuhalten, oder die preußische Hauptarmee vor seiner Ankunft einzeln zu schlagen. So gelang die Vereinigung beider Heere während der Schlacht und die Folge war eine furchtbare Niederlage, über 45 000 Mann und 187 Geschütze gegen nur 9000 des Siegers!

Als Franz Josef sah, wohin er mit seiner törichten Regierung gekommen war, konnte er auf einmal das tun, was er früher hochmütig für „ehrlos" erklärt hatte: Venetien abtreten! Aber wieder mit Winkelzug! Statt das Land an Italien abzutreten, trat er es

an — Napoleon ab! Das empörte die Italiener nur noch mehr und so setzten sie den Krieg um so lieber fort, als sie keinen Feind mehr vor sich hatten, folglich so leicht siegen konnten, wie 1918 an der Piave — nach Abzug der Österreicher. Daß ihre Flotte dann am 20. Juli bei Lissa von der nur halb so starken österreichischen unter Tegetthoff eine schmähliche Niederlage erlitt, war für sie zwar kränkend, aber nicht schädlich. Italien war es nämlich von jeher gewohnt, aus den Siegen anderer trotz eigener Niederlagen Vorteil zu ziehen. So 1859 trotz der Niederlage von San Martino, so 1866 trotz Custozza und Lissa, so 1870 trotz Mentana, so 1896 trotz Adua, so 1919 trotz Isonzo und Piave! Preußen hatte gesiegt und so schadete es den Italienern nichts. Denn Napoleon, so gerne er eigentlich Venetien gegen Sardinien getauscht hätte, wagte dies doch nicht aus Furcht vor den Folgen. Die Italiener erreichten somit ihr Ziel. Preußen aber, das bis nahe vor Wien vorgedrungen war und schon die Donau erreicht hatte, überraschte die Welt durch weise Mäßigung. Schon am 12. Juli hatte Bismarck den Bürgermeister von Brünn, Giskrá, kommen lassen und ihm gesagt, er möge in Wien dem Kaiser mitteilen, Preußen wäre zu einem ungewöhnlich günstigen Frieden bereit: Österreich solle (außer dem bereits abgetretenen Venetien) keinen Gebietsverlust erleiden, keine Kriegsentschädigung zahlen und dürfe auch mit den Südstaaten sich zusammenschließen, wenn es dafür Preußen in Norddeutschland ganz nach Belieben freie Hand lasse, auf Napoleons Vermittlung verzichte und sofort in Brünn Frieden schließe.

Franz Josef war natürlich ebenso überrascht als angenehm berührt, aber statt anzunehmen, fragte er erst einen seiner lächerlichen Berater, den Grafen Mór Eszterházy, welcher Einfaltspinsel[20]) ihm abriet! So kam es, daß Österreich später, am 23. August, im Prager Frieden schlechter davonkam, indem es noch Kriegsentschädigung zahlen mußte. Allerdings eine sehr bescheidene, die nicht einmal soviel betrug, als heute einer der deutschen Arbeiter- und Soldatenräte in wenigen Wochen verbraucht.

[20]) War er keiner, so war er ein Verräter, weil es dann klar ist, daß sein Rat den heimtückischen Zweck hatte, die Lage des Kaisers derart zu verschlimmern, daß dieser den Magyaren in ihren Forderungen nachgeben mußte!

Aber der ganze Krieg hatte immerhin Österreich 660 Millionen Gulden gekostet und dazu die Blutopfer, sowie jene der Seuchen. Auch diesen Aderlaß konnte das österreichische Volk auf das Schuldkonto des Kaisers schreiben, der durch seine unsinnige Politik, Halsstarrigkeit und namentlich durch seinen Unverstand und durch seine Unfähigkeit, die richtigen Leute für verantwortliche Stellungen auszuwählen, das Unglück heraufbeschworen hatte. Denn schon ein Jahr vor dem Kriege hatte er, wie wir gesehen haben, abermals die Verfassung beiseite geschoben und sich vermessen, wieder absolut zu regieren, obgleich ihm die Erfahrungen der fünfziger Jahre Lehre genug hätten sein können!

Aber geradezu himmelschreiend niederträchtig war es, wie **er gegen Benedek verfuhr.**

Er selbst hatte diesen gezwungen, den Oberbefehl zu übernehmen, obwohl Benedek ihn fast kniefällig beschwor, dies nicht zu tun, weil er dazu nicht fähig sei,[21]) weshalb er sogar den ihm als Köder im vorhinein angebotenen Marschallstab ausgeschlagen hatte. Noch am Tage vor Königgrätz beschwor Benedek den Kaiser in einem Telegramme, um jeden Preis Frieden zu schließen, weil bereits alles verloren sei. Und einen Feldherrn, der derart zu sich und zu seinem Heere das Vertrauen verloren hatte, zwang der unglückliche Franz Josef zum Bleiben! Während der Schlacht hatte Benedek seine Schuldigkeit getan.[22]) Obgleich er mit nur 220 000 Mann gegen 240 000 stand, hatte er doch die Schlacht so geleitet, daß die Österreicher im Siegen waren, als die drei Armee-

[21]) Schon 1848 hatte Benedek, als ihm der Oberbefehl über die 200 000 Mann starke Honvéd-Armee angetragen wurde, freimütig bekannt, daß er kein Stratege sei und es nicht verstehe, größere Heere zu führen.

[22]) Die Stellung selbst hatte er allerdings entgegen den einfachsten Regeln der Kriegskunst so unglücklich gewählt, daß er die Elbe im Rücken hatte, also bei einer Niederlage die fliehenden Leute massenhaft ertrinken mußten. Daß aber die Katastrophe so arg wurde, fällt in nicht geringem Maße seinen Unterbefehlshabern, den Grafen Festetits und Thun zur Last, weil diese entgegen den Benedekschen Ermahnungen ihre Stellung eigenmächtig verließen und den weichenden Preußen nachrückten, auf diese Weise den ganzen rechten Flügel Benedeks freigebend, so daß dann die Preußen unbemerkt bis Chlum vordringen konnten.

korps des preußischen Kronprinzen auf dem Schlachtfelde eintraten und nicht nur durch ihre ziffermäßige Übermacht, sondern auch durch den taktischen Vorteil der Stellung den Sieg an Preußens Fahnen fesselten. Rechnet man noch dazu, daß die Österreicher mit ihren Vorderladern und meist glatten Geschützen gegen die weittragenden Hinterlader und gezogenen Kanonen der Preußen ganz bedeutend im Nachteil waren, so kann man den Verlust der Schlacht gerechterweise nicht für eine Schande Benedeks erklären. Es hätte kaum ein anderer Feldherr unter solchen Umständen die Schlacht gewinnen können.

Es war also schon an und für sich eine schreiende Ungerechtigkeit, Benedek allein für den Verlust der Schlacht und des ganzen Feldzugs verantwortlich zu machen. Der einzig Schuldige war Franz Josef selbst! Und weil er dies selbst fühlte, beging er die Infamie, Benedek auf raffinierte Art zum Schweigen zu verurteilen. Denn wenn die Wahrheit aufkam, so stand es um die Krone Franz Josefs sehr böse! Die allgemeine Volkswut hätte damals vermutlich ihn (der ohnehin sehr unbeliebt war) und seine ganze Dynastie zum Teufel gejagt. Es galt somit, dem rasenden See ein Opfer zu bringen, und mit der ihm eigenen Charakterlosigkeit wählte der Kaiser dazu seinen getreuesten Anhänger: Benedek! Denn während seiner ganzen Regierung hat er sich niemals besonnen, gerade seine besten Freunde, Retter und Wohltäter rücksichtslos und mit kaltem Undank zu opfern, wenn nur er selbst dabei seinen Vorteil fand! Eines seiner bedauernswertesten und dabei edelsten Opfer — ein wahres duldendes Opferlamm! — ist aber Benedek! Um die ganze Schwere der Schuld zu ermessen, die da Franz Josef auf sich gehäuft hat, ist es nötig, das Verhältnis zwischen beiden Personen näher zu schildern.

Benedek hatte — ebenso wie das ganze Volk — sicher darauf gerechnet, den Oberbefehl in Italien zu erhalten, wo er besser als irgendein anderer am Platze war. Er war deshalb unangenehm berührt, als ihn der Kaiser im Februar kommen ließ, um ihm zu sagen, daß er ihm den Oberbefehl über die Nordarmee übertragen wolle. In seiner geraden derben Art sagte Benedek dem Kaiser, daß er wohl überzeugt sei, in Italien etwas leisten zu können, wo er jeden Baum kenne, daß er aber in Böhmen „ein Esel" sei, es

also va banque spielen hieße, wenn man ihn dort zum Oberbefehlshaber machen würde. Auf den Versuch, ihn durch Beförderung zum Feldmarschall umzustimmen, antwortete Benedek schlicht, daß er sich den Marschallstab nur auf dem Schlachtfelde erwerben wolle.

Als der Kaiser ihn so fest sah, sandte er den Erzherzog Albrecht zu ihm. Bezeichnend ist, daß Benedek unter den Brief, in dem ihn der Erzherzog zur Unterredung einlud, die Worte schrieb: „Und ich Esel bin hingegangen! Das war der Anfang meines Unglücks!"

Den Sinn dieser Worte wird man begreifen, wenn man hört, was Erzherzog Albrecht dem FZM. Benedek damals sagte und was dieser seinem Adjutanten auf dem Rückzuge von Königgrätz mitteilte. Der Erzherzog wollte ihn glauben machen, daß er selbst nur deshalb den Oberbefehl in Böhmen nicht übernehme, weil man sonst sagen würde, der Kaiser stelle einen Erzherzog der Verwandtschaft wegen dorthin, wo ein Mann von Verdienst stehen solle. Zudem sei er (der Erzherzog) im Volke wegen seiner Rolle 1848 in Wien und später als Gouverneur Ungarns nicht beliebt, Benedek aber ja. Auf die süddeutschen Verbündeten würde die Ernennung Benedeks einen günstigeren Eindruck machen als jene des Erzherzogs. Habe doch der bayerische Minister v. d. Pfordten gesagt, Benedek an der Spitze des Heeres würde 40 000 Mann aufwiegen. Die Magyaren besonders würden es gern sehen, daß ein Ungar (Benedek war Deutsch-Ungar) den Oberbefehl bekomme. Der ungarische Minister Graf Mór Eszterházy habe zudem gesagt, die Rücksicht auf die Zukunft der Dynastie mache es notwendig, daß kein Erzherzog in Böhmen den Oberbefehl erhalte, weil im Falle einer Niederlage dann die kaiserliche Familie darunter leiden müßte.

Trotzdem blieb Benedek bei seiner Weigerung, weil er gerade im Interesse des Kaisers selbst das Unheil verhüten müsse, das nach seiner vollen Überzeugung mit seiner Ernennung eintreten würde. Und so glaubte er die Sache erledigt.

Aber Erzherzog Albrecht in seiner Angst, dann mit dem gefürchteten Oberbefehl in Böhmen betraut zu werden, steckte sich hinter den Kaiser und bewirkte, daß dieser noch in der Nacht

Benedek wecken und zum Generaladjutanten des Kaisers, Grafen Crenneville, rufen ließ. Dieser spielte nun den stärksten Trumpf aus; er sagte ihm: „Seine Majestät läßt Sie inständigst bitten, von Ihrer Weigerung Abstand zu nehmen, denn seine Krone steht dabei auf dem Spiele. Würde entgegen dem Wunsche der öffentlichen Meinung ein anderer als Sie den Oberbefehl bekommen, so würde man im Falle einer Niederlage dem Kaiser selbst die Schuld an der verfehlten Wahl beimessen und dann bliebe diesem nichts übrig, als dem Throne zu entsagen. Und das können doch Euer Exzellenz als treuer und loyaler Untertan Seiner Majestät nicht wünschen! Wenn Sie also wirklich Seiner Majestät ergeben sind, so bringen Sie dem Kaiser das Opfer. Denn sein Schicksal liegt gewissermaßen in Ihrer Hand!"

Darauf antwortete Benedek erschüttert:

„Wenn die Sache so steht und ich von dieser Seite gepackt werde, dann bleibt mir als gehorsamer Diener meines Kaisers nichts anderes übrig, als Seiner Majestät meine bürgerliche und militärische Ehre völlig zum Opfer zu bringen." (Zeuge dieser Worte war FML. Prinz Thurn und Taxis.)

Was Benedek gefürchtet und vorausgesehen hatte, war eingetroffen; nicht nur die Niederlage, sondern auch das Opfer der bürgerlichen und militärischen Ehre!

Um die Wut des Volkes von sich als dem wahren Schuldigen abzulenken, hatte der Kaiser die Einleitung einer Voruntersuchung gegen Benedek anbefohlen und ihn im Oberbefehl durch Erzherzog Albrecht ersetzt. Dieser natürlich hütete sich wohl, seine (John verdankten) Lorbeeren von Custozza gleichfalls durch eine Niederlage aufs Spiel zu setzen, daher verzichtete er auf eine Schlacht und riet zum Frieden. Auf diese Art ging er „rein" aus dem Kriege hervor, während der unglückliche Benedek als Opfer des Kaisers dessen Sündenbock abgeben mußte.

In der Voruntersuchung verweigerte er jede Rechtfertigung. „Ich nehme die ganze Verantwortung für die Unglücksfälle im Kriege auf mich, will keinem meiner Untergebenen durch Zurlastlegung einer Schuld schaden und werde jede über mich verhängte Strafe mit reglementsmäßigem Danke annehmen," schrieb er.

Eine Erklärung für dieses edle Verhalten gab er seiner Frau

in einem Briefe vom 5. September, als er schrieb „Mich kann niemand demütigen. Der Kaiser weiß recht gut, warum ich vor der Kommission nicht Rede und Antwort gestanden habe, er kann, der Öffentlichkeit halber, mit mir keine Ausnahme machen."

Und zwischen den Zeilen kann man aus einem anderen Briefe an seine Frau lesen (denn den Sack schlägt man und den Esel meint man):

„Recht fatal, daß ich aus der Ungeschicklichkeit, Übelwollen, Dummheit und Taktlosigkeit der kaiserlichen Umgebung in Neustadt bleiben muß. Man kann mich doch nur am Schlusse der ganzen Untersuchung noch einmal fragen, und alle wissen es schon, daß ich auch am Schlusse nicht antworten werde. Aber du mußt es begreifen, daß ich keinem Menschen ein gutes Wort gebe; die Regierung (lies „Kaiser". S. G.) soll froh sein, daß ich mit wahrem Soldatentakt schweige!"

Zur Erklärung dessen sei bemerkt, daß Franz Josef nicht den Mut hatte, Benedek persönlich gegenüberzutreten, wie dieser gebeten hatte. Denn er hätte ja dann vor seinem „Untertan" vor Scham in den Boden sinken müssen!

Und daß die Schuld wirklich den Kaiser persönlich traf, dies kann man aus der Äußerung von Benedeks ehemaligem Adjutanten (späteren Oberst) Müller schließen, die dieser zu Benedeks Gattin Julie machte, als sie ihn bat, auf Wunsch des FZM. Baron Kuhn etwas von dem zu schreiben, was er zur Rechtfertigung ihres Gatten wußte. (Denn Müller wußte alle geheimen Vorgänge und hatte öfters tief bedauernd gesagt: „Benedek hätte bei Verbrennung aller seiner Schriftstücke wenigstens dieses eine nicht verbrennen sollen!") Müller lehnte nämlich mit folgender Begründung ab: „Was 1866 vorgegangen ist, kann nicht geschrieben werden, denn das geht bis an den Thron!" Aber auch Generalmajor Möring scheint darum gewußt zu haben, denn in seinem Briefe an ihn schreibt Benedek: „Lassen Sie sich, wenn auch durch gerechten Unmut, nicht verleiten, dem bedrängten Kaiser Ihren Dienst vorzeitig zu entziehen."

So hatte er schon am 13. Juli 1866 seiner Frau geschrieben: „Im Einklang mit meiner Gesinnung, Herz und Charakter und unbedingten Ergebenheit für den Kaiser bleibt mir nichts anderes

übrig, als mit Bescheidenheit und Seelenruhe das Verdammungsurteil der schriftstellerischen und redenden Welt schweigend hinzunehmen. Will niemand anklagen, will mich gar nicht verteidigen, will nichts reden zu meiner Entschuldigung und Rechtfertigung; nur meinem Kaiser werde ich, wenn ich noch dazu komme, und wenn er es wünscht, alles, alles sagen, was ich weiß."

Aber Franz Josef hütete sich in seiner Niedrigkeit wohl vor einer Aussprache mit Benedek. Nur aus dem Hinterhalt schoß er seinen Pfeil ab! Vorerst aber galt es Benedek, der zum furchtbaren Ankläger werden konnte, wenn er reden wollte, für ewige Zeiten mundtot zu machen.

Auch zu dieser Infamie gab sich Erzherzog Albrecht willig her. Am 19. November 1866 zwang der Erzherzog dem unglücklichen Feldzeugmeister nicht nur sein Ehrenwort, sondern auch eine schriftliche Erklärung ab, daß er niemals etwas über den Schuldanteil des Kaisers verraten werde. Dagegen würde der Kaiser ihn nicht vor das Kriegsgericht stellen und die Untersuchung gegen ihn und seine Unterbefehlshaber niederschlagen lassen.

Benedek weigerte sich anfangs, eine Erklärung aus der Hand zu geben, die gegen alle Wahrheit ihn selbst ehrlos machen mußte. Aber da zog der Erzherzog andere Saiten auf. Er packte Benedek bei seiner Loyalität und seinem militärischen Gehorsam. Er erklärte ihm, daß der Kaiser ihm befehle (und zwar als sein militärischer Oberbefehlshaber wie als sein Kaiser) Schweigen zu bewahren und er hoffe, daß er sich dem Befehle nicht widersetzen werde.

Benedek antwortete darauf bitter: „Wenn die Sicherheit Sr. Majestät es wirklich erfordert, daß ich ihr meine Ehre opfere, so muß ich als getreuer Untertan und Untergebener meines obersten Kriegsherrn allerdings gehorchen." Und so gab er dem Erzherzog sein schriftliches Ehrenwort. Der Kaiser war aber so verächtlich, dann in der „Wiener Zeitung" vom 8. Dezember 1866 den unglücklichen Feldherrn in der fürchterlichsten Weise besudeln zu lassen, ohne daß jener sich wehren durfte, weil er durch sein Ehrenwort des Schweigens gebunden war! Denn der Zweck des Artikels war, die Bevölkerung über den wahren Urheber des nationalen Unglücks zu täuschen und ihren Zorn vom Haupt des Kaisers ab und

auf jenes Benedeks zu lenken. Die „Wiener Zeitung" war aber das amtliche Blatt Österreichs, und alle ihre Artikel wurden nur im Auftrage der Regierung und nach genauer Prüfung durch diese veröffentlicht. Jener Artikel stammte aber, wie ich von verläßlicher Quelle erfuhr, direkt aus der Umgebung des Kaisers und war von diesem so gewünscht worden!

Und nach all dem wagen noch Preßkuli und Speichellecker von der „Ritterlichkeit" Franz Josefs zu reden! Und nach den vielen Proben seiner erbärmlichen Handlungen und seiner Undankbarkeit, die der Leser in diesem Buche findet, wird dieser wohl kaum mich tadeln können, wenn ich einmal den Blinden den Star steche und der geschichtlichen Wahrheit zu ihrem Rechte verhelfe.

Sieben Jahre später scheint Franz Josef doch das Gewissen geschlagen zu haben, denn er sandte den damals fünfzehnjährigen Kronprinzen zu Benedek, der aber dem Besuche auswich, und es auch nicht der Mühe wert fand, persönlich zu schreiben, weshalb er nur dem Oberhofmeister des Kronprinzen kühl für die „Ehre" dankte und beifügte, daß er nicht wünsche, in seiner Ruhe gestört zu werden.

Als Benedek 1881 starb, schrieb seine Witwe an ihren Neffen: „Bismarcks Brief, ganz eigenhändig geschrieben, war der einzige von hoher Hand, der mir zu Gemüte ging. Hingegen die Telegramme vom Kaiser und von Erzherzögen mich sehr kühl ließen. Der Erzherzog Albrecht, dessen Beziehungen zu Benedek sein Erscheinen hier zum Begräbnis zur Pflicht machten, fehlte, weil Benedek bis zum Grabe stumm, mit so echtem Soldatengefühl und tiefer Ergebenheit für Kaiser und Land, dennoch den Rock verschmähte, der ihm einst so wert gewesen."[23])

Und wenn man noch irgend welchen Zweifel an der traurigen Rolle hätte, die Franz Josef gegenüber Benedek gespielt hat, so lese man die nachfolgende Stelle in Benedeks 1873 geschriebenem Testament:

„Alle meine Vormerkungen und schriftlichen Betrachtungen über den Feldzug von 1866 und über das unter Anrufung meiner

---

[23]) Benedek hatte nämlich testamentarisch angeordnet, daß er in bürgerlicher Kleidung und ohne militärisches Gepränge begraben werde.

Untertans- und Soldatentreue mir aufgedrungene Kommando der Nordarmee, habe ich selbst verbrannt.

Am 19. November 1866 habe ich dem Erzherzog Albrecht (sub Pers. Nr. 22) schriftlich versprochen, auch fernerhin schweigend zu tragen und meine stillen Reflexionen mit mir ins Grab zu nehmen.

Dieses mein Versprechen war vielleicht voreilig, vielleicht sogar dumm, aber eben dieses Versprechen war der bezeichnendste Ausdruck meines Soldatencharakters.

Daß die österreichische Regierung (lies „Kaiser", S. G.), mein Versprechen zu schweigen in Händen habend und an die Ehrlichkeit meines Versprechens glaubend, am 9. oder 10. Dezember 1866 ihren sonderbaren Artikel über mich, worin man mir sogar meine ganze Vergangenheit abspricht, in der Zeitung publizieren ließ, daß dieser nicht zu qualifizierende Regierungs-Zeitungsartikel in der Präsidialkanzlei des Generalstabs entworfen, von FML. Baron John, FM. Erzherzog Albrecht usw. korrigiert und ausgefeilt und endlich in der ganz absonderlichen Fassung auf Befehl der Regierung veröffentlicht wurde — das übersteigt meine Begriffe von Recht, Billigkeit und Wohlanständigkeit!

Ich habe auch dies stillschweigend hingenommen. . ."

Wenn man nun diese beiden Männer vergleicht: der eine — das Opfer! — ganz Großmut und Edelmut, und der andere (der Schuldige!) ganz Niedrigkeit und Erbärmlichkeit, so kann man nicht anders, als dem unglücklichen Feldherrn sein tiefgefühltes menschliches Mitleid zollen und Franz Josef tief — aber schon s e h r tief — verachten!

Zur Ergänzung der Schilderung der Ereignisse jener Zeit sei noch über das Verhalten des Kaisers gegenüber den Balkanstaaten einiges gesagt.

Auf Seite 193 habe ich erwähnt, daß Franz Josef dem Fürsten Danilo Erfüllung seiner Wünsche zugesagt hatte, wenn er im Krimkrieg neutral bleibe, und auf Seite 204, wie sich der Fürst dann enttäuscht sah. Sein Nachfolger Fürst Nikola (den die Zeitungen beharrlich „Nikita" nennen, obgleich dies gar nichts heißt, denn die zärtliche Abkürzung würde Nikica lauten), stieß auch nur auf Österreichs Feindseligkeit während seines Krieges mit der Pforte

1862 und während der Aufstände in der Herzegovina. Deshalb suchten die Italiener daraus Nutzen zu ziehen, als sie 1866 den Krieg gegen Österreich planten, und boten dem Fürsten ein Bündnis an: die Montenegriner sollten zu Lande die Bocche di Cattaro angreifen, die italienische Flotte würde dies zur See unterstützen.

Davon bekam die Wiener Regierung Wind (bei dem Geschäftssinne des Fürsten Nikola ist es nicht ausgeschlossen, daß er selbst diesen Wink gab!), und so sandte sie schnell den Kreishauptmann von Cattaro nach Cetinje, um dem Fürsten vorzuschlagen, daß er neutral bleiben — ja, im Fall einer italienischen Landung in den Bocche diese verteidigen solle, wogegen man ihm für ewige Zeiten ein Jahrgeld von 20 000 Gulden zahlen würde. (Einzelheiten in meiner „Geschichte von Montenegro und Albanien" und in meinem Werke „Serbien, Österreich und Deutschland".) Der Fürst dachte sich „ein Spatz in der Hand ist besser als die Taube am Dach" und nahm an. Die Italiener, davon in Kenntnis gesetzt, richteten dementsprechend ihren Angriff nicht mehr auf Cattaro, sondern auf Lissa. Wäre der Fürst gut beraten gewesen, so hätte er den italienischen Vorschlag unter der Bedingung angenommen, daß ihm Preußen das Behalten des Eroberten auch gewährleiste. Dann hätte er damals die Bocche mit leichter Mühe erworben, und im Besitze des prachtvollen Hafens wären auch die weiteren Geschicke Montenegros weit glänzender geworden.

Auch Serbien konnte sich nicht Österreichs Freundschaft rühmen, seitdem es dessen Trabanten Alexander Karagjorgjević verjagt hatte (1858). Des Fürsten Mihail Bemühungen waren darauf gerichtet, einmal Herr im eigenen Hause zu werden und die türkischen Festungsbesatzungen loszuwerden. Schon gelegentlich des Bombardements von Belgrad durch die Türken (1862) zeigte es sich, daß Österreich den Türken die Stange hielt und den Serben mißgünstig gegenüberstand. Und als dann endlich die Türken bis auf die Belgrader Festung abzogen, war es wieder Österreich, welches den Fall des letzten türkischen Bollwerks zu verhindern suchte.

Danach darf man sich nicht wundern, wenn die Serben Österreich als ihren Feind ansahen, derart, daß Fürst Mihail nach der Räumung Belgrads durch die Türken 1867 dem König von Preußen

ein Telegramm sandte, in dem er ihm dankte, daß die preußischen Siege diesen Erfolg möglich gemacht hätten!

Daß Österreich sich aber auch fernerhin noch feindselig zeigte, beweist der Umstand, daß es den Plan des Fürsten Mihail, Bosnien zu erwerben, mit allen Mitteln bekämpfte. Wie man nämlich aus meinem Werke „Serbien, Österreich und Deutschland" ersehen kann, war 1868 Fürst Mihail gerade im Begriff, mit der Türkei einen Vertrag wegen Überlassung Bosniens gegen dreimal höhere Tributzahlung abzuschließen, als er ermordet wurde. Allerdings halte ich es für ausgeschlossen, daß der Kaiser darum gewußt hat, aber seine ungarische Regierung wußte um den Ermordungsplan, und wenn sie dessen Ausführung vielleicht auch nicht gerade begünstigte, so tat sie doch auch gar nichts, ihn zu verhindern! Franz Josefs Haltung gegen die Serben während seiner ganzen Regierung war aber immer eine derartige, daß diese ihn stets als ihren Feind betrachteten, und dies mußte natürlich auch auf die Schicksale Österreichs Einfluß haben.

Also auch hier sehen wir wieder ein persönliches Verschulden Franz Josefs.

28. Der ungarische Ausgleich und seine Folgen.

Aus dem 25. Kapitel ersahen wir, wie Beust den Kaiser für seine Ausgleichsidee gewonnen hatte. Als Belcredi dies erfuhr, trat er zurück, und Franz Josef ernannte am 7. Februar 1867 Beust zum Ministerpräsidenten. Am gleichen Tage kam auch Ferencz Deak zum Kaiser, und sie einigten sich über folgende Punkte:

Ungarn mit den „Ländern der ungarischen Krone" wird ein selbständiger Staat mit eigenem Reichstag in Budapest, eigenem Ministerium, getrennter Staatsverwaltung und Gesetzgebung. Das gleiche gilt für die übrigen nach „Österreich" benannten Länder, deren Parlament in Wien tagt. Gemeinsam beiden Staaten sind nur der Monarch, die auswärtigen Angelegenheiten, das Heer und die Marine, wobei jedoch die Rekrutenbewilligung, die Gesetzgebung über die Art und Weise der Erfüllung der Wehrpflicht, die Dislokation des Heeres usw. ausgenommen sind, sowie die Bewilligung der Mittel zur Bestreitung der gemeinsamen Angelegenheiten durch

aus beiden Parlamenten entsendete Delegationen. Dementsprechend wird es gemeinsame Minister des Äußeren, des Krieges und der Finanzen geben (letztere neben dem österreichischen und dem ungarischen Finanzminister). Die Delegationen versammeln sich abwechselnd in Wien und Budapest. Die Rechte der Kriegserklärung, der Verfügung über die Wehrmacht und der Ernennung aller Staatsbeamten bleiben unumgeschränkte Vorrechte der Krone. Zu den gemeinsamen Ausgaben zahlen die Ungarn nur 30 v. H., obgleich sie nach ihrer Bevölkerungsziffer mindestens 44 v. H. hätten zahlen müssen. Man kann sich denken, wie also durch Franz Josefs Willfährigkeit gegen die Magyaren Österreich während der 51 Jahre des Dualismus geschädigt wurde. Wäre der Fall umgekehrt gelegen, so hätten die Magyaren sicher nicht verfehlt zu sagen: „Gleichen Rechten entsprechen auch gleiche Pflichten, folglich habe jeder Staat die Hälfte der Ausgaben zu tragen."

Aber abgesehen von diesem finanziellen Gaunerstreich hatten die Magyaren auch noch anderes erreicht! Zunächst die Vereinigung Siebenbürgens mit seiner überwiegend rumänischen und deutschen Bevölkerung mit dem eigentlichen Königreiche Ungarn. Dann die vollständige Auslieferung der Kroaten und Serben an ihre magyarischen Todfeinde! Zwar hatten die Kroaten und Serben in den Jahren 1848/49 wacker für den von den Magyaren abgesetzten Kaiser gestritten, ihm den Sieg über die Magyaren ermöglicht und von ihm die feierliche Zusage erhalten, daß er ihre alten Rechte wahren werde, er hatte auch ihre Unabhängigkeit von den magyarischen Unterdrückern feierlich verbrieft, aber was fragte ein Franz Josef nach Dankbarkeit, Gerechtigkeit und Anständigkeit, wenn es sich um seine Privatinteressen handelte! Wie infam er gegen die Serben verfuhr, kann der Leser in der ausführlichsten Weise aus meinem Werke „Serbien, Österreich und Deutschland" ersehen. Die Auslieferung der Kroaten an die Magyaren war gleichfalls eine Niedertracht sondergleichen! Oder soll man sie deshalb anders nennen, weil sie von einem Kaiser begangen wurde? Würde man es anders nennen, wenn jemand, der einen von einem Räuber Angefallenen mit eigener Gefahr aus dessen Händen rettete, von diesem Geretteten dann nachträglich mit gebundenen Händen eben jenem Räuber ausgeliefert wird? Besonders wenn der Gerettete

weiß, daß der Räuber jeden edlen Gefühls bar, dagegen von Rachedurst erfüllt ist? Und das ist es, was Franz Josef getan hat! Man wird mich daher nicht tadeln können, wenn ich seine Handlungsweise immer mit dem richtigen Namen bezeichne und sie so zeige, wie sie sich wirklich jeweilig darstellt, nicht aber so, wie unsere Byzantiner sie schönfärberisch erklären und vertuschen wollen!

Schon am 17. Februar kündigte der Kaiser den vollzogenen Ausgleich an und gleichzeitig die Ernennung eines ungarischen Ministeriums unter Vorsitz des Grafen Andrássy. Am 8. Juni fand dann die feierliche Krönung zum König von Ungarn statt, denn die Magyaren entblödeten sich nicht, die Sache so hinzustellen, als ob Franz Josef bis dahin nur ein Usurpator gewesen sei und erst jetzt wirklicher König von Ungarn werde! Anläßlich der Krönung schenkte Franz Josef 800 000 Dukaten (8 Millionen Mark) — für die Hinterbliebenen der im Kampfe gegen ihn 1848 und 1849 gefallenen Rebellen! Man hat dies als einen bewunderswerten Akt der „Hochherzigkeit" hingestellt,[24]) wo es doch nur ein Akt erbärmlicher Charakterlosigkeit war! Ja, wenn Franz Josef gleichzeitig mindestens ebensoviel für die Hinterbliebenen derjenigen Soldaten gespendet hätte, die ihn zur gleichen Zeit gegen eben jene Rebellen verteidigt hatten, dann ließe sich darüber reden. Aber gerade ausschließlich nur die Nachkommen der Rebellen zu belohnen und jene seiner Getreuen, die für ihn gestorben waren, mit kaltem Schweigen zu übergehen, das finde ich schändlich! Es empört jeden Menschen, dem Dankbarkeit kein leeres Wort ist, und den kriechende Anbiederung an einen Feind, den man fürchtet, anwidert. Der Zweck jener Spende war aber solche kriechende Anbiederung!

Die Kroaten waren natürlich über einen solchen Ausgleich empört. Sie wollten davon nichts wissen und wünschten eher noch bei Österreich zu verbleiben und den Reichstag zu beschicken. Deák sandte ihnen ein weißes Blatt, ihre Wünsche darauf zu schreiben, versichernd, daß sie angenommen würden, sofern Kroa-

[24]) Man nennt es ja auch nicht Hochherzigkeit, wenn ein Hund die Peitsche küßt, die ihn soeben geprügelt hat!

ten sich nur mit dem Verbleib bei Ungarn einverstanden erklären. Denn die Magyaren fürchteten die Kroaten und Grenzer noch von 1849 her. Leider waren die Kroaten so töricht abzulehnen, weil sie von Franz Josef eine ungerechtfertigt gute Meinung hatten. Sie hielten es nämlich für ganz und gar ausgeschlossen, daß ein Mensch so bodenlos undankbar und niederträchtig sein könne, seinen Retter dem Räuber auszuliefern. Aber als sie sich darob an den Kaiser wandten, kehrte er ihnen achselzuckend den Rücken und meinte kalt, sie sollten nur sehen, wie sie sich am besten mit den Magyaren vergleichen. Er hätte dies ja auch getan!

Und so kam es, daß die Kroaten schließlich froh sein mußten, wenigstens eine beschränkte Autonomie zu bekommen, wobei sie aber obendrein um Fiume geprellt wurden. Nachdem nämlich der zwischen Ungarn und Kroatien 1868 geschlossene Ausgleich vom Kaiser unterschrieben war, klebten die Magyaren auf den Fiume betreffenden Paragraphen einen Streifen Papier, auf dem sie den Text derart veränderten, daß Ungarn in Fiume alleiniger Herr und Eigentümer wurde. Weil das Original des Ausgleichs in den Händen des Banus blieb, der immer nur eine den Magyaren ergebene Kreatur war („ein Exponent der ungarischen Regierung", wie ihn Wekerle offen nannte!), kam der Schwindel nicht auf, obgleich man davon munkelte. Der Banus natürlich ließ die Urkunde niemanden sehen. Dies vernahm der in Kroatien kommandierende Erzherzog (wenn ich mich recht erinnere, Wilhelm). Neugierig verlangte er vom Banus, die Urkunde zu sehen. Dem hohen Herrn gegenüber konnte dies der Banus nicht verweigern, und so überzeugte sich der Erzherzog mit eigenen Augen, daß der Paragraph überklebt und überschrieben war. Da konnte er sich nicht enthalten, lächelnd zu sagen:

„In allem ist der Ungar Meister —
Sogar mit Schere und mit Kleister!"

Weil der Banus dies verriet, wurde natürlich eine Hetze gegen den Erzherzog unternommen und bei dem allezeit gehorsamen Kaiser seine Abberufung durchgesetzt!

Wie die Magyaren den Ausgleich mit Kroatien verstanden, kann man daraus ersehen, daß 55 v. H. der Einnahmen an die magyarische Staatskasse abzuliefern waren, so daß nur 45 v. H.

für Landesbedürfnisse blieben: daß die 32 kroatischen Abgeordneten im ungarischen Reichstag (nach ihrer Bevölkerungsziffer hätten es mindestens 50 sein müssen!) nur in gemeinsamen Angelegenheiten mitstimmen durften, und daß auf den kroatischen Bahnen die — ungarische Amtssprache vorgeschrieben wurde! Da war es kein Wunder, wenn das Verhältnis zwischen Kroaten und Magyaren beständig jenem zwischen Hund und Katze glich.

Während sich aber die Kroaten mit allen Kräften trotz ihrer Minderzahl gegen die magyarische Vergewaltigung wehrten und deshalb den Magyaren viel zu schaffen gaben (allerdings auch von diesen mehr geachtet und höher eingeschätzt wurden als die Österreicher!), geriet Österreich nach und nach vollständig unter das magyarische Sklavenjoch. Die Hauptschuld daran trifft aber Franz Josef! Dieser war es, der mit seiner Charakterlosigkeit und seinem Undank die österreichische Reichshälfte stets zur Unterwerfung zwang, so oft sie sich gegen die magyarischen Anmaßungen auflehnen wollte. Dazu bediente er sich regelmäßig ihm gefügiger Minister. Das zeigte sich noch bei jeder Erneuerung des immer auf je zehn Jahre verlängerten Ausgleichs. Schon 1877 trat dies zum Vorschein. Damals war die Regierung infolge des Drängens der Bevölkerung mit der Devise ins Feld gezogen, der neue Ausgleich müsse weit besser werden als der erste. Und siehe da! Als der Kaiser sah, daß der Ausgleich daran scheitern könnte, gab er dem Ministerium Auersperg einen Wink, und sofort unterwarf sich die österreichische Regierung allen magyarischen Forderungen, die sich diesmal auch auf die Erneuerung des Bankprivilegiums und des Zoll- und Handelsbündnisses bezogen. Auf der ganzen Linie triumphierte Ungarn, weil der eigene Kaiser sein österreichisches Volk zwang, alles anzunehmen! Wäre der Fall umgekehrt gewesen, so unterliegt es keinem Zweifel, daß in Budapest eine Revolution ausgebrochen wäre und man einen so unwürdigen Monarchen zum Teufel gejagt hätte. Wie sich das auch gebührt hätte!

Das gleiche Schauspiel wiederholte sich zehn Jahre später bei der abermaligen Verlängerung des Ausgleichs. Taaffe, des Kaisers Jugendfreund, tat wie ihm geheißen war und unterwarf sich allen magyarischen Forderungen zum Nachteil Österreichs. Noch ärger war dies bei der nächsten Verlängerung 1897 unter den berüchtig-

ten polnischen Ministern Badeni und Bilinski! Letzterer Finanzminister hatte die Unverfrorenheit, schon im vorhinein anzukündigen, daß Ungarn ein „Recht" hätte, die Hälfte der Bank zu beanspruchen, so daß also dieses eventuelle Zugeständnis (das für die Magyaren von höchstem Werte war, für das sie also sehr viele andere Zugeständnisse hätten machen müssen), schon im voraus ohne irgendwelchen zwingenden Grund den Magyaren geschenkt wurde, und zwar ohne Gegenleistung! Das ist etwas so Unerhörtes, daß man es völlig begreift, wenn damals allgemein im Volke die Überzeugung herrschte, daß Bilinski dafür von den Magyaren bestochen worden sei; denn man hielt es für unmöglich, daß er nur aus eigener Dummheit so gehandelt haben könne. Aber ein mir befreundeter Staatsmann hielt es für viel wahrscheinlicher, daß Bilinski auf Geheiß des Kaisers solchen Verrat an Österreich begangen habe. Denn auch diesmal war es ja der Kaiser, der Badeni beauftragt hatte, um jeden Preis den Ausgleich abzuschließen, und weil dies eben den Magyaren bekannt war (denn da sie sich nicht scheuten, Hunderte von Millionen für Bestechungen auszugeben — der größte Teil der in- und ausländischen Presse war mit magyarischem Gelde bestochen —, waren sie über alles genau informiert, was sich in der Wiener Hofburg und in den österreichischen Ministerien zutrug), spannten sie natürlich ihre Forderungen entsprechend hoch!

Beim nächsten Ausgleich waren die Magyaren bereits als völlig unabhängige Herren aufgetreten, indem sie zuvor schon, entgegen den klaren Ausgleichsbestimmungen, am 5. März 1902 in der Brüsseler Zucker-Konvention als eigener vertragschließender Teil aufgetreten waren und nun am 28. Juni 1906 einen selbständigen ungarischen Zolltarif einführten! Deshalb wurde auch an Stelle des bisherigen Zollbündnisses ein Zoll- und Handelsvertrag gesetzt, so wie ein solcher zwischen zwei souveränen Staaten üblich ist! Daß sich nicht schon damals Ungarn von Österreich ganz lossagte, rührte lediglich davon her, daß es dabei wirtschaftlich schlechter gefahren wäre. Denn es nahm die Bank hauptsächlich für sich in Anspruch, obgleich deren Kapital zu vier Fünfteln nicht ungarischen, sondern österreichischen Kapitalisten gehörte. Schon 1905 hatte nämlich die Bank nur zu 18 v. H. österreichische Hypothekardarlehen bewilligt (775 Darlehen mit zusammen 51 868 027,50

Kronen), hingegen 82 v. H. (3554 Darlehen mit 231 227 512,22 Kronen) an ungarische Schuldner. Und bei einem solchen Zustande hatte der elende Bilinski den Magyaren nicht nur die halbe Bank freiwillig eingeräumt, sondern durch Ernennung eines magyarischen Bankgouverneurs dafür gesorgt, daß die Bank ganz unter magyarischer Kontrolle stand! Wäre nicht der Weltkrieg dazwischen gekommen, so kann man als wahrscheinlich annehmen, daß der Ausgleich 1917 nicht erneuert worden wäre, sondern daß sich Ungarn von Österreich ganz losgesagt hätte, mit diesem nur durch Personalunion verbunden bleibend. Das wäre dann die Krönung des fünfzigjährigen erbärmlichen Verhaltens Franz Josefs gegenüber den Magyaren gewesen!

In der Tat sind keine Worte zu stark, um seine empörende Charakterlosigkeit in seinem Verhalten gegen die Magyaren zu geißeln und zu brandmarken! Was er an verächtlicher Liebedienerei gegen die Magyaren leistete (die ihn dafür bei jeder Gelegenheit mit Fußtritten regalierten!) übersteigt alle Begriffe! Einige Beispiele genügen: Im Jahre 1683 hatte der magyarische Rebell Imre Tököly den Türken geholfen, Wien zu belagern; er hatte auch ferner mit den Türken gegen Österreich und die Habsburger gekämpft und als türkischer Kostgänger in Kleinasien sein Dasein beschlossen. Im Jahre 1906 erniedrigte sich nun Franz Josef so weit, daß er für die feierliche Heimbringung der Gebeine des Erzverräters und Feindes der Christenheit sorgte! Und nicht genug damit! Er ordnete auch noch an, daß die Gebeine eines anderen magyarischen Erzverräters, des Ferencz Rákóczy aus der Türkei nach Ungarn gebracht wurden, wobei er sich vertreten und einen Kranz niederlegen ließ! Und dieser Rácókzy hatte beständig im Vereine mit Österreichs und der Habsburger geschworenen Todfeinden (den Türken und Louis XIV.) gekämpft und sein Möglichstes getan, mit dem Kuruczen-Gesindel seiner Anhänger sein eigenes Vaterland zu verheeren und es in türkische Gewalt zu bringen!

Ebenso verächtlich war es, daß Franz Josef es über sich bringen konnte, als seinen Minister den Sohn eben jenes Kossuth zu empfangen, der ihn und seine Dynastie abgesetzt und der durch seine maß- und sinnlose Agitation das ganze Reich in seinen Fugen erschüttert hatte! Obendrein war der Empfang in der wider-

wärtigsten und verächtlichsten Weise inszeniert — lauter Selbstohrfeigen, die sich der Kaiser versetzte! (Man lese darüber den Bericht im „Neuen Wiener Tagblatt" vom 7. April 1906!) Daß sich auch Kossuth zu dieser Vorstellung hergab (ob deren sich sein unversöhnlicher Vater im Grabe umgedreht hätte!), beweist nur die Wahrheit des Sprichworts: „Pack schlägt sich, Pack verträgt sich!"

Nicht minder verächtlich war Franz Josefs Kotau vor den Magyaren, als diese gegen seine Hymne und seine kaiserliche Fahne demonstrierten und letztere besudelten. Er befahl nämlich, daß in ganz Ungarn niemals wieder seine Hymne gespielt werde und ließ seine Fahne auf der Ofner Hofburg einziehen!

Als im Jahre 1892 die Magyaren in gewohnter Taktlosigkeit zur Feier seines 25jährigen Krönungsjubiläums jenen Honveds ein Denkmal gesetzt hatten, die 1848/49 als Rebellen gegen ihn gekämpft hatten, nahm er das ruhig hin. Er ging sogar noch weiter und ließ sich bei Enthüllung des Denkmals für General Bem in Klausenburg (der doch gegen ihn gekämpft hatte!) nicht nur vertreten, sondern es auch bekränzen! Dafür trieb er andrerseits seine Verächtlichkeit so weit, daß er (wie schon auf S. 166 erwähnt) 1899 das Hentzi-Denkmal entfernen ließ!

Dieser schreiende und empörende Undank gegen den Mann, der für ihn sein Leben ließ und dadurch ihm die Krone rettete, ist aber nicht der einzige, der Franz Josef vorgeworfen werden muß.

Im Jahre 1848 hatten auf der Blasendorfer Versammlung 40 000 Rumänen dem Kaiser ewige Treue geschworen und für ihn gegen die magyarischen Rebellen die Waffen ergriffen. Jancu war ihr Führer. Der Dank Franz Josefs bestand darin, daß er Jancu nicht nur in empörender Weise zurücksetzte, sondern sogar ihn aufrührerischer Tätigkeit beschuldigte! Daß er dabei auch die Rumänen ebenso wie die Serben, Kroaten, Slovaken und Ukrainer (die alle damals nicht nur loyal geblieben waren, sondern sogar zu seinem Schutze die Waffen ergriffen und nicht wenig zur Niederwerfung der magyarischen Rebellen beigetragen hatten), nachdem sie ihre Schuldigkeit getan hatten, eben jenen Magyaren auslieferte, gegen die sie ihn verteidigt hatten, kann nicht wundern. Den Gipfel von Undankbarkeit und Einfalt erklomm er aber den

Rumänen gegenüber im Jahre 1892, als sich ihrer 300 aufmachten, um an den Stufen seines Thrones ihre gerechten Beschwerden über die entsetzlichen magyarischen Bedrückungen niederzulegen. Auf magyarischen Befehl hin weigerte er sich, sie zu empfangen und duldete es, daß die Magyaren aus Rache darüber, die Abgesandten nach dreiwöchiger Verhandlung zu Gefängnis bis zu fünf Jahren (!) verurteilten — weil sie es gewagt hatten, sich mit den ungarischen Zuständen unzufrieden zu zeigen!!! Danach ist es begreiflich, daß die Magyaren gegen die Rumänen Feuer und Flamme spieen, und im Parlament der „Kernmagyar" Meltzer dem sich darob beklagenden rumänischen Abgeordneten Michail zurief: „Euch gegenüber werden wir auch die Menschenrechte nicht achten!" Und der „Pesti Hirlap" vom 22. September 1894 sprach sein Bedauern aus, daß man jetzt nicht mehr pfählen dürfe. Denn „welch herzerhebender Anblick wäre es, wenn man die Köpfe der rumänischen Hetzer auf den dreifarbigen Pfählen sehen könnte!" [25])

Damals sagten die Rumänen: „Der Kaiser war unsere letzte Hoffnung; jetzt wissen wir, was wir zu tun haben." Dies wurde so aufgefaßt, als ob die Rumänen nun sich einer rumänischen Irredenta in die Arme werfen wollten. Und hätten sie es getan, so hätte man sie darob nicht tadeln können, denn Franz Josef hatte das sich selbst zuzuschreiben. Seine Art, mit loyalen „Untertanen" umzuspringen, mußte sie ja gewaltsam dem Auslande zutreiben! Aber trotzdem hat sich gezeigt, daß auch die Rumänen treu blieben!

Den gleichen schnöden Undank ernteten auch die 1848 treu gebliebenen Ukrainer („Ruthenen"). Während die Polen sich als Rebellen zeigten und den Magyaren beim Kampfe gegen Franz Josef beistanden, hatten die Ukrainer diesem geholfen. Der Dank bestand darin, daß er sie in Galizien ihren ärgsten Feinden, eben den Polen, auslieferte, die sie auf die niederträchtigste Art bedrückten, trotzdem sie sich gegen die Ukrainer weit in der Minderzahl befinden! Ihm gefiel es auch, daß die Polen im Reichsrat 75 Mandate hatten und die Ukrainer nur 4, obendrein zahme! Er

---

[25]) Danach kann man sich nicht wundern, wenn die Rumänen im August 1919 bei der Besetzung von Budapest Vergeltung übten!

duldete es ferner, daß in Ungarn die Ukrainer in der rücksichtslosesten Weise magyarisiert wurden. Derart, daß sie 217 Gemeinden verloren und von ihren 473 Schulen nach 35 Jahren nur noch 23 übrig waren! Es bedurfte der Ermordung des galizischen Statthalters Grafen Potocki 1908, um die Aufmerksamkeit auf die skandalösen Zustände in Galizien zu lenken. Denn auch dort hatte Franz Josef seinem Systeme getreu die gegen ihn kämpfenden Feinde (Polen) belohnt und die ihn verteidigenden **Ukrainer bestraft!**

Sein Undank äußerte sich auch gegen vier seiner Anhänger: Biedersfeld, John, Petz und Fejerváry. Im Jahre 1848 hatte die österreichische Regierung den in Ungarn stationierten k. k. Offizieren befohlen, den Eid auf die ungarische Verfassung zu leisten, auch wenn sie keine Ungarn, sondern Österreicher waren (!). Natürlich mußten die Offiziere dann glauben, daß die Regierung mit den Herren in Pest einverstanden sei. Auf eine direkte Anfrage beim Kriegsministerium wurde ihnen sogar die Antwort zuteil, daß sie den Weisungen der ungarischen Regierung zu gehorchen hätten. Und als diese sie dann zum Treubruch gegen den Kaiser aufforderte, befanden sie sich im größten Gewissenszweifel. Viele (231), die in ihrer Einfalt sich sklavisch an die ihnen von der Wiener Regierung gewordenen Weisungen hielten und demgemäß der ungarischen Regierung Gehorsam leisteten, wurden nach Niederwerfung Ungarns vom Kriegsgericht in Arad zum Tod verurteilt!

Unter denen, die trotz aller Drangsalierung durch die Magyaren dem Kaiser treu geblieben waren, befand sich auch der Oberst Theodor Binder von Biedersfeld, Befehlshaber des 62. Infanterie-Regiments. Er lag in Pest, und es waren ihm vom ganzen Regiment nur 136 Mann übrig geblieben. Als Windischgrätz dann in Pest einrückte, konnte ihm der Oberst nicht nur die Fahne, sondern auch die unversehrte Regimentskasse einhändigen. Der Fürst belobte ihn darob nicht wenig, und in seinem Heere beteiligte sich der Oberst weiterhin ruhmvoll an allen Kämpfen sowie später noch an der Belagerung von Venedig. Der Dank Franz Josefs bestand darin, daß er ihn dann — pensionierte und obendrein wegen angeblichen Einverständnisses mit den Magyaren (!) vor Gericht stellte. Der Prozeß endete natürlich mit seiner glänzenden Recht-

regung. Aber der Kaiser fand es nicht der Mühe wert, ihn dafür irgendwie zu entschädigen, ja ihm überhaupt Genugtuung zu geben oder gar ihn zu belohnen.

Der General John war (wie ich auf S. 219-222 erzählte) der wahre Sieger von Custozza. Deshalb wurde er bald darauf auf Empfehlung des Erzherzogs Albrecht zum Kriegsminister ernannt. Aber kaum nach einem Monat gab ihn Franz Josef den Magyaren preis, weil er sich nicht deren ungerechten Wünschen in bezug auf die allgemeine Wehrpflicht gefügig zeigte!

In der Schlacht von Lissa war es der Kommodore Petz gewesen, der durch seine großartige Verteidigung des Linienschiffes „Kaiser" die Schlacht rettete. Er war nämlich gleichzeitig von drei italienischen Panzerschiffen (darunter das unverwundbare Admiralschiff „Affondatore") angegriffen worden und war diesen gegenüber wehrlos. Denn die Kugeln seiner glatten Geschütze prallten wirkungslos an den feindlichen Panzerseiten ab, während sein hölzernes Schiff schonungslos dem verheerendsten Feuer ausgesetzt war. Es verlor allein 120 Mann, während alle übrigen 26 österreichischen Schiffe zusammen nur 40 Mann verloren. In seiner Verzweiflung rammte Petz den großen Panzer „Re di Portogallo" (das Schwesterschiff des von Tegetthoff in den Grund gebohrten „Re d'Italia"). Da das Linienschiff natürlich keine Ramme besaß (denn sonst wäre ja auch der „Re di Portogallo" sofort gesunken), hatte der Stoß nur die Wirkung, daß sich der Italiener überneigte. Aber das genügte schon, ihn zum Weichen zu bringen und die beiden anderen einzuschüchtern, so daß Petz sich nach Lissa durchschlagen konnte. Aber bei dem Stoß war nicht nur sein Bugspriet zersplittert und der Fockmast umgestürzt (auf dem Kamin hängen bleibend und dadurch in Brand geratend, so daß Petz nur mit größter Mühe das brennende Schiff retten konnte), sondern auch das Gallionbild, die Büste des Kaisers Franz Josef darstellend, war abgebrochen und auf das feindliche Verdeck gestürzt. Die Italiener riefen deshalb jubelnd: „Wir haben den Kaiser gefangen!" und das Gallionbild wanderte ins Museum.

Man sollte nicht glauben, daß Franz Josef so kleinlich war, von der ganzen heldenhaften Tat des Petz nichts anderes zu sehen als den Verlust seiner Büste! Er verzieh ihm das nicht, und als

der elende Admiral Pöckh, der zwölf Jahre lang die Kriegsmarine unter ruhigem Zusehen des Kaisers (der natürlich gerade ihn als den Unfähigsten zum Marinekommandanten ernannt hatte!) auf den Hund herabbringen durfte, das Zeitliche gesegnet hatte, wurde nicht Petz sein Nachfolger, wie dies schon nach Alter und Verdienst hätte sein müssen, sondern Sterneck. Dieser hatte nämlich Protektion und ließ die Marine ebenfalls langsam dahinsiechen! Petz aber kränkte sich zu Tode, nachdem er ob des schreienden **Undanks seinen Abschied verlangt hatte!**

Es muß nämlich bemerkt werden, daß Franz Josef — ganz im Gegensatze zu Wilhelm II., der Deutschland zur zweiten Seemacht der Erde machte — die ruhmvolle österreichische Seemacht, die sich in der kurzen Zeit ihres Bestehens in Marokko, Syrien, Venetien, Schleswig-Holstein und Dalmatien — ja zuletzt noch in China — Lorbeeren erworben hatte, in der gewissenlosesten Weise verkümmern ließ. Nachdem er zwölf Jahre lang ruhig zugesehen hatte, wie ein Trepf gleich Pöckh die Marine auf den Hund brachte, ließ er dann Sterneck als Protektionskind noch länger die elende Wirtschaft fortsetzen. Denn wenn sich auch Sterneck bei Lissa durch Versenken des „Re d'Italia" ausgezeichnet hatte, so war er dennoch zur Verwaltung gänzlich ungeeignet. Der beste Beweis ist, daß er im Schiffsbau ganz Unglaubliches verbrach. Erst experimentierte er mit zwei kleinen Turmschiffen („Kronprinz Rudolf" und „Kronprinzessin Stefanie"), deren Nachteile ich in der „Deutschen Heereszeitung" schon kritisiert hatte, als ihre Pläne bekannt wurden, wobei ich Typen vorschlug, die anzunehmen Sterneck zu hochmütig war, obgleich meine vorgeschlagenen Ideen von der Marineleitung Englands sich zu eigen gemacht wurden.*)

---

*) Als ich vor mehr als zwei Jahrzehnten mit einem befreundeten österreichischen Vizeadmiral darüber sprach, sagte er mir: „Ihren Unmut begreife und billige ich. Aber die Marine leidet seit Tegetthoffs Tod darunter, daß der Kaiser niemals verstand, die richtigen Leute an die Spitze zu stellen. Ich weiß, daß Ihre Marineaufsätze im Auslande Aufsehen gemacht und die Leitungen der englischen, französischen und amerikanischen Marine zum „Naval Defence Act" bzw. zum Bau von Torpedoflottillen und zur Neugestaltung der nordamerikanischen Flotte geführt haben. Ebenso, daß die Deutschen und die Italiener sich manche Ihrer Vorschläge zunutze gemacht haben. Aber bei uns herrscht in den

Dann war er so sinnlos, als Ersatz für die ausgemusterten 6000-Tonnen-Schlachtschiffe — kleine ungepanzerte 4000-Tonnen-Kreuzer (!!) zu bauen („Kaiser Franz Josef" und „Kaiserin Elisabeth"); dann entschloß er sich wohl (vielleicht infolge meiner scharfen Angriffe) drei wirkliche Schlachtschiffe in Bau zu legen, bei denen meine Vorschläge teilweise berücksichtigt waren („Wien", „Budapest" und „Monarch"), die er aber nur 5500 Tonnen groß hielt und deshalb ungenügend bewaffnete (mit 40 Kaliber langen 24-cm-Geschützen, statt der von mir vorgeschlagenen 50 Kaliber langen 30,5-cm-Geschütze!), endlich legte er zwei Panzerkreuzer in Bau („Maria Theresia" und „Kaiser Karl VI."), trotzdem ich in Artikelserien im „Neuen Wiener Journal" und in der Grazer „Tagespost" nachgewiesen hatte, daß für die österreichischen Verhältnisse Panzerkreuzer überhaupt zwecklos seien und an ihrer Stelle Schlachtschiffe gebaut werden müßten, und entgegen meinem Nachweise, daß wenn schon Panzerkreuzer gebaut wurden, solche mindestens 24 Knoten Schnelligkeit erhalten müßten, während sich Sterneck mit 19 bzw. 20 begnügte! Und der Gipfelpunkt der Lächerlichkeit war, daß Sterneck als „Kreuzer" ein 14 Knoten laufendes Holzschiff („Donau") baute und drei ganz unzulänglich bewaffnete und nur 18 Knoten laufende Stahlschiffe („Panther", „Leopard", „Tiger").

Aber trotzdem waren die Demütigungen nicht nötig, die Österreich in der Folge einstecken mußte: in Guadalcanar, wo man ruhig darüber hinwegging, daß die friedlich gelandete Mannschaft eines k. k. Kriegsschiffes von den Insulanern hinterlistig ermordet wurde (jede andere Seemacht hätte ihrer Flagge durch eine Züchtigungsexpedition Genugtuung und Achtung verschafft), und 1898 in den Vereinigten Staaten, wo man es ruhig zuließ, daß Tausende von Österreichern ermordet wurden und die Unionsregierung auf den

---

oberen Marinekreisen das Vorurteil, daß nur ein Seeoffizier fachmännisch schreiben könne. Ein Gabriel Charmes oder Lord Brassey ist deshalb bei uns unmöglich. Darin liegt das Geheimnis der Ignorierung Ihrer Arbeiten durch Pöckh und Sterneck."

Der einzige Erfolg, den ich deshalb in Österreich hatte, war der Bau von Unterseebooten, wie ich dies in meinem Buche „Amerikas Rolle im Weltkriege" ausführlich nachgewiesen habe.

Protest hin lakonisch die Achseln zuckte. Denn damals war die Union im Krieg mit Spanien und die Entscheidung noch nicht gefallen. Es hätte also wohl genügt, wenn Österreich seine 6 Turmschiffe entweder mit den spanischen Geschwadern vereinigen ließ, oder jene der spanischen Regierung verkaufte. Denn dann besaßen die Spanier in jedem Falle eine solche Übermacht zur See, daß Cerveras Geschwader bei Santiago nicht hätte vernichtet werden können. Aber schon die bloße Drohung hätte unter den damaligen Umständen sicher genügt, die Unionsregierung zu veranlassen, daß sie Österreich Genugtuung und Schadenersatz gab. Unter Franz Josef waren aber die österreichischen Staatsbürger im Auslande stets vogelfrei, weil die k. k. Regierung sich niemals derselben annahm. Ich habe diesbezüglich in meinem Werke „Bulgarien und Ostrumelien" diesem skandalösen Verhalten ein eigenes Kapitel gewidmet, das (wie mir der Konsul Neumann in Cairo später vertraulich mitteilte) ein Rundschreiben des Ministeriums des Äußeren an alle Vertretungen im Auslande zur Folge hatte, in dem (unter Hinweis auf meine skandalösen Enthüllungen) jenen tatkräftigere Unterstützung anbefohlen wurde.[27]) Doch sah es mit dieser nach

[27]) Einige Monate nach Erscheinen meines „Bulgarien" unternahm ich wieder eine große Orientreise. Auf dieser überraschte es mich nicht wenig — ganz im Gegensatze zu meinen früheren Erfahrungen —, sowohl unsere Botschaft in Konstantinopel wie auch unsere Konsulate in Smyrna, Bejrut, Damaskus, Jaffa und Jerusalem von ungewöhnlichem Entgegenkommen zu finden. Alle erklärten, sich ganz zu meiner Verfügung zu stellen und wollten sich nicht einmal ihre Gebühren für das Paßvisum zahlen lassen! Den Gipfelpunkt und zugleich des Rätsels Lösung fand ich dann in Kairo, als der Konsul Neumann gar nicht einmal meinen Erstbesuch abwartete, sondern noch abends nach meiner Ankunft im Hotel erschien, um mir zu sagen, daß ich ganz über ihn verfügen möge! Er war es auch, der zuerst von der Wirkung meines „Bulgarien" zu reden begann, um mir zu sagen, daß er nicht zu der von mir gegeißelten Gattung Konsuln gehöre, sondern im Gegenteil sich stets der Österreicher so tatkräftig angenommen habe, daß es ihn in Zwist mit dem Ministerium brachte. Denn gerade wegen seines tatkräftigen Eintretens für einen Österreicher gegen türkische Übergriffe in Bulgarien sei er seinerzeit versetzt worden! Und daran knüpfte er seine Enthüllung über das obenerwähnte Rundschreiben des Ministeriums an die Vertretungen im Auslande.

wie vor so windig aus, daß ich es immer vorzog, gegebenenfalls im Auslande mich an den deutschen Konsul zu halten und dabei besser fuhr, als wenn ich mich an den österreichischen gewendet hätte.

Franz Josef war auch viel zu hochmütig, um (so wie dies Wilhelm II. tat) sich gegebenenfalls persönlich für die Interessen seiner „Untertanen" einzusetzen. Ich weiß darüber einen bezeichnenden Fall: In Konstantinopel bewarben sich deutsche und österreichische Firmen um eine sehr einträgliche Konzession. Letztere fanden nicht einmal die Unterstützung ihres Botschafters, geschweige denn ihrer Regierung oder gar des Kaisers selbst, während Wilhelm II., bei all seinem monarchischen Selbstgefühl, es nicht unter seiner Würde fand, dem Sultan einen eigenhändigen Brief zu schreiben, in dem er die Gewährung der Konzession an die deutsche Firma für einen persönlichen Gefälligkeitsdienst erklärte. Und so bekam der Deutsche die Konzession, trotzdem der Österreicher bessere Bedingungen gestellt hatte!

Der alte Haudegen Baron Fejerváry, auch einer der Helden von 1848/49, war für Franz Josef niemals etwas anderes als der Wauwau, den er als Spatzenschrecker den Magyaren auf den Pelz setzte, so oft diese ihn aufs äußerste trieben und er sich nicht anders zu helfen wußte. Wenn dann die Gefahr zu Ende war, ließ er auf magyarischen Befehl den armen geduldigen Fejerváry wieder in der Versenkung verschwinden. Das erste Mal war dies 1903 geschehen, als er den Magyaren zuliebe Fejerváry nach 19 jähriger Ministertätigkeit entließ. Aber der Kaiser schämte sich nicht, den derart undankbar Behandelten dann noch zweimal als Rettungsanker in der Not zurückzurufen und immer wieder den Magyaren zu opfern, wenn sie dieses Opfer heischten!

Man hätte nun glauben sollen, daß die Magyaren wenigstens einen ihnen derart gefügigen Kaiser umschmeichelt hätten? Aber gefehlt! Sie umschmeichelten ihn nur dann, wenn sie hoffen konnten, dadurch etwas zu erreichen. Sonst versetzten sie ihm nach Herzenslust moralische Ohrfeigen, weil sie einen solchen charakterlosen Schwächling eben im Grunde ihrer Seele tief verachteten. Andernfalls wäre es doch nicht möglich, daß sich derartige Fälle ereigneten, wie die nachstehenden:

Im Jahre 1894 brachte ein Pastor auf dem Bankett der Unabhängigkeitspartei auf Franz Josef einen Trinkspruch aus. Die Anwesenden blieben ruhig sitzen. Als aber gleich darauf die Zigeunerkapelle das beliebte Lied anstimmte „Der Deutsche ist ein Hundsfott",*) da sprang alles auf und jubelte begeistert!

Als der Siebenbürger Sachse Lurtz bei einer Fahnenweihe die Hymne des Kaisers spielte, schrieb der „Független Magyarország" (= „Das unabhängige Ungarn") am 15. August 1902 „Man müsse solche Leute niederschlagen wie einen tollen Hund oder sie an **den nächsten Baum aufknüpfen!"**

Als der Kaiser 1903 nach Budapest kam, führte man ihm zu Ehren im „Magyar Szinház" das Theaterstück „Gott erhalte" auf, das eine brutale Verhöhnung des Monarchen, seiner Hymne und der österreichischen Offiziere und Soldaten war. Da es der Regierung eben daran lag, den Kaiser darob nicht aus der Stadt zu vertreiben, legte sie dem Direktor das Aussetzen dieses Stückes nahe. Umsonst! Jetzt nahm sie wenigstens die vorkommenden Originaluniformen in Beschlag, weil sie wußte, daß in diesem Punkte der Kaiser allein empfindlich war. Das hatte im Parlament einen Entrüstungssturm zur Folge, wobei der Abgeordnete Gal gar mit **Revolution drohte!**

Als der Kaiser 1908 zur Feier seiner 60 jährigen Unglücksregierung das Jubiläumskreuz stiftete, gab es wieder einen Riesenskandal, weil „der König erst seit 41 Jahren regiere, da er früher **nur ein Usurpator gewesen sei!"**

Am 3. Oktober 1905 ließ man bei einem Bankett die Republik **leben und rief „Nieder mit der Dynastie!"**

Als in Norwegen der König von Schweden abgesetzt wurde, erklärte man im Parlament ganz deutlich, daß man es in Ungarn geradeso machen werde, wenn der Kaiser es je wagen sollte, sich den Wünschen der „Nation" zu widersetzen. Und um dem Nachdruck zu geben, setzte man ostentativ Washington in Budapest ein Denkmal, wobei der Zweck bei den Enthüllungsreden klar wurde: man wollte dem Kaiser einen Wink mit dem Zaunpfahl geben, daß man Washington als den Mann feiere, „der sein Land

*) Dieses Lied spielte man sogar einmal einem Erzherzog anstatt der Volkshymne vor!

von seinem König losgelöst und unabhängig gemacht hatte". „Und als dann die Nachricht von der Ermordung des Königs von Portugal kam, verweigerte man eine Trauerbezeugung mit der Begründung, daß er ja den Tod verdient habe, weil er die Verfassung nicht genügend geachtet habe und „somit sein Tod eine Warnung für andere Könige sein könne"!

Die Erzfeinde der Habsburger, die Rebellen Zapolyá, Bocskay, Béthlen, Tököly, die beiden Rákóczy und Kossuth wurden in den amtlich eingeführten Lesebüchern mit Gloriolen versehen und ihr Kampf gegen die Habsburger (an Seite der türkischen und französischen Landesfeinde!) als bewunderns- und nachahmenswert hingestellt, die Habsburger jedoch und namentlich die Deutschen überhaupt (die doch zusammen mit den serbischen Grenzertruppen Ungarn erst von der Türkenherrschaft befreit haben!) ebenso als „Unterdrücker" Ungarns beschimpft! Den Minister Apponyi, der Lesebücher mit ausgesprochen hochverräterischem Inhalte in den Schulen einführte, umschmeichelte Franz Josef in seiner Angst vor ihm ganz widerlich! Und einen König, der sich von den Magyaren derart alles bieten ließ, und (wie die Wiener drastisch sagten) „in die Hosen machte, wenn nur ein ungarischer Minister die Stirne runzelte", beschimpfte der Abgeordnete Barabás im Parlament, wobei er am 8. Oktober 1902 behauptete, „der König gehe in seinem Bestreben, Ungarn zugrunde zu richten, stets voran"!

Da konnte übrigens Franz Josef einmal am eigenen Leibe fühlen, wie Undank schmerzt und empört!

29. Franz Josefs äußere Politik von 1867 bis 1878.

Wie wir gesehen haben, hatten die Ereignisse von 1866 und die Gefahr seine Krone zu verlieren, den Kaiser gezwungen, wieder mit seinem Absolutismus einzupacken und verfassungsmäßig zu regieren. Dazu trug nicht wenig der Umstand bei, daß die Magyaren nur dann auf einen Ausgleich eingehen wollten, wenn auch Österreich verfassungsmäßig regiert werde. Und vor den Magyaren hatte der Kaiser jetzt Riesenfurcht, seitdem ihn Bismarck 1866 dadurch ins Bockshorn gejagt hatte, daß er aus 2000 magyari-

schen Kriegsgefangenen die Klapka-Legion bilden ließ. Die hielt er dem Kaiser als Spatzenschrecker vor Augen. Und zwar mit Erfolg.

Das erste, was Franz Josef nach dem Kriege von 1866 tat, war, daß er aus kindischem Trotze („um Preußen zu ärgern") den sächsischen Minister von Beust, auf dessen Entfernung Bismarck bestanden hatte, ostentativ in seine Dienste nahm, ihn zum Reichskanzler (eine neue Würde!) ernannte und zum Grafen machte, als auch Bismarck Reichskanzler und Graf wurde. Das war ganz nach Art der kleinen Kinder gehandelt, aber ohne Funken von staatsmännischem Verstand! Denn Beust mußte von Bismarck als beständige Herausforderung angesehen werden und dies konnte einem so starken Reiche gegenüber, das obendrein mit dem russischen durch „turmhohe" Freundschaft verbunden war, unmöglich gut genannt werden. Zudem war Beust einer der unfähigsten Staatsmänner; denn was er an Österreich gesündigt hat, ist keine Kleinigkeit. Erstens war er es, der den für Österreich so verderblichen ungarischen Ausgleich abschloß, zweitens derjenige, der Österreichs Ansehen auf der Balkanhalbinsel vollends untergrub und drittens derjenige, der mit Napoleon so lange kokettierte, bis ihn die Kämpfe um Metz und Sedan aus seinem Taumel rissen. Beust war auch derjenige, der sich vom Baron Hirsch mit Millionen bestechen ließ, um dessen Türkenlose in Wien einzuführen. Überhaupt war Beust an verschiedenen schmutzigen Geschichten beteiligt. Und das war der erste Vertrauensmann des Kaisers, dem dieser die Schicksale seines Reiches anvertraute!

Beust war es auch, der den Kaiser bewog, 1867 mit Napoleon in Salzburg zusammen zu kommen, um wegen eines gemeinsamen Vorgehens gegen Preußen zu reden. Nur der Umstand, daß der den Kaiser begleitende neue ungarische Ministerpräsident Graf Andrássy diesem zuredete, er möge sich nicht binden, sondern lieber freie Hand behalten, verhinderte den Abschluß eines festen Bündnisses. Andrassy wurde aber zu diesem Rate nur durch die Furcht veranlaßt, daß sich Österreich sonst wieder in Deutschland eine feste Stellung gründen könnte und dann die Deutschen zu stark würden, um die Magyaren an ihren Magyarisierungsbestrebungen in Ungarn zu hindern.

Daß aber Beust entschlossen war, sich an Seite Frankreichs zu stellen, zeigte sich 1870,[29]) als er zu rüsten begann und Napoleon Mithilfe versprach, wenn französische Truppen in Deutschland eingerückt wären. Nur die schnellen ausgiebigen deutschen Siege in den ersten Tagen des August erschreckten den Kaiser und veranlaßten ihn, abzuwarten. Als dann Sédan kam, tat man natürlich, als ob nichts vorgefallen wäre und beschied sich.

Die Schaffung des deutschen Kaiserreiches zwang natürlich Beust, eine andere Walze einzulegen. Aber da er doch zu stark „belastet" war, gab ihm Franz Josef im November 1871 in der Person Andrássys einen Nachfolger.

Andrássy war Magyar und obendrein magyarischer Patriot. 22 Jahre zuvor war er im Bilde an den Galgen gehängt worden, weil man ihn nicht in Person hatte. Sonst hätte er das Schicksal so vieler anderer Gehenkter geteilt. Aber seit vier Jahren hatte sich ja Franz Josef mit der magyarischen Revolution ausgesöhnt und den einstens bildlich Gehenkten zum ersten ungarischen Ministerpräsidenten gemacht. Und jetzt sollte dieser der Monarchie auswärtige Politik leiten. Wer die Magyaren kennt, weiß, daß sie in erster Linie eben Magyaren sind und alles nur vom magyarischen Standpunkt aus beurteilen und ausschließlich nur für die Interessen ihres engeren Vaterlandes arbeiten.

Auch Andrássy machte keine Ausnahme. Um seinen Landsleuten in der Monarchie die Herrschaft zu verschaffen und zu sichern, war es nötig, weder Deutsche noch Slaven aufkommen zu lassen. Die Deutschen wurden gefährlich, wenn sie nach dem neuen deutschen Reiche schielten — und das würden sie tun, wenn Bismarcks Programm die Einverleibung Österreichs in sich schlösse — und die Slaven würden kein Groß-Magyarien dulden, wenn sie die Herrschaft hätten. Es galt somit, mit dem Deutschen Reiche ein solches Bündnis zu schließen, daß deutscher Irredentismus in Österreich zur Unmöglichkeit wurde. Andererseits durfte man

[29]) Zu diesem Zwecke kam General Lebrun (den ich 1878 persönlich kennen lernte) im Juni nach Wien, wo er mit Erzherzog Albrecht über den gemeinsamen Operationsplan beriet. Österreich hätte danach losgeschlagen, wenn die Franzosen in Deutschland eingedrungen wären!

engere Beziehungen zwischen den Balkanslaven und Rußland nicht dulden.

Zu diesem Zwecke ging Andrássy sofort auf Bismarcks Vorschläge ein, als es sich darum handelte, den Zweibund zu schließen, der dann zum Dreibund ausgestaltet wurde. Und als sich die Balkanslaven rührten, griff Andrássy mächtig in ihr Schicksal ein.

Gleich anfangs hatte Andrássy Bismarcks Wink mit dem Zaunpfahl aufgefangen, Österreich möge den Schwerpunkt nach Osten verlegen. Das gefiel nämlich beiden: Bismarck, weil dann Österreich sich auch weiterhin von Einmengungen in Deutschland fernhielt, und Andrássy, weil dann der Mittelpunkt des neuen Schwerpunkts von Wien nach Budapest gerückt wurde. Was für Österreich nützlich war, danach fragte keiner von beiden: der eine hatte ja nur Deutschlands und der andere Ungarns Interessen zu wahren. Derjenige aber, der Österreichs Interessen zu wahren gehabt hätte: der Kaiser, war eine geistige Null und nur darauf bedacht, seine Krone zu wahren und seine Dynastie fest zu erhalten. Ob dabei das österreichische Volk zu Schaden kam, war ihm gleichgültig. Jeder der drei war Egoist in seiner Weise. Nur daß Bismarck und Andrássy wenigstens als Patrioten ihrem Volke dienten, Franz Josef aber nur sich selbst!

Franz Josef hatte also gar nichts gegen die von Andrássy geplante Orientpolitik einzuwenden. Diese begann damit, daß der Kaiser Anfang 1875 nach Dalmatien reiste und dies benutzt wurde, um den christlichen Bosniern und Hercegovinern vor Augen zu führen, daß ihre Landsleute in Dalmatien es unter österreichischer Herrschaft doch bedeutend besser hätten als sie selbst unter der türkischen. Wahrscheinlich half dabei auch Andrássy nach, denn als im Juli 1875 der Aufstand in der Hercegovina ausbrach, hißten die Aufständischen zunächst österreichische Fahnen und ihr Führer Ljubibratić galt als österreichisches Werkzeug. Deshalb sorgte auch Fürst Nikola dafür, daß jener bald durch den ihm ergebenen Peko Pavlović ersetzt wurde. Als dann der Aufstand immer größeren Umfang annahm und die Einmengung Serbiens und Montenegros wahrscheinlich wurde, griff Andrássy immer mehr in die Orientfrage ein. Er konnte zwar nicht verhindern, daß die beiden Fürstentümer Anfang Juli 1876 tatsächlich den Krieg erklärten,

aber er hinderte sie in ihrer Kriegführung dadurch, daß er ihnen vertraulich mitteilen ließ, es hätte gar keinen Zweck, wenn sie Bosnien und die Hercegovina eroberten, denn Österreich sei entschlossen, deren Vereinigung mit ihnen auf keinen Fall zu dulden. Sie täten daher besser daran, ihre Operationen gegen den Süden zu richten!

Während so der Krieg weiter ging, geschah etwas Unerwartetes: Im Herbst 1876 kam der russische General Sumarakov, den der Zar als seinen Stellvertreter gesandt hatte, auf daß er den neugeborenen serbischen Kronprinzen aus der Taufe hebe, vor Erledigung dieser Mission nach Wien und machte Andrássy den Vorschlag einer Teilung der Türkei. Rußland würde sich den Osten der Balkanhalbinsel nehmen, Österreich könnte den Westen behalten, also auch die beiden serbischen Fürstentümer, sowie Albanien und Makedonien.

Wäre Andrássy kein Magyar gewesen, so hätte er sicher angenommen, denn das war sehr vorteilhaft. Man hätte dann sämtliche Serben unter einem Hut gehabt, und wenn man ihnen Autonomie gab oder eine Stellung, wie Ungarn sie hatte, so unterliegt es keinem Zweifel, daß sie selbst damit zufrieden gewesen wären, also ihre nationale Einigung und Selbständigkeit recht gerne mit dem Verlust ihrer beiden (ohnehin recht fragwürdigen) Dynastien bezahlt hätten. Dann war Österreich fest auf den Beinen! Zehn Millionen Serbokroaten, die sich vollständiger Freiheit und Selbstregierung erfreuten, wären der Monarchie ebenso treu gewesen, wie die Deutschen oder Magyaren, mit denen sie eine Art Völkerbund oder Staatenbund gebildet hätten, dem sich dann wahrscheinlich die Tschechen als viertes Glied beigesellt haben würden — vielleicht auch die Rumänen als fünftes. Wenn alle diese Völker unter der Krone des Kaisers gleiche Rechte gehabt hätten, so daß jede Unterdrückung durch ein anderes Volk ausgeschlossen gewesen wäre, so hätte sich jedes auch so glücklich gefühlt, daß es keinem eingefallen wäre, sich von Österreich wegzuwünschen. Denn besser konnten sie es ja dann nicht haben, und jedenfalls waren sie vereint als Großmacht ganz etwas anderes, als wenn sie nur selbständige, voneinander ganz unabhängige, aber kleine Staaten gebildet hätten.

Um aber ein solches Programm durchzuführen, hätte eben Franz Josef ein genialer Kopf sein müssen, nicht aber ein beschränkter! Und sein Minister hätte nicht einseitiger magyarischer Chauvinist sein dürfen, sondern ein Mann von der Denkart eines Aristides.

Andrassy sah deshalb die Sache so an: wenn wir die halbe Balkanhalbinsel erwerben, so bekommen wir zu unseren drei Millionen Serbokroaten noch weitere sieben Millionen dazu, und diese übertreffen dann meine magyarischen Landsleute um nahezu das Doppelte. Sie werden dann überhaupt nach den Deutschen das zahlreichste Volk in Österreich sein. Wir Magyaren werden daneben nur eine bescheidene Rolle spielen, und jedenfalls ist es mit unseren geheimen Absichten auf Erringung der Oberherrschaft in der Monarchie nichts mehr. Und das ist die Hauptsache!

Und so kam es, daß Sumarakov eine abschlägige Antwort erhielt!

Als dann Rußland in den Krieg eintrat, rückte natürlich die Gefahr näher, daß jenes im Orient Österreich-Ungarn ganz verdränge. Das durfte auch nicht sein, und so setzte sich Andrássy mit dem Türkenfreunde Beaconsfield in Verbindung. Weil sich Deutschland neutral verhielt und Frankreich abwartend, wagte es Rußland nicht, die Dinge aufs äußerste zu treiben und blieb dicht vor Konstantinopel stehen. Allerdings klärte mir 1884 der russische Domänenminister Višnjakov die Sache etwas anders auf, als ich mit ihm auf der Volga reiste und ihn nach der Ursache befragte, da doch Konstantinopel nicht verteidigt werden konnte und wehrlos der russischen Besetzung preisgegeben war. Denn diese konnte ja durch die eingelaufene englische Flotte nach meiner eigenen Ortskenntnis nicht verhindert werden.

„Ganz recht", antwortete Višnjakov, „aber das ist eine eigentümliche Geschichte. Als der Großfürst Nikolaj Nikolajević (Vater des gleichnamigen heutigen Großfürsten) vor Konstantinopel erschien, war eben die englische Flotte im Begriff in die Dardanellen einzulaufen. Wenn der Großfürst nun Konstantinopel besetzte (was ja türkischerseits nicht zu verhindern war), so hätten die Engländer sicher nach Einlaufen ins Marmarameer unsere Truppen beschossen und dadurch wäre es zum Krieg mit England gekom-

men. Diese Verantwortung wollte der Großfürst nicht auf sich nehmen, deshalb fragte er beim Zaren an, was er tun solle. Er fügte hinzu, daß es seine Ansicht sei, man möge sich nicht an der Gewißheit eines Kriegs mit England stoßen, denn dieses vermöge nicht Rußland etwas anzuhaben; im Gegenteil, man könnte dann der Frage eines Angriffes auf Indien näher treten. Und was das Geschwader des Admirals Hornby beträfe, so gäbe es wohl ein Mittel, es unschädlich zu machen: man könnte die auf der Donau befindlichen Torpedobarkassen („Sutka" und andere) zerlegt nach Konstantinopel schaffen, dort zusammensetzen und dann die ahnungslos und sicher in Sorglosigkeit vor Anker liegenden englischen Panzerschiffe in die Luft sprengen.

Dem Zaren leuchtete dies ein und er gab Befehl, ohne Rücksicht auf einen Bruch mit England Konstantinopel zu besetzen. Und nun kommt das Eigentümliche. Der Bote, welcher den Befehl überbringen sollte, gab diesen erst nach zwei Tagen ab! Und da war es schon zu spät, denn bereits hatte Hornby vor Konstantinopel geankert und der Zar war mittlerweile von anderer Seite beeinflußt worden, so daß er seine Meinung änderte und Gegenbefehl gab, der mit dem Besetzungsbefehl zu gleicher Zeit eintraf."

Ich wunderte mich nicht wenig darüber und fragte, wie sich der Minister diese merkwürdige Verspätung des Boten erkläre? Er antwortete ausweichend, daß einerseits England niemals geknausert habe, wenn es sich darum handelte, durch Bestechung Großes zu erreichen, und andrerseits sich beim Zaren verschiedene Einflüsse geltend machten, die ihn schwankend machten. Auf meine weitere Frage, was das für Einflüsse waren und von welcher Seite, zuckte Višnjakov die Achseln und meinte: „Es ist am besten sich darüber nicht auszulassen."

So kam es, daß Rußland auch dann nachgab, als sein einseitiger Frieden von San Stefano von England und Österreich angefochten wurde. Es kam zum Berliner Kongreß von 1878, auf dem Bismarck sich bemühte, den ehrlichen Makler zu spielen, aber dadurch nur Rußlands Entrüstung erregte, so daß es von nun an mit der „turmhohen" Freundschaft vorbei war. Dadurch wurde Bismarck nach seiner eigenen Äußerung gezwungen, an Österreich

Anlehnung zu suchen, weil er doch nicht Rußland ungeliebt nachlaufen konnte.

Auf dem Berliner Kongresse hatte Andrássy eine gute Idee: weil nämlich Rußland im Frieden von San Stefano Serbien in der schändlichsten Weise verkürzt hatte (lediglich in der Absicht, durch Schaffung eines Großbulgarien einen ihm gefügigen großen Vasallenstaat zu erhalten), erwarb sich Andrássy der Serben Gunst dadurch, daß er ihnen ein weit größeres Gebiet zuschanzte. Allerdings mußten sie es dafür in Kauf nehmen, daß Österreich selbst sich den wertvollsten Teil der Beute nahm: Bosnien und die Hercegovina.

Damals wußten die Serben noch nicht, daß sie von den Russen, auf die sie so kindliches Vertrauen gesetzt hatten, wie schon so oft zuvor,*) betrogen worden waren. Denn bereits bei Beginn ihres Krieges, nämlich auf der Zusammenkunft der Kaiser Franz Josef und Alexander in Reichstadt (8. Juli 1876) war ersterem vom Zaren die bindende Zusicherung gegeben worden, daß Österreich sich Bosnien und die Hercegovina nehmen könne, wenn es nur Rußland freie Hand gegen die Pforte lasse.**) Weil nun im Frieden von San Stefano (3. März 1878) Bosnien und die Hercegovina bei der Türkei belassen wurden, fühlte sich Franz Josef betrogen und deshalb widersetzte er sich diesem Frieden. Er kam infolgedessen auf dem Berliner Kongreß am 13. Juli 1878 zu seinem „Rechte". Daß dieses „Recht" der Nagel zu Österreichs Sarg werden sollte, kam weder ihm selbst noch Andrássy zum Bewußtsein,***) denn beide betrachteten die Serben als „quantité négligeable"!

Weil dem so war, hielt man es auch für selbstverständlich, daß die Besetzung Bosniens „mit einer Kompagnie, einer Musik-

*) Man lese diesbezüglich mein Buch nach: „Rußland und Serbien 1804 bis 1915 nach Urkunden der Geheimarchive von St. Petersburg, Paris und des Wiener Archivs" (München 1916, Hugo Schmidt).

**) Am 15. Januar 1877 wurde diese Übereinkunft in Budapest nochmals bestätigt.

***) Sonst hätte Andrássy schwerlich die Torheit begangen, den Türken am 13. Juli 1878 in einem Geheimabkommen zu bestätigen, daß die Besetzung Bosniens nur eine zeitweilige sein werde, zu welchem Zugeständnisse er gar nicht verpflichtet war! Daraus folgte 1908!

bande und der kaiserlichen Fahne" erfolgen könne — wie sich Andrássy mehr witzig als sachkundig ausgedrückt hatte. Denn wenn er im ersten Augenblicke geprahlt hatte, daß es genügen würde, eine Kompagnie ins Land zu senden, so belehrten ihn bald die ersten Niederlagen und namentlich das Mißgeschick (bzw. Ungeschick) seines Landsmanns, des Grafen Szápáry,[33]) daß die Sache in Wirklichkeit etwas anders aussah. Obgleich es nicht mehr als 20 000 Bosnier waren, die da in Waffen standen und sie nicht einmal eine einheitliche Führung besaßen — denn Hadži-Loja konnte doch unmöglich als „Feldherr" gelten! —, war die Mobilisierung von 300 000 Mann nötig, um Bosnien zu besetzen, und selbst das gelang erst nach zwei Monaten! Die hercegovinischen Insurgenten legten aber erst auf Vermittlung des Fürsten Nikola die Waffen nieder, und dieser hatte sich diesen Liebesdienst von Österreich mit etlichen Millionen bezahlen lassen!

Die Erwerbung Bosniens wäre nur dann ein Glück für Österreich gewesen, wenn sich Franz Josef entschlossen hätte, alle südslavischen Länder zu vereinigen und ihnen volle Autonomie zu geben. Dann wären die nunmehr auf fünf Millionen angewachsenen Serbokroaten zufrieden gewesen. So aber ließ man sie auch fernerhin in drei Teile zerrissen: unter ungarischer, unter österreichischer und unter gemeinsamer Verwaltung!

Nach der niederträchtigen türkischen Gewaltherrschaft in Bosnien und der Hercegovina mußte natürlich jede andere den Eingeborenen als Erlösung erscheinen. Und trotzdem sehen wir, daß schon drei Jahre nach der Besetzung das Land in Aufstand gegen die neuen Herren tritt. Und das Merkwürdige dabei ist, daß diesmal alle drei Religionen, die sich früher untereinander doch so heftig befehdet hatten, im Widerstand gegen Österreich einig waren: Mohamedaner, Orthodoxe und Katholiken fochten gemeinsam gegen Österreich! Das war eine so verblüffende Erscheinung, daß sie allein schon beweist, daß mit der österreichischen Verwaltung etwas nicht in Ordnung gewesen sein muß.

---

[33]) Dieser hatte vor Donja Tuzla eine arge Niederlage erlitten und war bis an die Bosna zurückgeworfen worden. Weil er diese nicht überschreiten konnte, blieb er gezwungenermaßen stehen und wehrte sich dann mit größter Mühe, denn sonst wäre er noch weiter davon gelaufen!

Ich kann darüber reden, weil ich nicht nur selbst Augenzeuge des Aufstandes war, sondern durch ihn auch in Mitleidenschaft gezogen wurde, wie der sich dafür interessierende Leser aus meinem erwähnten Buche „Serbien, Österreich und Deutschland" ersehen kann. Hier will ich nur in Kürze bemerken, daß die österreichischen, namentlich aber die magyarischen Beamten es verstanden hatten, sich in kürzester Zeit unbeliebt zu machen. Wiederholt sagten mir die Leute: „Eure Gesetze sind gut, aber eure Beamten taugen nichts." Sie verstanden es nicht, mit dem Volke umzugehen, weil ihnen das hohe und stark entwickelte Ehrgefühl der Bosnier und Montenegriner unbekannt war. Sie glaubten mit diesen so umgehen zu können, wie sie es aus ihrer Heimat mit dem Publikum gewohnt waren. Dieses wurde ja von den k. und k. Beamten meist so angesehen, als sei es der Beamten wegen da, und diese höhere Wesen, die das Publikum von oben herab behandeln können. Auch war man mit dem neuen Steuersystem durchaus nicht einverstanden und behauptete, daß man jetzt mehr zahlen müsse, als früher unter den Türken. Endlich war man darüber empört, daß deutliche Germanisierungs- und Magyarisierungsversuche gemacht wurden. In den Städten setzte man einfach nur deutsche Tafeln und Aufschriften hin und das Wort „serbisch" war verpönt. Man erfand eine „bosnische" Sprache, und als darob die Heiterkeit zu groß war, durfte nur von einer „Landessprache" geredet werden. Dies alles mußte erbittern. Der Aufstand sah zwar nur 5000 Mann unter Waffen, aber es mußten doch 82 000 Mann mobilisiert werden und diese hatten fünf Monate zu tun, bis sie den Aufstand niedergeworfen hatten.

Zur gleichen Zeit hatten sich die Bocchesen erhoben, weil Franz Josef zum dritten Male so infam gewesen war, ihre verbrieften Rechte mit Füßen zu treten. Auf S. 182 habe ich über diese schon gesprochen. Im Gegensatze zu den im Frieden von Knezlac vereinbarten Abmachungen und Zusagen wollte die Regierung 1882 abermals die Bocchesen zum Kriegsdienst zwingen. Da Gewalt vor Recht geht, fügten sich alle bis auf 28 Krivošijaner; und um diese 28 zu bekommen, fing man mit Gewaltmaßregeln an, die schließlich gegen 1000 Bocchesen unter die Waffen trieben! Weil ich damals die guten Rechte der Bocchesen in der Öffentlichkeit

verteidigte und mein Verwandter, der Knez Petar Gopčević, Oberbefehlshaber der Aufständischen war, wurde ich eingekerkert, mein Namensvetter erschossen und andere Vettern ausgeplündert. Das war österreichische Regierungskunst! Mein Vorschlag, die Bocchesen für die Entziehung der ihnen verbrieften Vorrechte durch andere Begünstigungen zu entschädigen, wurde hochmütig abgelehnt! (Näheres im erwähnten Buche „Serbien usw.".)

In der Folge besserten sich wohl die Verhältnisse in Bosnien, aber eine Gärung blieb immerhin bestehen. Sie fand immer neue Nahrung dadurch, daß das serbische Element, soweit es sich als solches gab, von den Behörden systematisch verfolgt wurde. Nur wer sich für einen „Kroaten" oder gar für einen „Türken" ausgab, der konnte auf Entgegenkommen rechnen.

Unter solchen Umständen hatte also die vom Königreiche Serbien und von Montenegro ausgehende Propaganda leichtes Spiel. Ein Bosnier war es, der Cuvaj erschießen wollte und Hervojic traf und Bosnier waren es, die den Erzherzog Franz Ferdinand d'Este töteten.

Das alles hatte man sich durch die seinerzeit bejubelte Einverleibung Bosniens eingebrockt!

Übrigens ließ auch die kulturelle Arbeit Österreichs in Bosnien sehr viel zu wünschen übrig. So wie man Dalmatien vernachlässigte, so auch Bosnien. Was hätte eine englische Regierung aus diesem so reichen und schönen Lande gemacht! Und in Österreich unterließ man es sogar, Normalspurbahnen zu bauen! Man begnügte sich mit ein paar Schmalspurbahnen! Dabei unterließ man aber die Verbindung Bosniens mit Makedonien, Serbien und Dalmatien! Besonders stolz auf seine Kulturarbeit in Bosnien braucht also Österreich nicht zu sein!

30. Franz Josefs österreichische innere Politik seit 1867.

Weil die Magyaren erklärt hatten, daß sie nur mit einem verfassungsmäßig regierten Österreich einen Ausgleich schließen würden, war Franz Josef (sehr gegen seinen Willen) zur Einführung der Verfassung in Österreich gezwungen worden. Zunächst trat das sogenannte Burgerministerium am 30. Dezember 1867 ans

Ruder Fürst Carlos Auersperg Ministerpräsident, Taaffe, G i s k r a , H e r b s t , P l e n e r , B r e s t e l , Hasner, Potocki und Berger — von denen die gesperrt gedruckten fähige Köpfe waren. Zunächst arbeitete das Ministerium zum Entzücken der Bevölkerung, denn es machte der infamen Pfaffenwirtschaft ein Ende, mit der Franz Josef das Land gesegnet hatte. Es schuf ein vernünftiges Ehe-, Schul- und Konfessionsgesetz, wodurch die geistlichen Fesseln gesprengt wurden. Papst Pius IX. in seiner Verbohrtheit protestierte natürlich und manche Bischöfe widersetzten sich, aber das Ministerium hielt stand und Beust gab dem Nuntius zu verstehen, daß die Kirche gut täte, nicht ihre übrigen Vorrechte zu gefährden! Tatsächlich wurde auch das berüchtigte Concordat (wegen dem allein schon Franz Josef verdient hätte, des Thrones entsetzt zu werden), am 30. Juli 1870 aufgehoben. Den Anstoß dazu hatte der Papst selbst in seinem Größenwahn gegeben, als er sich für unfehlbar, also gottähnlich erklärte. Auch sonst traf das Ministerium eine Reihe ausgezeichneter Verfügungen. **Da fiel es als ein Opfer der Slaven.**

Die Polen hatten schon 1868 in einer Landtagsresolution eine Erweiterung von dessen Wirkungskreis verlangt, die Slovenen in Krain verlangten 1869 ein slovenisches Königreich und die Tschechen wollten mit den Hohenwarteschen Fundamentalartikeln und durch ihre Deklaration im böhmischen Landtage, die Wiederherstellung des Königreichs Böhmen. Es entstand Meinungsverschiedenheit im Kabinett, die zur Ausscheidung von drei Ministern und **sonstigen Veränderungen führte.**

Mittlerweile war aber der Kaiser zur Einsicht gekommen, daß nur dann Ruhe sein könne, wenn Österreich in einen Föderativstaat verwandelt werde. Allerdings hätte es einer sein müssen, in der jede Nation gleiche Rechte besaß und keine von der anderen vergewaltigt wurde. Das war aber nicht möglich, wenn die Tschechen auch die deutsch-böhmischen Gegenden in ihr Königreich auf**nehmen wollten.**

Als deshalb Hohenwart am 4. Februar 1871 zum Ministerpräsidenten ernannt wurde, gerieten die Deutschen in furchtbare **Aufregung.** Bei den Neuwahlen erhielt Hohenwart, trotzdem die Deutschen die Verfassung so zugeschnitten hatten, daß ihre Herr-

schaft für immer gesichert erschien, 137 Stimmen gegen 66 Verfassungstreue, so daß er die Zweidrittelmehrheit gehabt hätte.

Nun wurde der böhmische Landtag mit einem kaiserlichen Reskript eröffnet, in dem der Kaiser, „eingedenk der staatsrechtlichen Stellung der Krone Böhmens die Rechte dieses Königreichs anerkannte", die Krönung zum König von Böhmen in Aussicht stellte und die Hoffnung aussprach, „die Rechtsansprüche des Landes in Einklang zu bringen mit den Anforderungen der Machtstellung des Reiches und mit den berechtigten Ansprüchen der anderen Königreiche und Länder."

Als aber Beust und namentlich Andrássy sich dagegen aussprachen, sattelte der Kaiser wieder um, entließ Hohenwart am 26. Oktober, und die Tschechen traten in bitterste Opposition. Bezeichnend ist, daß sie das kaiserliche Reskript auf Klosettpapier drucken und öffentlich verkaufen ließen! „Denn mehr seien ja kaiserliche Versprechungen nicht wert!" Andrássys Widerspruch war aber dadurch hervorgerufen worden, daß die Kroaten nunmehr die Aufhebung des ungarischen Ausgleichs verlangten, und am 8. Oktober ein Aufstand in der Grenze ausbrach, gegen den militärisch eingeschritten werden mußte.

Nunmehr kamen also wieder die Deutschliberalen unter dem Fürsten Adolf Auersperg zur Herrschaft, und die Verfassungspartei ging daran, sich die Herrschaft besser als früher zu sichern. Dies sollte auch durch eine neue Reichsratswahlordnung erreicht werden, die am 2. April 1873 sanktioniert wurde. Danach waren aber die deutschen Großgrundbesitzer ausschlaggebend; weil nun diese den jeweiligen Regierungen ergeben waren, hatte es der Kaiser jederzeit in der Hand, den nationalen Charakter des Abgeordnetenhauses zu bestimmen, überhaupt es fast unabhängig zu beherrschen! Das zeigte sich schon 1879, als der Kaiser infolge des Widerstandes der Deutschliberalen gegen die bosnische Okkupation umsattelte, und mit Taaffe 15 Jahre lang die Deutschen Spießruten laufen ließ.

Im Jahre 1875 scheiterten die Bemühungen der Verfassungspartei, religiös freisinnige Gesetze durchzubringen, an dem Widerstande des verpfafften Kaisers. Dies nahm man dem Ministerium übel, und da andererseits auch der Kaiser mit diesem nicht zu-

frieden war, weil es wegen der Heeresforderungen immer gewaltigen Widerstand gab, entließ er das Ministerium am 6. Oktober 1878.

Nun hatte es schon des Kaisers Mißfallen erregt, daß am 29. Oktober 1878 die von Dr. Sturm beantragte Adresse an den Kaiser mit 142 gegen 78 Stimmen angenommen worden war — eine Adresse, welche die Besetzung Bosniens vom politischen und finanziellen Standpunkte aus tadelte. Dies und der fernere Widerstand der Verfassungspartei gegen die Politik des Kaisers veranlaßte diesen zu einer gründlichen Umsattelung. Oben habe ich gesagt, daß es in seiner Macht stand, die nationale Färbung des Parlaments nach seinem Gutdünken zu bestimmen; nun gut, da sich die Deutschen ihm entgegenstellten, schwenkte er zu den Slaven ab und ernannte am 12. August 1879 den Grafen Taaffe zum Ministerpräsidenten. Dieser bezeichnete sein Ministerium als „Versöhnungsministerium" (was die Deutschen in „Verhöhnungsministerium" umtauften) und knüpfte mit den Tschechen Verhandlungen an, die zu deren Eintritt in den Reichsrat führten, dem sie bis dahin protestierend ferngeblieben waren. Die Deutschen wurden wohl von Taaffe zum Mitarbeiten eingeladen, lehnten aber trotzend ab, was die Bildung einer slavischen Regierung zur Folge hatte. Man nannte deshalb die Deutschliberalen, die sich von ihrem Führer Herbst derart zu einer törichten Politik hatten verleiten lassen, die „Herbstzeitlosen" — weil sie sich eben nicht auf ihre Zeit verstanden und darauf beharrten, daß in einem Staate, in dem die Deutschen nur ein Drittel der Bevölkerung bildeten, diese alleinherrschend sein sollten!

Das erste war eine am 19. April 1880 für Böhmen erlassene Sprachenverordnung, durch welche die deutsche Amtssprache ihre Vorrechte verlor und beide Landessprachen gleichberechtigt wurden. Also eine vollkommen gerechte Bestimmung, die trotzdem bei den Deutschen ein Wutgeheul auslöste! Sie wollten eben nicht begreifen, daß es ja eigentlich etwas Selbstverständliches war, wenn man die Tschechen, die doch mehr als zwei Drittel der Bevölkerung Böhmens bildeten, nicht zwang, in einer ihnen unverständlichen Sprache amtlich verkehren zu müssen! Aber Gerechtigkeitsgefühl war in Böhmen weder auf Seiten der Deutschen

noch auch der Tschechen zu finden, und deshalb die beständigen unleidlichen Streitigkeiten! Hätten sich beide Teile nur an das Verlangen nach Gleichberechtigung gehalten, so wäre es längst zur Verständigung gekommen, und dann brauchten die Deutschböhmen heute nicht zu jammern, daß sie den Tschechen hilflos preisgegeben seien. Sie erfahren jetzt eben das, was sie so lange Zeit selbst den Tschechen angetan haben!

Denn alle Schuld rächt sich auf Erden!

Aber ausschlaggebend im Reichsrat waren nicht die Tschechen (trotz ihrer Überzahl), sondern die Polen, obgleich sie nur den siebenten Teil der Bevölkerung Cisleithaniens bildeten. Denn ihr Klub umfaßte 58 Abgeordnete, während jener der Tschechen, die doch den vierten Teil der Bevölkerung bildeten, nur 64 hatten. (Die Deutschen, die ein Drittel der Bevölkerung bildeten, hatten 166!) Sie bildeten nämlich das Zünglein an der Wage, weil die Regierung so töricht (bzw. Franz Josef so undankbar) war, die Ukrainer in Galizien gegen die Polen zu unterdrücken, obgleich letztere (ohne Juden und deutsche Renegaten) nur drei Millionen Kernpolen zählen, gegen viereinhalb Millionen Ukrainer! Welch himmelschreiende Ungerechtigkeit war es also, daß die drei Millionen Polen durch 58 Abgeordnete vertreten waren und die viereinhalb Millionen Ukrainer nur durch 4! Die Folge dieser Zustände war, daß die Polen ihre Mitwirkung jederzeit der Regierung für deren Pläne zur Verfügung stellten, aber natürlich nur gegen saftige Zugeständnisse! So kam es, daß die österreichische Monarchie für das passive Galizien zu zahlen hatte und der Liebesgaben an die Polen kein Ende war! Da ist es begreiflich, daß die Deutschnationalen beständig die Sonderstellung Galiziens verlangten — eine Forderung, die die Polen selbst 1848 erhoben hatten, als sie in der Minderheit waren, die sie aber ablehnten, sobald es ihnen durch die törichte Politik Franz Josefs gelungen war, die Übermacht zu bekommen!

Im Jahre 1890 schien es, als ob ein Ausgleich zwischen den Tschechen und den Deutschen möglich wäre. Wenigstens die Alttschechen unter Rieger waren dazu bereit. Aber leider erhielten die Jungtschechen unter Gregr die Oberhand. Da diese ebensolche Chauvinisten waren wie die Deutschnationalen und nichts

von einer Teilung Böhmens in ein tschechisches und in ein deutsches Sprachgebiet wissen wollten (was doch eine Forderung der Billigkeit wäre), scheiterten die Verhandlungen, und der wilde nationale Kampf tobte ungeschwächt weiter bis zum Zusammenbruch Österreichs 1918.

So oft deshalb die Regierung gegen den tschechischen Radikalismus etwas tun wollte und den Deutschen etwas mehr entgegenkam, setzten die Tschechen sofort mit Demonstrationen und Revolten ein, und wich dann die Regierung erschreckt zurück und willfahrte wieder den Tschechen, so erhoben die Deutschnationalen ein ebenso wütendes Zetergeschrei, wobei die Schönerianer und Wolfianer sich am meisten durch wüstes Toben auszeichneten und das österreichische Parlament in den Augen der Fernstehenden der tiefsten Verachtung preisgaben.

Im Jahre 1897 hatte der Ministerpräsident Graf Badeni eine Sprachenverordnung erlassen, in der er für Böhmen die volle Gleichberechtigung beider Landessprachen im Verkehr der Behörden mit der Bevölkerung festsetzte und verlangte, daß alle Beamten beide Landessprachen in Wort und Schrift zu beherrschen hätten.

Dies war insofern über das Ziel hinausgeschossen, als man doch für reindeutsche oder für reintschechische Gegenden Ausnahmen hätte gelten lassen können. Aber schließlich war es auch kein Unglück, sondern nur ein Gewinn für die Beamten, wenn sie beide Landessprachen verstanden. Aber die Deutschnationalen benutzten das als Vorwand, um nun gegen Badeni Sturm zu laufen. Letzterer verdiente allerdings weggefegt zu werden, aber deshalb, weil er als williges Werkzeug des Kaisers bereit war, Österreich beim Ausgleich vollends den Magyaren auszuliefern, wie ich auf Seite 239 erzählt habe. Eben aus diesem Grunde aber hielt ihn Franz Josef so lange, bis dieser persönlich in Schrecken gesetzt wurde. Als er nämlich von Schönbrunn heimfuhr, trat ihm an der „Linie“ ein Beamter entgegen, und bat ihn, durch abgelegene Gassen nach der Hofburg zu fahren, weil die Gärung in Wien bereits einen solchen Höhepunkt erreicht habe, daß man den Ausbruch einer Revolution befürchte. Ein Wagen, in dem man den Grafen Badeni vermutete, sei schon angehalten worden, und man

habe den Insassen eben an die Laterne hängen wollen, als man den Irrtum erkannte.

Als dies der Kaiser hörte, stieg ihm die Vision von Latours Ermordung vor Augen auf. Tödlich erschrocken ließ er den Wagen tatsächlich auf Umwegen durch abgelegene Gassen zur Hofburg fahren, und gab dem Ministerpräsidenten sofort seine Entlassung, Lueger ersuchen lassend, er möge dies dem Volke zur Beruhigung mitteilen. Für das Wutgeschrei der ganzen Bevölkerung über Badenis und Bilinskis Verhalten in der Ausgleichfrage und über die Auslieferung der österreichischen Interessen an die Magyaren hatte der Kaiser nur ein taubes Ohr gehabt; als er aber seine persönliche Sicherheit bedroht glaubte, da konnte er rasch dem Volkswillen entsprechen!

In gleicher Weise hatte er sich ja früher, auf Befehl der Magyaren, gegen die Wahl Luegers zum Bürgermeister von Wien gesträubt, und diesem deshalb dreimal die Bestätigung versagt. Erst als die Stimmung in Wien so drohend wurde wie 1848, ließ er erschreckt Lueger vor sich kommen und bat ihn, er möge ihm zuliebe auf dermalige Wahl verzichten, später werde sich schon eine bessere Gelegenheit finden. Und Lueger erklärte, lediglich dem Kaiser zuliebe darauf einzugehen, was auch seine spätere Bestätigung zur Folge hatte, als man auf die Magyaren wieder einmal weniger Rücksichten zu nehmen brauchte!

Wie Graf Taaffe gesagt hatte, war seine Regierung nur ein beständiges „Fortwursteln" gewesen, d. h. ein Weitervegetieren von Tag zu Tag, ohne festes Programm. Da die Regierungen in Österreich immer nur die Politik Franz Josefs machten und nach dessen Willen herumwurstelten, war es ein beständiges Herumlavieren, ein Zickzack-Kurs im Inneren, so wie jener Wilhelms II. im Äußeren gewesen war. Und die Folgen zeigten sich in beiden Fällen gleich verhängnisvoll; denn sie führten zum Untergang beider mit so entsetzlich unfähigen Monarchen behafteten Reiche.

Als die Sprachenverordnungen Badenis später aufgehoben wurden, gab es in Böhmen wieder so viele Krawalle, daß 7000 Mann nicht zur Herstellung der Ordnung genügten und Truppen aus anderen Kronländern herangezogen werden mußten! Vielfach waren allerdings auch die deutschen Chauvinisten durch ihre be-

ständigen Herausforderungen und Verletzungen des tschechischen Nationalgefühls schuld. So z. B. empfanden es die Tschechen mit Recht als überflüssige Herausforderung, daß die deutschnationalen Studenten in Prag zur belebtesten Zeit, ausgesucht auf dem belebtesten Platze zwecklos geschlossen spazieren gingen und ihre farbigen Bänder und Kappen ostentativ zur Schau trugen. Man denke sich den Fall, daß in Berlin die polnischen Studenten sich unterfangen hätten, mit polnischen Farben und der Konfederatka auf dem Kopfe in geschlossenen Reihen zur belebtesten Zeit auf der Leipziger Straße eine Stunde lang herumzubummeln und den Passanten zuzumuten, ihnen auszuweichen! Geradeso war es aber in Prag. Aus reiner Krawallsucht hielten die Deutschnationalen an ihrem Bummel fest, obgleich sie sich dadurch wiederholt Prügel zuzogen. Infolge dieser sich mehrenden und oft blutigen Zusammenstöße erließ der (mir sonst sehr unsympathische) Ministerpräsident Gautsch im Jahre 1898 das sehr vernünftige Verbot, in Prag Farben zu tragen. Und zwar für beide Teile, also nicht einseitig!

Darob das obligate Wutgeheul der Deutschnationalen und Einberufung eines „Akademikertags" nach Leitmeritz auf den 29. Januar 1898, auf dem die Studenten und Professoren (!) aller deutschösterreichischen Universitäten den Generalstreik beschlossen. Und die schwache Regierung zog das Farbenverbot zurück und die Ausschreitungen in Prag konnten ungehindert weitergehen!

Unter solchem Hin- und Herschwanken verging auch das Gautsch folgende Ministerium Thun und am 2. Oktober kam Graf Clary ans Ruder. Sein erstes war die Aufhebung der Badenischen Sprachenverordnung, was die Erbitterung der Tschechen zur natürlichen Folge hatte. Nebenbei war aber durch die törichte Politik des Kaisers gerade das bewirkt worden, was er hatte verhindern wollen: das Überhandnehmen der deutschnationalen Fanatiker mit ihren hochverräterischen Plänen. *) Denn nach den Neuwahlen

*) Sie machten gar keinen Hehl daraus und nannten sich selbst Hochverräter! Sie entblödeten sich auch nicht im Parlament den deutschen Kaiser als den Ihrigen zu bezeichnen, die Hohenzollern leben zu lassen und zu erklären, daß sie den Tag herbeisehnen, an denen deutsche Truppen in Österreich einrücken und das Land mit Deutschland vereinigen würden. Überhaupt betonten sie bei jeder Gelegenheit, daß sie **Österreichs Verschwinden wünschten.**

kam die frühere deutschnationale Schönerer-Gruppe von 5 Mann in einer Stärke von 21 Abgeordneten zurück. Was diese nun trieben, übersteigt alle Begriffe. Es reicht würdig an das Treiben der magyarischen Chauvinisten heran. Auch sie entblödeten sich nicht, im Parlament zu verlangen, daß man alle Tschechen totschlage! Es kam fortan zu den wüstesten Szenen. Um den frommen Kaiser besonders zu ärgern, verfiel man auf die Idee, die Bevölkerung zum Protestantismus zu bekehren, und zwar nicht aus religiöser Überzeugung, sondern als politische Demonstration. So erklärt sich die „Los-von-Rom-Bewegung". Das merkwürdigste war, daß ihr Haupt selbst, Schönerer, nicht aus der katholischen Kirche austrat, sondern nur immer erklärte, er wolle der 10 000. Übertretende sein. Weil aber diese Zahl nicht erreicht wurde (unter 9 Millionen deutschen Katholiken!) ist er noch heute Katholik!

Auch im Süden des Reiches, in Krain, gab es nationale Kämpfe zwischen den Slovenen und den Deutschen. Es zeigte sich dort genau dasselbe wie in Böhmen, wenn auch im kleinen. Dort, wo die Slovenen die Oberhand hatten, vergewaltigten sie die Deutschen (z. B. in Laibach), und dort, wo die Deutschen die Oberhand hatten (z. B. in Cilli) vergewaltigten sie die Slovenen! Von Gerechtigkeits- und Billigkeitsgefühl war bei keinem Teile etwas zu finden! Ich kann darüber aus eigener Erfahrung reden, weil ich zwei Jahre lang in Cilli wohnte. Das Treiben der Deutschen dort empörte mich ebenso, wie jenes der Slovenen in Laibach, wo es 1908 unter Patronanz des Bürgermeisters zu Ausschreitungen gegen die Deutschen kam. Dagegen hatten wieder die Deutschen 1895 gegen die Errichtung eines slovenischen Gymnasiums in Cilli ganz lächerliche und ungerechtfertigte Demonstrationen gemacht und dadurch sogar das Ministerium Windischgrätz zum Fall gebracht! Und dabei ist Cilli lediglich eine deutsche Oase, inmitten einer rein slovenischen Bevölkerung, für die Cilli der geographische Mittelpunkt gewesen wäre! Ganz abgesehen davon, daß in Cilli selbst ein Viertel Slovenen wohnen!

Nach den ermüdenden nationalen Kämpfen glaubte die Regierung des Freiherrn von Bienerth im Frühjahr 1911 durch Auflösung des Reichsrats Besserung erzielen zu können. Nach den Wahlen

trat sie aber zurück und wurde durch Gautsch ersetzt, der sich um Ausgleich zwischen Tschechen und Deutschen bemühte, aber umsonst. Denn dem Wiener Magistrate fiel es im Oktober 1911 ein, die tschechische Komensky-Schule aufzuheben, trotzdem sie angesichts der in Wien wohnhaften 200 000 Tschechen (nur solche gerechnet, die sich noch nicht entnationalisiert hatten, denn tschechischer Abstammung — an dem Namen kenntlich — ist sicherlich mehr als eine halbe Million Wiener!) ein Bedürfnis war.

Diese Dummheit vereitelte natürlich jede Ausgleichshoffnung und so wurde Gautsch am 3. November 1911 durch den Grafen Stürgkh ersetzt, der es zuwege brachte, nach Ausbruch des Weltkriegs mit solcher absoluter Willkür zu regieren, daß die Gärung immer größeren Umfang annahm. Schließlich kam die unvermeidliche Katastrophe, indem Friedrich Adler den absoluten Grafen am 21. Oktober 1916 einfach niederschoß — eine Tat, die geradezu erlösend wirkte und fast allgemeine Billigung fand. Deshalb wagte man nicht, Adler hinzurichten, und später wurde er in Freiheit gesetzt. Den Kaiser brachte dies aber endlich zur Ernüchterung und er beeilte sich, (wie immer, wenn er das Volk mit festem Willen vor sich sah) wieder verfassungsmäßige Zustände herbeizuführen. Denn der Weltkrieg hatte ihm willkommenen Vorwand gegeben, wieder einmal die Verfassung beiseite zu schieben und absolut zu regieren!

31. Franz Josefs ungarische Politik seit 1867.

Auch in Ungarn hatte Franz Josef mit seiner inneren Politik eine unglückliche Hand. Nie wußte er, wann er Ernst zeigen und wann er nachgeben solle. Alles geschah bei ihm zur Unzeit.

Im Jahre 1894 war der alte Kossuth gestorben und das führte gelegentlich der Überführung seiner Leiche nach Budapest *) zu

*) Von den Antisemiten Judapest genannt, weil sich das jüdische Element in der Stadt derart vermehrt hat, daß jetzt schon der dritte Teil der Bevölkerung aus Juden besteht! Deshalb kann es auch nicht wundern, wenn gegenwärtig (Juli) an der Spitze der Sowjet-Regierung ein Jude steht: Bela Khun, der eigentlich Kohn heißt. Denn wie schon einmal erwähnt, haben fast alle Juden und ein großer Teil der Deutschen sich für 50 Kreuzer einen magyarischen Namen gekauft — die ersteren, um ihre meist lächerlich klingenden Namen loszuwerden, die Deutschen

Demonstrationen, die ihre Spitze ganz deutlich gegen den Monarchen kehrten. Denn darin taten sich die Magyaren niemals Zwang an. Sie betonten ihre „homagiale" Loyalität nur dann, wenn sie damit etwas erreichen wollten. Denn sie wußten, wie man Franz Josef zu behandeln habe, um ihn gefügig zu machen: mit Zuckerbrot und Peitsche! Namentlich aber mit der letzteren!

1903 sollte ein neues Wehrgesetz beraten werden, und da dies dem Kaiser allein am Herzen lag (denn außer für das Heer hatte er für nichts Liebe und Verständnis), war es ihm darum zu tun, die Magyaren zur Annahme zu bewegen. Das wußten diese und so dachten sie den Kaiser so lange durch Widerstand und Geschrei mürbe zu machen, bis er als Lohn für ihre Bewilligung die größten und letzten Zugeständnisse mache. Es handelte sich darum, das Rekrutenkontingent von 103 500 Mann auf 125 000 zu bringen.

Die Einleitung war ungünstig, weil eben Kossuths hundertster Geburtstag die Magyaren völlig verrückt gemacht hatte. Keiner von ihnen nahm sich Mühe, einmal nachzulesen, welche Urteile gerade die unbefangensten, ehrlichsten und maßgebendsten Magyaren nach eigener persönlicher genauer Kenntnis über diesen politischen Hanswurst gefällt hatten, der dem magyarischen Volk in dessen Unwissenheit und Unkenntnis der Wahrheit als „größter" Magyar gilt! Sosnosky hat in seinem höchst lesenswerten Werke „Die Politik im Habsburger Reiche" (II, S. 61) angeführt, was Szemere und Déak über Kossuth und dessen verächtlichen Charakter gesagt haben.[36]) Danach muß man die Magyaren bemit-

aus Liebedienerei, um vorwärts zu kommen. — Überhaupt sind die wenigsten bekannten „Magyaren" solche, sondern Renegaten. Als Beweis gebe ich nachstehend eine Blumenlese bekannter „Magyaren", zu deren Namen ich in Klammer setze, wie sie früher geheißen haben: Kossuth (Kosuta = Hirschkuh); Petöfi (Petrović) Vámbéry (Bamberger); Deczy (Dux); Hunfalvy (Hundsdörfler); Polonyi (Pollaczek); Irány (Halbschuh); Darany (Grießkorn); Csátár (Löffelholer); Komlossy (Kleinkind); Gajari (Bettelheim); Rákosi (Kremser); Kéléti (Klette); Ronay (Leininger); Halmos (Haberbauer); Munkácsy (Lieb); Hérczég (Herzog); Parlaghy (Brachfeld); Pálmay (Perras).

[36]) Noch mehr enthält darüber Helferts „Geschichte Österreichs". Danach ist es festgestellt, daß Kossuth auch ein bemakeltes Vorleben hatte und er sich Unterschleife und Betrügereien zuschulden hatte kommen lassen. Dabei war seine persönliche Feigheit grenzenlos.

leiden, daß ein solcher Mensch ihr Halbgott ist! Sie vergessen ganz, daß man, wenn sie ihn als ihren „größten Sohn" bezeichnen, daraus folgern müßte, daß alle anderen Magyaren noch viel verächtlichere Subjekte sind!

Am 12. Oktober sollte das Denkmal des Königs Mathias Corvinus in Klausenburg enthüllt werden. Dieser hatte zwar gegen die Habsburger gekämpft und sogar Wien erobert, aber was verschlug das? Man war gewohnt, daß der Kaiser bei der Enthüllung von Denkmälern seiner Feinde den Kotau machte; so mußte er es also auch in diesem Falle tun. Merkwürdigerweise sandte er aber nur den Erzherzog Josef August als Stellvertreter, und schon das empörte die Magyaren. Als deshalb der Erzherzog eintraf, begrußte man ihn mit dem den Magyaren eigenen Takt mit dem Kossuth-Lied! Hierauf folgten skandalöse Demonstrationen, an denen sich der Abgeordnete Nessi beteiligte. Weil nun letzterer Offizier war, wurde er vor das Offiziersehrengericht gerufen. Das gab natürlich Anlaß zu wochenlangen Demonstrationen und Beschimpfungen des Kaisers!

Unter solchen Umständen sollte nun Fejérváry mit der Wehrvorlage vor den Reichstag treten! Obendrein war aber zur gleichen Zeit verlangt worden, daß man dem Kaiser die Zivilliste von 18 200 000 auf 22 600 000 Kr. erhöhe! Man kann sich denken, zu welch tollen Szenen es im Reichstag kam! Das Ganze lief aber nur darauf hinaus, daß man sich die Bewilligung durch neue Zugeständnisse abkaufen lassen wollte. Diesmal wäre es die magyarische Dienst- und Kommandosprache bei den ungarischen Regimentern gewesen. (Nebenbei erwähnt, gab es aber nur vier rein magyarische Regimenter, dagegen zwölf „ungarische", in denen kein einziger Magyar diente! Und in den meisten anderen waren die Magyaren in der Minderzahl.)

Weil nun Fejérváry nicht durchdrang, wurden er und der Ministerpräsident Széll von Franz Josef leichten Herzens geopfert und der berüchtigte Ban von Kroatien, Graf Khuen-Hedervary, ans Ruder berufen. Denn, weil er 20 Jahre lang Kroatien mit eiserner Faust und unter Anwendung aller unerlaubten Mittel niedergehalten hatte, glaubte Franz Josef, daß er auch die Magyaren zu Paaren treiben werde. Denn wo sie sein Steckenpferd, das Heer angriffen

da stellte er sich stets auf die Hinterbeine und wurde tapfer — geradeso wie das Schaf, das mutig gegen den Hund vorgeht, wenn dieser sein junges Lamm bedroht. Nur so erklärt es sich auch, daß der sonst den Magyaren aus der Hand fressende Kaiser sich plötzlich am 17. September 1903 aufraffte und den berühmten Armeebefehl von Chlopy erließ, in dem er mit einer an ihm ungewohnten Festigkeit erklärte, daß er sich niemals der Rechte und Befugnisse begeben werde, welche dem obersten Kriegsherrn verbürgt sind, und daß das Heer gemeinsam und einheitlich bleiben werde!

Die feste Sprache löste in Österreich Jubel aus, in Ungarn natürlich ebenso sehr Wut wie Bestürzung. Wäre der Kaiser fest geblieben, so hätte er die Magyaren leicht zu Paaren treiben können; so aber erschrak er nachträglich ob seiner eigenen Kühnheit und schwächte die gute Wirkung wieder durch sein Handschreiben an die ungarische Regierung ab, aus dem man dies merkte!

Nun war aber damals in Ungarn ein Zustand, den die Magyaren mit sehr ungrammatikalischem Latein „ex-lex"-Zustand bezeichneten (denn es müßte doch heißen „e lege"!), und deshalb durften keine Rekruten ausgehoben werden. Man half sich dadurch, daß man den zu entlassenden Jahrgang noch länger bei der Fahne behielt. Das gab den Zurückbehaltenen (natürlich auf Anstiften der Kossuthianer) die Idee, am 6. Oktober als den Erinnerungstag der 13 gehenkten Generale von 1849 das Kossuth-Denkmal mit einem Kranze zu versehen, dessen Inschrift lautete: „Die Zurückbehaltenen deinem heiligen Andenken." Die Entfernung dieses Kranzes durch den FML. Csálány hatte stürmische Demonstrationen und blutige Krawalle zur Folge.

In dieser Bedrängnis gab der Kaiser seine Zustimmung zu einem Vermittlungsvorschlag des Grafen Stefan Tisza, der aber die versteckte Falle enthielt, von einem „ungarischen" Heere zu reden, das ausschließlich dem „König von Ungarn" unterstehe, also mit Österreich gar nichts zu tun hatte! Trotz diesem Erfolge des zum Ministerpräsidenten ernannten Tisza und einem zweiten, den er in seinem Rededuell mit dem österreichischen Ministerpräsidenten Körber erfocht, wurde Tisza von der Opposition so angegriffen, als hätte er das Land an Österreich ausgeliefert! Denn jeder Magyar suchte eben seinen Landsmann immer durch noch

größeren Chauvinismus zu übertrumpfen, weil dies allein ihn volkstümlich machte. Weil aber auch der Kriegsminister Pitreich Verfügungen traf, welche zur Magyarisierung des Heeres beitragen mußten, beruhigten sich die Geister und es wurden die Rekruten **für zwei Jahre bewilligt.**

Die Opposition gab aber doch keine Ruhe und trieb es so arg, daß Tisza, um ihren ewigen Skandalen im Parlamente ein Ende zu machen, die Hausordnung änderte. Das führte am 18. November 1904 dazu, daß die rasende Opposition im Parlament alles krumm und klein schlug und die Wachdiener mißhandelte!

In seiner Ratlosigkeit holte Franz Josef wieder den alten Fejérváry hervor und verlangte von ihm, er solle sich abermals für den undankbaren Kaiser in die Bresche stellen. Der Haudegen gehorchte. Aber, seine Landsleute kennend, riet er dem Kaiser zu einem Streiche, der von Erfolg sein müßte.

Franz Josef ließ am 25. September 1905 die Führer der Skandalmacher, die Grafen Andrássy, Apponyi, Zichy, den Baron Bánffy und Kossuth, nach Wien kommen, wo sie in der angenehmen Erwartung eintrafen, daß der Kaiser ihnen die Kabinettsbildung anbieten werde. Anstatt dessen trat er vor sie, las ihnen ein Schriftstück vor, drehte ihnen dann den Rücken, ließ sie stehen und ging.

Man kann sich denken, was für dumme Gesichter diese fünf Chauvinisten machten, als sie in dieser unerhörten Form behandelt wurden! Und erst als sie den Inhalt des Schriftstücks hörten, das ihnen in dieser zwei Minuten währenden Audienz vorgelesen wurde! Da hieß es, daß Nachgiebigkeit des Kaisers in der Heeressprache absolut ausgeschlossen sei. Daß die Grundlagen der pragmatischen Sanktion vollkommen unberührt bleiben. Daß alles auf das Verhältnis zwischen Österreich und Ungarn Bezügliche nicht mehr einseitig zwischen Krone und der ungarischen Nation abgeschlossen werden würde, sondern einem von des Kaisers Sanktion abhängigen Kompromisse zwischen beiden Staaten der Monarchie unterliege. Daß die Magyaren sich verpflichten müßten, die Staatsnotwendigkeiten zu bewilligen und ebenso die Kostendeckung für die militärischen Forderungen.

Nachdem in Ungarn die erste Verblüffung und Niedergeschlagenheit vorbei war, besann man sich darauf, daß sich ja der

Kaiser immer durch Drohungen mit der Revolution ins Bockshorn jagen lasse, besonders wenn man künstlich Krawalle inszeniere. Tatsächlich hatten alle magyarischen Minister bei Anwesenheit des Kaisers in Budapest zu dem bewährten Mittel gegriffen, künstlich Unruhen in Szene zu setzen und dann, anscheinend schreckensbleich, zum Kaiser zu stürmen und ihm einzureden, daß halb Budapest in Aufruhr sei und ein Revolutionsausbruch unvermeidlich wäre, wenn der Kaiser nicht sofort nachgebe. Und Franz Josef war jedesmal auf den Kniff hineingefallen und hatte entsetzt alles bewilligt.

Das wußte aber Fejérváry aus eigener Erfahrung, und weil er schließlich vernünftig war, wollte er diesmal dem Kaiser zu einem eklatanten Siege verhelfen.

Es gab nämlich ein Mittel, die Magyaren sofort zu unterwerfen. Man brauchte nur das allgemeine, geheime, direkte Wahlrecht einzuführen! Dann kamen die Magyaren in die Minderheit, selbst wenn alle Juden und Magyaronen mit ihnen gemeinsame Sache machten. Die Juden würden aber (ihrer Gewohnheit gemäß, sich immer auf die Seite des Starken zu stellen) in diesem Falle wieder, wie in früheren Zeiten, wo sie sich für Deutsche ausgaben, die magyarische Maske abwerfen. Also selbst wenn alles, was amtlich als Magyaren bezeichnet wurde (die Magyaren, die Juden, die Magyaronen, die Zigeuner und alle jene, die bei der Volkszählung aus selbstsüchtigen Gründen angaben, daß „Magyarisch ihre liebste Sprache sei" — was allein schon genügte, sie unter die „Magyaren" zu rechnen!), mit den Magyaren stimmte, so wäre die Zahl der magyarischen Abgeordneten doch sofort von 392 unter die Hälfte gesunken, wie dies der Bevölkerungsziffer entsprochen hätte, dagegen wäre die Zahl der kroatischen Abgeordneten von 32 auf 50 gestiegen und die der rumänischen, deutschen, slovakischen und ukrainischen Abgeordneten, die bis jetzt — man höre und staune!! — insgesamt a c h t betragen hatte, wäre auf 215 hinaufgeschnellt! Nur die Siebenbürger Sachsen wären unzufrieden gewesen, denn ihnen hatten die Magyaren, trotz ihrer geringfügigen Zahl von 220 000 13 Abgeordnete bewilligt (also fast doppelt soviel als den fünfzigmal zahlreicheren Deutschen, Rumänen, Slovaken, Ukrainern, Polen, Italienern usw.!) Denn die Siebenbürger Sachsen genossen

diese Begünstigung nur deshalb, weil sie als Stiefelputzer der Magyaren mit diesen durch dick und dünn gingen, also die Reihen der Regierungspartei verstärkten! Denn in Wirklichkeit wären auf sie nur vier Abgeordnete entfallen.

Nach dem bestehenden Wahlgesetz war nur der hundertste Teil des Volkes wahlberechtigt und das Ganze so zugeschnitten, daß die Magyaren (und unter diesen wieder der grundbesitzende Adel) die Herrschaft bekommen mußten. Mit Einführung des allgemeinen Wahlrechts aber änderte sich das gründlich. Dann entschied die Bevölkerungsziffer, und da hatten sowohl Magyaren als Grundbesitzer und Adel das Nachsehen. Der neue Reichstag, in dem also die Magyaren und Magyaronen in der Minderheit gewesen wären, hätte ganz gut die Aufhebung des Dualismus und die Verwandlung der Monarchie in einen Föderativstaat beschließen können, in dem alle Nationen gleichberechtigt gewesen wären, also das Reich eine Art vereinigter Völker Europas gebildet hätte. Die unglückliche Kronländerei, von der sich Franz Josef niemals trennen konnte, wäre beseitigt und das Land in zehn nach Sprachgrenzen abgeteilte Verwaltungsbezirke geteilt worden. Das habe ich schon am 9. Januar 1890 in der Wiener „Welt" angeregt und später in Danzers Anthologie „Das neue Österreich" (Wien 1908, Karl Konegen) wiederholt. Es wäre die einzige Rettung Österreichs gewesen.

Wäre also das allgemeine Wahlrecht in Ungarn eingeführt worden, so kann man als sicher annehmen, daß alle Magyaronen wieder sich ihrer Nationalität besonnen hätten, weil dann der Grund ihres Renegatentums entfallen war. Auch die Juden hätten es aufgegeben, sich für „Magyaren" auszugeben. Diese wären also auf die 6.5 Millionen Kernmagyaren beschränkt worden und hätten als solche nur 140 Abgeordnete gehabt (unter 445!). Also nicht einmal ein Drittel!

Es muß ein harter Entschluß für zwei Magyaren, wie Fejerváry und den Minister des Innern Kristoffy, gewesen sein, als sie dem Kaiser dazu rieten, denn sie mußten einsehen, daß sie damit der Alleinherrschaft ihrer Landsleute für immer ein Ende machten. Daß sie trotzdem an die Einführung des allgemeinen Wahlrechts gingen, macht ihnen also alle Ehre.

Man kann sich denken, daß die Magyaren, als sie das Ende ihrer Herrschaft derart vor Augen sahen, ernstlich an Widerstand dachten und mit der Revolution liebäugelten. Weil aber Fejérváry entschlossen war, machte er kurzen Prozeß und löste das Parlament auf. Zu diesem Zwecke berief er es für den 19. Februar 1906 ein. Und dann wurden zwei königliche Reskripte verlesen, die den Reichstag auflösten und den Honvédgeneral Nyiry zum allbevollmächtigten königlichen Kommissär ernannten. Im ersten Augenblicke war alles versteinert. Dann natürlich brach der Sturm los und man wollte gegen eine solche „Ungesetzlichkeit" lärmend protestieren. Da öffneten sich die Türen, der Honvédoberst Fabricius trat mit Soldaten (Honvéds!) und Polizei in den Saal und jagte die Abgeordneten hinaus, wie Buonaparte am 18. Brumaire den Rat der Fünfhundert!

Und siehe da! Die Hauptstadt blieb ganz ruhig! Denn da sonst immer nur die Minister selbst die Unruhen anbefohlen hatten, um den Kaiser einzuschüchtern, diesmal aber die Regierung selbst Ruhe haben wollte, blieb auch alles ruhig.

Schon daraus hätte der Kaiser ersehen können, daß die ganze Erregung der Magyaren nichts als künstliche Mache war und sie kuschten, wenn man ihnen Ernst zeigte. Wenn darüber noch ein Zweifel möglich gewesen wäre, so würde er durch den Umstand behoben worden sein, daß die grimmige Opposition plötzlich zum Kreuze kroch! Statt, wie gedroht, Revolution zu machen, biederte sie sich an Fejérváry an und versprach brav zu sein — wenn man ihr die Regierung anvertrauen wolle.

Franz Josef stand nun am Scheidewege. Es war ein geschichtlicher Augenblick, der über Österreichs Geschick entschied: wenn Franz Josef fest blieb und das allgemeine Wahlrecht einführte, so war die Monarchie gerettet. Denn dann brach die magyarische Gewaltherrschaft über alle übrigen Völker des Staates zusammen und es konnte eine gesunde auswärtige Politik eingeschlagen werden, die Österreich von der Gegnerschaft Serbiens befreite, mit Rußland einen modus vivendi finden ließ und auf diese Art dem Weltkriege vorbeugte.

Unglücklicherweise fiel aber dem Kaiser im letzten Augenblicke wieder einmal das Herz in die Hose! Er erschrak vor seiner

eigenen Kühnheit, daß er es gewagt hatte, gegen die gefürchteten Magyaren aufzutreten. Er übersah ganz, daß diese nur so lange zu fürchten waren — als man sich vor ihnen fürchtete, daß sie aber sofort zahm wurden, wenn sie sich von ernster Gefahr bedroht*) sahen. Und konnte es für sie eine ernstere Gefahr geben, als das allgemeine Wahlrecht? Dessen Wirkung war ja an den Fingern abzuzählen! Aber vermutlich spielte da wieder der absolutistische Geist Franz Josefs eine Rolle. Ein innerlicher Feind allen Freisinns und überzeugter Absolutist widerstrebte es ihm, das allgemeine Wahlrecht einzuführen, durch das ja das Volk mehr als bisher in die Höhe und zur Geltung kommen mußte. Anders ließe es sich sonst nicht erklären, daß er diesen günstigen Augenblick, freie Bahn zu schaffen, ungenützt verstreichen und sich wieder von der magyarischen Opposition aufs Eis locken ließ. Weil sie ihm im April 1906 ehrenwörtlich versprach, das allgemeine Wahlrecht einzuführen (aber wann? sagte sie nicht!) und die militärischen Forderungen zu bewilligen, übergab er tatsächlich Kossuth die Regierung und schickte Fejérváry, den Mohren, der seine Schuldigkeit getan hatte, wieder heim!

Drei Jahre lang hielt die neue Regierung den Kaiser zum Besten, und dann ging sie, ohne das Versprechen der Wahlreform eingelöst zu haben. Wekerle führte wohl noch die Geschäfte bis Ende 1909 weiter, machte dann aber dem berüchtigten Grafen Khuen-Hederváry Platz, der das Parlament auflöste und Neuwahlen anordnete, die mit den gewöhnlichen Kniffen und Vergewaltigungen der Wähler natürlich einen glänzenden Sieg der Regierung ergaben (Sommer 1910).

Nun war es dieses Ministerium, das den Kaiser bis 1912 zum Besten hielt. Als er dann dringender auf Einlösung wenigstens der Zusagen bezüglich des Heeres drang (auf die Wahlreform legte er törichterweise kein solches Gewicht!), waren die Magyaren so frech, die Bewilligung von neuen Zugeständnissen abhängig zu machen. Und als der Kaiser entrüstet sich auf die Abmachungen

*) Das hat man ja 1918 gesehen als Ungarn so elend und in so verächtlicher Weise zusammenbrach! Dem tatkräftigen Auftreten ihrer Feinde gegenüber benahmen sich die stolzen Magyaren so feig wie geprügelte Hunde!

brief und weitere Zugeständnisse verweigerte, kam es zu ernsten Zerwürfnissen. Graf Khuen hatte nämlich die eiserne Stirn, vor den Monarchen mit einer neuen Forderung zu treten, welche auf weitere Einschränkung der Kronrechte in bezug auf das Heer hinzielte. Weil aber Franz Josef im Punkte Heer allein halsstarrig und widerborstig war, lehnte er nicht nur entrüstet ab, sondern drohte unverhüllt mit Entsendung eines königlichen Kommissars (wie 1905). Das bewog Khuen zum Rückzug. Um aber diesen zu bemänteln, erfand er die Mähr, der Kaiser habe andernfalls mit seiner Abdankung gedroht und deshalb habe man nachgegeben! Aber Khuen mußte gehen und wurde durch Lukács ersetzt (1912). Die Wehrvorlage wurde dann durch einen Gewaltstreich des zum Präsidenten des Reichstags erwählten Grafen Tisza am 4. Juni 1912 durchgesetzt.

Hier habe ich aber den Ereignissen vorgegriffen. Jetzt muß ich noch früheres nachholen.

Im Jahre 1905 hatten die magyarischen Vergewaltigungen in Kroatien solche Empörung hervorgerufen, daß sich sogar die österreichischen Kroaten bewogen fühlten, ihre dalmatinischen Abgeordneten zum Kaiser zu senden, damit sie gegen die fortwährenden Gesetzesverletzungen Einspruch erheben. Und abermals war Franz Josef so töricht und verächtlich, auf Befehl der Magyaren den Empfang dieser Abgeordneten zu verweigern. Das hatte aber eine ganz merkwürdige Folge! Um den Kaiser zu ärgern — verbrüderten sich die Dalmatiner in Fiume mit den Kossuthianern! (Fiumer Resolution.) Ich hatte damals ganz energisch gegen eine solche Torheit protestiert und war auch bei meiner Kandidatur für den Reichsrat 1907 unter der Devise „Kampf gegen die Fiumer Resolution" ins Feld gerückt. Wie richtig ich geurteilt hatte, zeigte sich bald. Die Dalmatiner und Kroaten wurden durch eben diesen Kossuth ernüchtert, als er im Mai 1907 beantragte, daß auch auf den kroatischen Bahnen die magyarische Amtssprache eingeführt werden müsse. Der südslavische Entrüstungssturm fegte den Banus Pejačević hinweg, aber dafür kam Baron Paul Rauch, der gleich seinem Vater Kroatien mit eiserner Zuchtrute niederhalten wollte. Er löste den Landtag auf und führte ein absolutes Regiment. Dabei hetzte er die Kroaten gegen die Serben auf und

der beschränkte kroatische Chauvinist Frank ging ihm dabei in seinem albernen Serbenhaß auf den Leim. Schon 1908 inszenierte Rauch eine „Serbische Verschwörung", die auf Grund von Fälschungen 53 „Hochverräter" vor Gericht brachte. Im Jahre 1909 kam es deshalb zum Agramer Hochverratsprozeß, der zur schändlichen Blamage der Regierung wurde, weil sich herausstellte, daß die Urkunden Fälschungen waren. Trotzdem suchte man mit echt magyarischer „Justiz" nachzuhelfen, indem man z. B. zwar 276 angebliche Belastungszeugen vernahm, aber sämtliche 300 Entlastungszeugen zurückwies! Dagegen obendrein den Fälscher Nastić beeidete! Nach sieben Monaten wurden die meisten (unschuldig) verurteilt, darunter die Brüder Pribičević zu 12 Jahren Kerker.

Dieser Schandprozeß hatte noch ein Nachspiel in Wien, wo infolge Denunziation durch Dr. Heinrich Friedjung, gleichfalls auf Grund gefälschter Akten, eine serbische „Verschwörung" behauptet wurde. Es kam im Dezember 1909 zur Verhandlung, und als Friedjung sich überzeugte, daß er einem Schwindler namens Vasić aufgesessen war, entging er nur durch eine wehmütige Ehrenerklärung der Verurteilung wegen Verleumdung. Wie Sosnosky sagt, standen am Ende des Prozesses die Kläger als „Blamierte", der Minister Graf Ahrenthal und die k. u. k. Gesandtschaft in Belgrad (Graf Forgach) aber als „entlarvte Intriganten, Verleumder und Fälscher" da! Deshalb mußte auch Rauch Anfang 1910 zurücktreten. Nach einem verunglückten Versuche des neuen Banus Tomašić, mit Gewaltmaßregeln und äußerster Korruption durchzudringen, wurde der übelberüchtigte Cuvaj Banus. Weil aber seine Niederlage bei den Wahlen sicher war, half sich die ungarische Regierung dadurch, daß sie ihn am 3. April 1912 zum „königlichen Kommissar" ernannte, als welcher er den reinen und nackten Absolutismus einführte. Dies erhitzte das Volk, und ein bosnischer Fanatiker namens Jukić wollte Cuvaj niederschießen, traf aber zum allgemeinen Bedauern nur den neben ihm sitzenden Hervoic. Den Vergewaltigungen machten erst die Ereignisse des Weltkrieges ein Ende!

32. Franz Josefs äußere Politik seit 1878.

Durch den Berliner Frieden hatte sich Deutschland Rußland entfremdet, und als Bismarck sah, daß alle seine Bemühungen, den abgerissenen Draht nach Petersburg neuzuknüpfen, fehlschlugen, verfiel er auf die Idee, mit Österreich ein Schutzbündnis abzuschließen. So kam zunächst der Zweibund am 7. Oktober 1879 zustande. In diesem verpflichteten sich Österreich und Deutschland zur gegenseitigen Hilfe, wenn eine dieser Mächte von Rußland oder Frankreich angegriffen werden sollte. Für Deutschland war damals dieser Vertrag vorteilhafter als für Österreich, weil jenes dadurch vor den Folgen eines Zweifrontenkrieges geschützt wurde. Denn bei Österreich lag die Sache anders. Bismarck hatte nämlich heimlich mit Rußland einen Rückversicherungsvertrag abgeschlossen (der erst 1890 nicht mehr erneuert wurde), laut welchem Deutschland Neutralität versprach, wenn Österreich Anlaß zum Kriege mit Rußland gäbe. Es brauchte also Rußland nur eine Politik zu treiben, die Österreich zur Kriegserklärung zwang, und dann hatte Bismarck die Ausrede, daß Österreich am Kriege Schuld, Deutschland folglich nicht verpflichtet sei, ihm beizustehen.

Weil aber zu fürchten war, daß auch Österreich in einen Zweifrontenkrieg verwickelt wurde (wegen der Feindschaft Italiens), so benützte Bismarck schlau die Empörung Italiens über die Besetzung von Tunis durch die Franzosen, um auch die Italiener zum Beitritt zu gewinnen. Italien schloß sich also im Januar 1883 dem Zweibund an. In dem diesbezüglichen Vertrage verpflichteten sich Italien und Österreich zu gegenseitiger wohlwollender Neutralität im Falle eines Krieges mit Frankreich bzw. Rußland. Obendrein verpflichtete sich Österreich, die Interessen Italiens im Mittelmeer zu fördern und auf dem Balkan ohne Zustimmung Italiens nichts zu unternehmen! Deutschland und Italien aber verpflichteten sich zu gegenseitiger Hilfeleistung im Falle eines Krieges mit Frankreich.

Auch hier zog Bismarck den Hauptnutzen, denn er hatte nunmehr größere Deckung gegen Frankreich. Österreich aber hatte nur Nachteil, weil es erstens gezwungen war, gerade das zu tun, was ihm schädlich war: Italiens Interessen im Mittelmeer zu för-

dern, und weil es sich am Balkan Italien gegenüber selbst band und außerdem beständig auf den „Bundesgenossen" Italien Rücksicht nehmen mußte. Daß Graf Kálnoky einen so widersinnigen Vertrag unterzeichnen konnte, erklärt sich aus seiner geistigen Beschränktheit, derenthalben er ja auch von Franz Josef mit gewohnter glücklicher Hand zur Leitung der auswärtigen Politik berufen worden war. Mit Hilfe dieses Vertrags gelang es dem damals hinfälligen Italien, durch Unterstützung seiner Verbündeten sich wirtschaftlich und finanziell riesig in die Höhe zu schwingen und zu einer Macht zu werden, die Österreich gefährlich wurde. (Was früher gar nicht der Fall gewesen war!) Und daß Italien gegebenenfalls Verrat üben werde, dies ließ sich von jedem vernünftigen Menschen voraussehen und wurde auch von allen vorausgesagt. (Von mir selbst wiederholt und zuletzt kurz vor dem Weltkriege in meinem „Fürstentum Albanien" und in der Wiener „Wage".) Österreich hat sich also seinen Feind künstlich groß **und stark herangezogen.**

Im Jahre 1884 gelang es Bismarck, auch Rumänien für den Bund zu gewinnen. Dabei meinte er aber, daß dort der König solche Macht habe, wie der in Preußen, daß es also genüge, mit dem Könige ein Bündnis abzuschließen, um auch den Staat sicher im Sack zu haben. 1914 und 1916 zeigte sich dann, was dieses Bündnis **wert war!**

Das Unverständlichste ist aber, daß Franz Josef immer und immer wieder jenes unselige Bündnis mit Italien erneuert hat, obgleich schon längst die Spatzen auf dem Dache pfiffen, daß Italiens Absicht nur sei, mit Hilfe seiner beiden dummen Verbündeten sich derart stark zu machen, daß es im gegebenen Zeitpunkt seine gar nicht verhüllten Pläne durchsetzen könne. Denn Italien hat ja mit dankenswerter Offenheit niemals aus seinem Irredentismus einen Hehl gemacht. Nur die Regierung selbst heuchelte selbstverständlich beständige Freundschaft und der König tauschte bei jeder Gelegenheit mit den beiden eingeseiften Kaisern zärtliche **Judasküsse.**

Eigentlich hätte schon das Jahr 1907 Franz Josef die Augen öffnen können, wenn er überhaupt einen Funken politischen Verstand besessen hätte. Der König von Italien hatte beim Stapellauf

der „Roma" von einem „unausweichlichen Kampfe" gesprochen und der König Edward VII. von England in Italien seine Fäden gesponnen, die zum Einfangen Italiens für seine Einkreisungspolitik führten. Und da obendrein Edward VII. durch seine Eröffnungen gleicher Art bei Franz Josef diesem das Geheimnis seiner Rundreise enthüllt hatte, ist es doppelt sträflich vom Kaiser, daß er nicht daraus die entsprechenden Folgerungen zog und Vorbeugungen traf! Denn Edward hatte ihm ganz offen zugemutet, gegen Unterstützung seiner Orientpolitik auf das Bündnis mit Deutschland zu verzichten, beziehungsweise treulos zu werden! Daß der Kaiser nicht annahm, ist wohl anständig, aber er hätte dann auch seine weitere Politik danach einrichten müssen, um das drohende Unheil zu verhindern. Das tat er aber nicht. Im Gegenteil! Mit der drohenden Gefahr vor Augen trieb er seine törichte Orientpolitik aufs äußerste und entfesselte dadurch den Weltkrieg.

Denn 1897 hatte Goluchowski[37a]) mit Rußland einen Vertrag geschlossen, nach dem beide sich verpflichteten, auf dem Balkan sich gegenseitig keine Schwierigkeiten zu machen und den Status quo aufrechtzuerhalten. Als dann Rußland mit Japan in Krieg verwickelt war, wäre für Österreich eine gute Gelegenheit gewesen, dies auszunützen. Sie wurde aber versäumt. Infolgedessen riskierte man 1908 einen Weltkrieg, als man die Einverleibung von Bosnien und der Hercegovina verkündete, ohne Rücksicht auf die Stimmung der Serben zu nehmen. Die Einverleibung hätte nur dann einen Sinn gehabt, wenn man gleichzeitig alle südslavischen Länder zusammengeschlossen und ihnen vollständige Autonomie gegeben hätte. Dadurch wäre auch der Magyaren Alleinherrschaft in Österreich die Spitze abgebrochen worden. Aber Franz Josef gefiel sich immer in Halbheiten.

Durch die feste Haltung Deutschlands ging damals die Gefahr vorüber, weil die bereits durch Edward VII. eingefangenen Staaten noch nicht kampfbereit waren: weder Rußland, noch Italien, noch Frankreich. Aber man konnte deutlich sehen (wenn man nicht so

---

[37a]) Erbauliches über diesen lächerlichen Minister findet der Leser meines unter der Presse befindlichen Werkes „Satiren und Märchen für große Kinder" (Leipzig, Poëtenverlag) wo die Skizze „Ein Lenker der Völkerschicksale" auf Goluchowski gemünzt ist.

politisch blind war wie Franz Josef und seine Minister), daß sich diese Staaten unter der Patronanz Englands zum Streite gegen die Mittelmächte rüsteten. Die Zusammenkunft des Zaren mit dem Könige von Italien in Racconigi konnte selbst einem Blinden den Star stechen, aber Franz Josef wollte nicht sehen, was ihm mißfiel. Seine Politik ging direkt darauf aus, Serbien und die Südslaven überhaupt beständig zu reizen und herauszufordern. So als in Ungarn 1912 die seit 1690 verbriefte serbische Kirchenautonomie aufgehoben wurde. Besonders aber 1912/13, als sich die Balkanstaaten siegreich in die Türkei teilten und Österreich nichts Besseres zu tun hatte, als erst Serbien und Montenegro wegen Besitznahme von Albanien mit Krieg zu bedrohen und durch Ultimata zur Räumung zu zwingen, und dann, als infolgedessen der zweite Balkankrieg ausbrach und das siegreiche Serbien Bulgarien seine Bedingungen auferlegen wollte, gegen den Bukarester Frieden zu protestieren. Schon deshalb wäre es damals zum Kriege gekommen, wenn nicht die entschlossene Haltung des Königs Carol von Rumänien die österreichische Regierung zur Besinnung gebracht hätte. Diese Haltung, verbunden mit dem entschiedenen Abwinken von Berlin her, veranlaßten Franz Josef, den Rückzug anzutreten.

Aber der Zündstoff war vorhanden und die Explosion erfolgte 1914 mit der Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand d'Este. Noch wäre der Krieg zu vermeiden gewesen, wenn man dies in Wien gewollt hätte. Aber nach allem, was bis jetzt bekannt ist, war man in Österreich zum Präventivkrieg entschlossen und forderte damit leichten Herzens das Schicksal heraus.

Ob Franz Josef dabei die leitende Seele war, ist schwer zu sagen. Bis dahin war freilich er derjenige gewesen, der die auswärtige Politik bestimmte, denn bei dem Pseudo-Konstitutionalismus, der in Österreich (geradeso wie in Deutschland) herrschte, konnte kein Minister eine Politik treiben, die nicht die Billigung des Kaisers erfahren hatte. Natürlich war er selbst zu beschränkt, als daß die Ideen seinem Hirn entsprangen; aber er suchte sich seine Leute aus und ließ sich von ihnen Ideen vorschlagen, worauf er sich dann für die ihm passend erscheinende entschied und den Minister verhielt, danach die Regierung bzw. Politik zu leiten. Darum ist auch Franz Josef in erster Linie für seiner jeweiligen

Minister Taten und Handlungen verantwortlich. Nur bezüglich des serbischen Ultimatums bin ich nicht sicher, ob er damit einverstanden war. Denn nach einer mir zugekommenen Nachricht (deren Richtigkeit ich aber nicht zu kontrollieren vermag), soll er in der letzten Zeit bereits ganz in Marasmus verfallen gewesen sein, weshalb man über seinen Kopf hinweg regiert habe, ihm nur die Unterschriften abverlangend, die er angeblich verständnislos geleistet habe. Zur Beleuchtung dessen wird beigefügt, er habe, als man ihm die Kriegserklärung an Serbien zum Unterzeichnen vorlegte, ärgerlich gesagt: „Schon wieder etwas mit den verfluchten Preußen!" Das würde, wenn es wahr ist, allerdings darauf schließen lassen, daß er bereits unzurechnungsfähig war. Aber daß man einen solchen Menschen dann auf dem Throne ließ, ist auch bezeichnend!

In den letzten Jahren hatte sich Österreich jederzeit den Serben feindselig entgegengestellt, was immer diese taten und wollten. So z. B. beim Abschluß des serbisch-bulgarischen Zollbündnisses, das durch Österreichs Einspruch vereitelt wurde. Beharrlich quälte man es mit Nadelstichen, wie z. B. mit Zollkrieg oder mit dem Verbot der Einfuhr serbischer Schweine (damit Serbiens Lebensnerv empfindlich treffend), nur um den Magyaren einen Gefallen zu tun.

Dies alles wäre nicht nötig gewesen, wenn Franz Josef im Jahre 1891 meinen Vorschlag bezüglich eines Staatsstreichs in Serbien angenommen hätte, über den der Leser in meinem Werke „Serbien, Österreich und Deutschland" (Kapitel 27 und 28) Ausführliches findet. Hier will ich die Hauptsache nur in Kürze erzählen. Ende 1890 war Serbien ein Spielball der unerhörten Mißwirtschaft der Regentschaft, die ganz im russischen Wasser schwamm und nebenbei die trüben Geschäfte des Exkönigs Milan besorgte, die Königin mit Gewalt vertrieb und das Land an den Rand des Abgrunds brachte. Ich sah ein, daß die einzige Rettung des Landes in seiner Vereinigung mit Österreich bestehen würde. Andere Freunde in Serbien teilten meine Ansicht. Demzufolge setzte ich mich mit dem ersten Sektionschef des Ministeriums des Äußern, Szögyeny, in Verbindung. Meine Anschauungen fanden seine volle Zustimmung. Er sagte mir: „Ich bin vollkommen über-

zeugt, daß Ihr Plan nicht nur ausführbar, sondern auch im Interesse der Monarchie gelegen ist, und wenn ich heute noch im Ministerium des Äußeren wäre, so würde ich ihn sofort annehmen. Aber ich bin zum ungarischen Minister am a. h. Hoflager ernannt und mein Nachfolger, Baron Passetti, hat jetzt das entscheidende Wort. An ihn mußten Sie sich wenden. Verfassen Sie aber eine Denkschrift über die Idee, und ich werde sie dem Baron Passetti mit der wärmsten Anempfehlung persönlich überreichen."

So verfaßte ich also eine Denkschrift, in der ich darlegte, daß es sowohl für Serbien die einzige Rettung wäre, wie auch für Österreich von entscheidender Wichtigkeit, wenn durch einen Staatsstreich die Regentschaft gestürzt und der Kaiser von Österreich zum König aller Serben ausgerufen würde. Daß ein solcher Staatsstreich durchführbar war, wußte ich. Denn nicht nur der General Horvatovic, mein intimster Freund und Abgott des serbischen Heeres (dessen Hindenburg er war), hatte sich bereit erklärt, die Truppen für sich zu gewinnen und die Regenten zu verhaften, sondern auch Garašanin selbst wäre einverstanden gewesen, den Kaiser als König von Serbien anzuerkennen, sofern die von mir gestellte Bedingung erfüllt würde. Ich hatte nämlich in der Denkschrift offen gesagt, die einzige Möglichkeit, das serbische Volk für meine Idee zu gewinnen, bestünde darin, daß Serbien nicht als Kronland in die Monarchie einverleibt würde, sondern durch Personalunion verbunden, und zwar in der Weise, daß auch Bosnien, die Hercegovina und Dalmatien zu einem Großserbien vereinigt würden, dessen König eben Franz Josef hieße. Und selbstverständlich hätte Österreich dann auch seine Politik so einzurichten, daß auf Vereinigung der übrigen in Makedonien und Westbulgarien wohnenden Serben mit dem großserbischen Reich hingearbeitet würde. Für diese Vorteile würde das ganze serbische Volk jubelnd zustimmen und die weiteren Bedingungen annehmen, daß Österreich auch für Serbien die diplomatische Vertretung im Auslande hätte und der Kaiser den Oberbefehl über das serbische Heer, daß Serbien mit Österreich einen für dieses vorteilhaften Militar-, Zoll- und Handelsvertrag schließe, kurz Österreich in Serbien vor allen anderen Staaten Vorrechte besäße.

Als ich dann zu Passetti kam, fand ich in ihm das gerade Gegenteil von Szögyény, der großen staatsmännischen Blick besaß und durch seine 25 jährige Tätigkeit als k. und k. Botschafter in Berlin in Deutschland selbst sicher von der vorteilhaftesten Seite bekannt ist. Pasetti hingegen war das Urbild der österreichischen Dutzenddiplomaten, deren ganze Staatskunst in beständigem „Wenn" und „Aber" besteht. Dazu kam noch, daß er zu jenen kleinlichen Naturen gehörte, die beleidigt sind, wenn man sich nicht zuerst an sie wendet, sondern von ihrem Vorgänger an sie empfohlen wird. Er sagte mir spitz, daß er anderer Ansicht sei als Szögyény, der nicht bedenke, daß Rußland unmöglich einen solchen Staatsstreich ruhig hinnehmen würde. Ich wandte ein, daß Rußland keinen Einspruch erheben könne, wenn das ganze Volk von Serbien sich meiner Idee anschließe, und dies würde durch die von mir ins Auge gefaßte große Skupština bewiesen werden. Wollte Rußland dann noch dagegen Einspruch erheben, so würde es sich lächerlich machen, denn welches Recht hätte es, sich dem Willen eines ganzen Volkes zu widersetzen, das von Rußland völlig unabhängig ist? Zudem bliebe ja immer noch die Möglichkeit, daß sich die Wiener Regierung mit der russischen ins Einvernehmen setze, dieser z. B. als Gegenlohn zusagend, daß man ihr im Osten der Balkanhalbinsel freie Hand lasse. Habe ja schon 1876 der russische General Sumarakov dem Grafen Andrássy den Vorschlag gemacht, die Balkanhalbinsel derart zu teilen, daß Rußland Bulgarien mit Konstantinopel, Österreich Serbien mit Makedonien und Albanien erhalte. Wenn man nur wolle, könnte man schon meine Idee ohne irgendwelchen Krieg durchführen.

Aber Passetti kam über seine Wenn und Aber nicht hinaus, und nach mehrmonatigen Verhandlungen mit ihm mußte ich meinen Freunden in Serbien sagen, daß die k. k. Regierung nicht den Mut habe, zuzugreifen. Die Idee war aber letzten Endes dadurch vereitelt worden, daß ich durch Szögyény dem Kaiser hatte Mitteilung davon machen und meine Denkschrift vorlegen lassen. Denn dieser erschrak vor der Kühnheit meiner Idee und lehnte ab.

Der Umfang dieses Buches ist mir leider unter der Hand so stark angewachsen, daß ich mich sehr kurz fassen muß, wenn ich nicht die mir gezogenen Grenzen überschreiten will. Ich muß des-

halb bezüglich aller serbisch-magyarisch-österreichischen Beziehungen und Zwistigkeiten auf mein erwähntes Buch verweisen: „Serbien, Österreich und Deutschland". Hier will ich nur etwas beifügen, was in jenem fehlt.

Die verfehlte österreichische Politik hatte sich auf Begünstigung des perfiden hinterlistigen Bulgariens aufgebaut, um das offen feindselige Serbien zu schädigen. (Ein Serbien, das übrigens nur deshalb feindselig war, weil man es in Budapest und Wien nicht anders haben wollte. Denn früher war es unzählige Male der treue Helfer und selbst Retter Österreichs und der Habsburger in der Not gewesen! Siehe mein vorgenanntes Werk.) Wie das von dem verräterischen Zaren Ferdinand gelohnt wurde, zeigen die Mitteilungen im nächsten Kapitel über dessen Verrat, wie ich sie einem eingeweihten Diplomaten verdanke. Diese Enthüllungen sollten im „Türmer" erscheinen, wurden aber von der deutschen Zensur verboten. Und doch wäre ihre Veröffentlichung nützlich gewesen, weil sie, vor dem bulgarischen Verrat erfolgt, der deutschen Regierung hätten als Warnung dienen können. Als ich die Aufhebung des Zensurverbots durch Vermittlung eines befreundeten deutschen Abgeordneten durchsetzte, war es die Schriftleitung des „Türmer", die plötzlich Bedenken zeigte, weil mittlerweile der nette Zar in Deutschland ein Asyl gefunden hatte!

Man urteile übrigens selbst aus dem nächsten Kapitel.

33. Enthüllungen über den bulgarischen Verrat.

Wenn Deutschland nach vier Jahren beständig siegreicher bewundernswerter Kämpfe plötzlich in die Lage kam, um Frieden bitten zu müssen, so verdankt es dies dem Verrat seiner braven bulgarischen Bundesgenossen. Diese lohnten auf diese Weise die Liebe, die ihnen das deutsche Volk entgegenbrachte (irregeführt durch Federn, die auf höheren Befehl die Bulgaren zu verherrlichen hatten), sowie die Sorgfalt der Regierungen, die dafür gesorgt hatten, daß ja keine unbequeme Wahrheit veröffentlicht werde. Es ist deshalb sicher eine verdienstliche Tat, wenn man einmal die geschichtliche Wahrheit veröffentlicht und die Geschichte dieses unerhörten Verrats erzählt. Waren doch die Hertling und Hintze

bis zu ihrem Sturze bestrebt, den Urheber des Verrats: den Zaren Ferdinand zu schützen und als Opfer seiner „Treue" hinzustellen! Und noch heute tut man so, und läßt alle Verräter mit Ehren behandeln und inmitten der verratenen Völker wohnen!

Der bulgarische Zar selbst war es nämlich, dem nach dem Sturze des russischen Zaren um sein eigenes Krönchen bange wurde, und der deshalb den Sobranje-Abgeordneten Bazarov in die Schweiz sandte, um mit den Feinden Fühlung zu bekommen. Er ließ sich nach dem Preise für seinen Verrat erkundigen, und wollte diesen selbst in seiner gewohnten hinterlistigen Weise (denn er ist in seinem Charakter das getreue Ebenbild des Königs Edward VII.!) in der Art durchführen, daß er in den Augen seiner Bundesgenossen und vor der Welt rein dastand. Also nur allmählich und auf krummen Wegen. Aber der Verband machte ihm einen Strich durch die Rechnung, indem er ihm durch Miljukov sagen ließ, er müsse, wenn er schon sich herbeilasse, Radoslavov zu entlassen und Malinov die Regierung anzuvertrauen, auch des letzteren Bedingung annehmen, die darin bestand, daß Bulgarien sofort Waffenstillstand schloß, dem dann Friede und Verbündung mit dem Verbande folgen müßten. Weil der Zar doch nicht wagte, offenen Verrat zu begehen, besonders wo die Dinge in Rußland gerade für Deutschland günstig zu werden schienen, kam es zum **vorläufigen Abbruch der Verhandlungen.**

Aber der König gab deshalb seine Bemühungen nicht auf, sondern er versuchte durch englische und amerikanische Vermittlung zu erreichen, was ihm durch russische nicht möglich war. Er betraute den Großhändler Sipkov im April 1917 mit diesem Auftrage, wobei er erklären ließ, er sei zu allem bereit, wenn ihm nur die Krone gesichert bleibe und ihm gestattet würde, die Sache so durchzuführen, daß der Schein eines Verrates von ihm fern bleibe. Dabei spielte er sein gewöhnliches doppeltes Spiel, indem er (schon aus Furcht, es könnte etwas von seinen Verhandlungen den Bundesgenossen zu Ohren kommen und ihn in deren Achtung herabsetzen) scheinbar den Regierungen von Berlin und Wien Mitteilung machte. Aber natürlich nicht die Wahrheit! Denn er tat so, als bemühe er sich nur im Interesse Aller zur Erlangung eines allgemeinen Friedens, was ja den beständig mit der ausgestreckten

Friedenshand herumlaufenden Herren Bethmann und Czernin nur willkommen sein konnte. Daß er in Wirklichkeit den Feinden gegenüber sich bereit erklärt hatte, unter den erwähnten Bedingungen auch ohne Zustimmung der Bundesgenossen plötzlich abzufallen und sich gegen die Mittelmächte zu kehren, dies verschwieg er **wohlweislich!**

Am 20. September 1917 kam Bulgariens Unterhändler Sarkisov mit einem Abgesandten der englischen Regierung in Thonon (Savoyen) zusammen, wo dieser ihm eröffnete, der Verband sei bereit, den Bulgaren die Dobrudża zu lassen und als Lohn für den Verrat außer einem Teil Makedoniens die europäische Türkei ohne Konstantinopel und den Dardanellen (also Thrakien) zu geben, während der Rest von Makedonien nebst dem griechischen (Saloniki einbegriffen) ein unabhängiger Staat werden würde. Bezüglich der Hauptfrage: Beibehaltung des Königs Ferdinand, drückte sich aber der Engländer so zweideutig aus, daß der Zar darin keine Bürgschaft sah. Er ließ deshalb zurückantworten, daß er unbedingt den Thron behalten müsse, und dies wäre nur dann möglich, wenn Bulgarien auch ganz Makedonien bekomme. Auf früher (vor 1912) serbisches Gebiet wolle er dann verzichten.

Weil der Verband davon nichts wissen wollte, glaubten die bulgarischen Unterhändler, daß es im Interesse des Landes liege, sich nicht mit ihrem Zaren zu identifizieren, sondern ihn zu opfern, wenn sonst die bulgarischen Ansprüche befriedigt würden. Sie erhielten am 24. Oktober vom Verband folgende Antwort: „Wir sind zu einem Sonderfrieden bereit, wenn ihr erstens plötzlich umsattelt und euren bisherigen Bundesgenossen in den Rücken fallt, zweitens das von euch besetzte rumänische und serbische Gebiet räumt, drittens Bürgschaften für eure Treue gebt und deshalb viertens auch der Zar, dem wir nicht trauen können, auf den Thron verzichtet. Dafür bekommt ihr dann das von euch besetzte griechische Gebiet bis zum Busen von Orfana mit Serres, Demirhisar, Orfana, Drama und Kavala nebst Thasos und das türkische Gebiet mit Adrianopel bis zur Linie Enos—Midia."

Die Bulgaren wären vielleicht damit einverstanden gewesen, aber die Sache wurde dem Zaren verraten, und da es diesem doch in erster Linie nur um seinen Thron zu tun war, verstand er als

Meister der Ränke, es vortrefflich, den Abschluß zu vereiteln, wozu wahrscheinlich auch der Umstand beitrug, daß Rußland durch die Bolschewiki in eine solche Lage geriet, daß es voraussichtlich als Gegner Deutschlands ausfallen mußte, des letzteren Aussicht auf endlichen Sieg also wieder in die Nähe rückte. Ferdinand beschloß also, zu warten.

Nun wird man sich erinnern, daß Amerika merkwürdigerweise nicht seine Beziehungen zu Bulgarien abgebrochen hatte und Wilson sich hartnäckig weigerte, diesem den Krieg zu erklären, so oft auch im Kongreß eine solche Forderung gestellt wurde. Immer sagte er geheimnisvoll, er habe seine besonderen Gründe, dies nicht zu tun. Die Staatslenker der Mittelmächte in ihrer diplomatischen Einfalt legten dies so aus, als lege Wilson Wert darauf, ein Bindeglied zu erhalten, durch das er jederzeit mit den Mittelmächten in Verbindung treten könnte. Deshalb waren sie hochbeglückt, daß der bulgarische Gesandte noch immer in Washington blieb und der amerikanische Geschäftsträger in Sofija! Ferdinand machte sich aber dies zunutze, indem er durch diese beiden Personen nunmehr mit Wilson in Unterhandlungen trat. Der bulgarische Gesandte setzte zu diesem Zwecke alles in Bewegung, in Amerika (und durch andere Personen auch in England) Stimmung zugunsten der Bulgaren zu machen, die er als armes Opfer deutschen Zwanges hinstellte, indem er ganz offen versicherte, daß Bulgarien jederzeit bereit wäre, sich von seinen Bundesgenossen loszusagen und gegen diese mit dem Verbande gemeinsame Sache zu machen, wenn es für Bulgarien vorteilhaft wäre. So kam der Juni heran, in dem es klar wurde, daß die letzte große deutsche Offensive durch den vorherigen Verrat derselben (nach einer mir von einem höheren Offizier gemachten Mitteilung die Folge Plauderns einer hohen Persönlichkeit gegen eine ihrer belgischen Maitressen, die insgesamt im Dienste des Feindes standen) gescheitert sei. Jetzt wurde der Boden unter Ferdinands Füßen heiß und er ließ durch die erwähnten Diplomaten mit Wilson ernstlich unterhandeln. Davon erhielt aber Venizelos Wind und mit Entsetzen sah er, daß davon die Rede war, als Lohn für bevorstehenden Verrat dem bulgarischen Todfeind griechisches Gebiet zu geben! Und da durch die Unterhandlungen auch das serbische Makedonien gefährdet war,

setzte er sich mit Pašić in Verbindung. Beide zusammen kamen darüber überein, daß es nicht gut wäre, den despotischen Wilson zu reizen, indem man ihm Vorwürfe machte, sondern daß man besser täte, sich zu stellen, als ob man glaubte, daß nur Bulgarien derartige Anträge an den Verband gestellt hätte. Man überging deshalb die Rolle, die der amerikanische Geschäftsträger in Sofia spielte (der direkt mit dem Zaren verhandelte) und stellte sich, als ob man nur gehört hätte, daß der bulgarische Gesandte in Washington den Antrag gestellt habe, gegen Abtretung von ganz Makedonien, der Dobrudža und der europäischen Türkei zum Judas zu werden. Venizelos ließ daher durch seinen Gesandten in Washington Wilson mitteilen, daß er selbst und sein ganzes Volk durch diese Nachrichten aufs äußerste beunruhigt seien und deshalb von ihm reinen Wein erbaten. Wilson gab eine seiner zweideutigen Antworten und dies vermehrte natürlich noch die Unruhe des Venizelos und des Pašić; besonders weil bereits in die Öffentlichkeit allerlei durchgesickert war und deshalb die Stimmung im Volke gegen Venizelos noch feindseliger wurde, als sie ohnehin schon war. Um deshalb zunächst die eigenen Landsleute zu beruhigen, bat Venizelos den Times-Korrespondenten in Athen, er möge an sein Blatt telegraphieren, daß Wilson erklärt habe, er könnte es weder billigen noch zustimmen, wenn der Verband mit Bulgarien einen Sonderfrieden schlösse. Diese Nachricht, welche in der „Times“ erschien, wurde dann von London nach Athen zurücktelegraphiert und von den venizelistischen Blättern ihren Lesern als Londoner Nachricht in solcher Form vorgesetzt, daß sie glauben mußten, Wilson habe tatsächlich derartiges gesagt und dies sei von Washington nach London telegraphiert worden! Der Schwindel wurde aber von den königstreuen griechischen Blättern entlarvt, die sich obendrein weidlich lustig machten, daß die venizelistischen Blätter ganz offen ihre Angst gezeigt hatten und das Organ des Venizelos sogar von der „Agonia“ ([illegible]) gesprochen hatte, mit der das griechische Volk Aufklärung und Beruhigung seitens des Verbandes erwarte.

Weil aber Wilson tatsächlich kein derartiges Versprechen gegeben hatte, überreichten Venizelos und Pašić den Verbandsmächten eine Note, in der sie bittere Beschwerde über den — bulgari-

schen Gesandten in Washington führten, der angeblich allein die Schuld an allem trage, weil er — „im Interesse Deutschlands" (!!!) den Verband zu einem Sonderfrieden mit Bulgarien dränge, obendrein auf Kosten Serbiens und Griechenlands. Sie beeilten sich hinzuzufügen, daß sie natürlich überzeugt wären, „daß ein so schändlicher Verrat seitens des Verbandes gegen Serbien, das jetzt als sein Opfer verblute, und gegen Griechenland, das allein durch Venizelos in die Arme des Verbandes getrieben wurde und für diesen kämpfe, gar nicht möglich sei, denn es müßte ja die ganze Welt empören, wenn nunmehr der bisherige Feind für seinen Verrat mit so bedeutenden Gebietsteilen der treuen Kampfgenossen belohnt würde! Aber man möge behufs Beruhigung des serbischen und des griechischen Volkes sich ganz offen und unumwunden darüber aussprechen".

Nunmehr mußte der Verband Farbe bekennen, und er tat es in der Weise, daß er die genannten Staatsmänner darüber beruhigte, daß man die Bulgaren nur mit türkischem und teilweise rumänischem Gebiete belohnen werde, wenn sie zum Verräter werden sollten. Dann hieß es aber weiter: „Nur in dem Falle, als die Ereignisse und die Lage es dringend nötig machen sollten, daß Bulgarien auch kleine Teile von Serbien und Griechenland zugesprochen erhalte, so würden diese Länder anderseits durch andere Gebiete reichlich entschädigt werden; z. B. für etwaige Abtretung von Kavala, Serres und Saloniki durch den Ipiros (Unteralbanien ohne Avlón, das den Italienern verbleiben müßte), griechische Gebiete in Kleinasien (Smyrna) und vielleicht noch Cypern; Serbien aber für die abgetretenen makedonischen Gebiete durch Bosnien, Hercegovina, Dalmatien und überhaupt alle von Serbokroaten bewohnten österreichisch-ungarischen Gebiete sowie Oberalbanien." Da es zudem hieß, daß dabei der freie Wille der Bevölkerung nicht unberücksichtigt bleiben solle, beruhigten sich Venizelos und Pašić.

Mittlerweile hatte aber Ferdinand, dem nach Mißlingen der deutschen Offensive ernstlich bange um seinen Thron wurde, geglaubt, dem Verbande ein Zeichen seiner aufrichtigen Gesinnung geben zu müssen, indem er Radoslavov entließ und Malinov zum Ministerpräsidenten machte, der bereits vorher an den Unterhand-

lungen mit dem Verbande persönlich beteiligt gewesen war. Die Unterhandlungen wurden auch sofort von Malinov wieder aufgenommen und so ernstlich geführt, daß die deutsche Regierung, welcher davon durch einen meiner Bekannten Mitteilung gemacht wurde, unruhig wurde und Argwohn schöpfte. Denn bis dahin hatte der Zar Ferdinand es meisterhaft verstanden, den Biedermeier zu spielen und die Regierungen der Mittelmächte hinters Licht zu führen. Schlau, wie nun schon einmal die deutschen Staatsmänner heutiger Zeit sind, wußten sie auch sofort ein untrügliches Mittel, die drohende Gefahr zu beschwören: sie ließen den Kaiser nach Nauheim und die Könige von Bayern und Sachsen nach Sofija fahren, damit alle drei sich aus dem Munde ihres guten Freundes und Bruders versichern könnten, daß man in Bulgarien von Verrat weit entfernt sei und unverbrüchlich in Nibelungentreue an den Mittelmächten hänge. Und der famose König Ferdinand, dieses Muster eines Macchiavellischen „Principe", überströmte in Versicherungen der Treue und Loyalität! Wenn er nicht ohnehin schon Feldmarschall der Mittelmächte gewesen, ihre höchsten Auszeichnungen erhalten hätte und mit seinen drei verbündeten „Brüdern" in der Berliner Kaisergalerie in einer rührend anzusehenden Gruppe lebensgroß gemalt worden wäre, so wäre dies unbedingt auf so viel Treueversicherungen hin jetzt geschehen. So aber begnügte man sich, durch die Presse zu verkünden, daß „die bulgarische Waffenbrüderschaft noch nie so fest gestanden hätte wie gerade jetzt und daß unsere tapferen Bundesgenossen in Makedonien treue unerschütterliche Wacht halten".

Und zur Zeit als dies geschah und als der Zar seinen drei „Brüdern" in Nauheim und Sofija die üblichen Judasküsse auf beide Wangen drückte, hatte er bereits seine Zustimmung zu dem **unerhörten Verrate gegeben!**

Die schlechten Nachrichten aus Palästina, Syrien und namentlich von der Westfront waren es, die die Sache in Fluß gebracht hatten. Ferdinand, der stets eine feine Witterung besessen hatte, zweifelte nunmehr nicht länger daran, daß der Krieg für Deutschland kein gutes Ende nehmen werde, und wie die Ratte das sinkende Schiff, so suchte auch er dieses Schiff rechtzeitig zu verlassen, um sich selbst zu retten. Er erklärte sich also bereit, auf

die Bedingungen einzugehen, die der Verband am 24. Oktober 1917 gestellt hatte und die als Schluß die bittere Pille enthielten, daß der Zar abdanken müsse. Noch machte er einen letzten Versuch, seinen Thron zu retten, erhielt aber die Antwort: „Ein Mensch, der während seiner Regierung bereits viermal Geheimverträge abwechselnd mit und gegen Österreich abgeschlossen hat [38]) und der sich jetzt zum fünften Verrat gegen seine eigenen Bundesgenossen erbietet, kann uns keine Bürgschaft sein, daß er, wenn es seine Interessen erheischen könnten, auch zum sechsten Male zum Verräter am Verbande werde. Er müsse also unbedingt abdanken. Nur das eine Zugeständnis könne man ihm machen, daß dann seine Dynastie in Gestalt seines ältesten Sohnes verbleibe, der nicht, gleich dem Vater, so ‚erblich belastet' sei."

Daraufhin beschloß Ferdinand, auch in diesen sauren Apfel zu beißen; nur stellte er noch die Bedingung, daß man ihm den Verrat insoferne erleichtere, als man ihm einen schönen Abgang gestatte und andrerseits die Bulgaren nicht zwinge, sofort ihren bisherigen Bundesgenossen in den Rücken zu fallen, sondern daß sich alles allmählich abwickle. Es sei dies schon deshalb nötig, weil immerhin eine deutschfreundliche Partei in Bulgarien bestehe, die (so klein sie auch sei) doch das Volk aufzuwiegeln vermöchte, was ja auch nicht im Interesse des Verbandes liegen könne. Man müsse überhaupt, sowohl um den Verrat zu verschleiern, wie auch, um das Volk nicht kopfscheu zu machen, schrittweise vorgehen, und zwar in der Weise, daß es den Anschein habe, als handle Bulgarien und namentlich sein König in bitterer Zwangslage. Der Verband sah dies auch ein und so wurde folgende Komödie verabredet: Das bulgarische Heer wird derart aufgestellt, daß es in der Mitte sehr schwach ist, also schon überhaupt bei einem dorthin erfolgenden starken Angriff des Verbandsheeres bald zum Weichen kommen muß. Widerstand muß allerdings geleistet werden, schon aus Rücksicht auf die bei dem bulgarischen Heere befindlichen Truppenteile der Mittelmächte, die sonst Verdacht schöpfen

[38]) Das letzte Mal im Fruhjahr 1912, wo er sich verpflichtete, den Serben gegen deren Verzicht auf Makedonien mit 200 000 Mann zur Eroberung von Bosnien zu verhelfen!

würden. Aber der Widerstand wird bald nachlassen und dann wird der Rückzug des bulgarischen Heeres erfolgen. Nach Durchbrechung der Mitte ist es nur selbstverständlich, daß dann auch die beiden Flügel zurückgenommen werden. Dann werde die Schreckensnachricht in das Volk geschleudert werden: „Jetzt steht unsere Sache militärisch so, daß wir gezwungen sind, um jeden Preis Frieden zu schließen, weil sonst Bulgarien verloren wäre!" Und dann werde im Volke solcher Schrecken herrschen, daß Malinov anscheinend auf eigene Faust den kecken Schritt wagen könne, mit einem plötzlichen Friedensangebot hervorzutreten, ohne vorher die Mittelmächte zu befragen und ohne abzuwarten, ob diese nicht in der Lage wären, mit ihren eigenen Truppen die militärische Lage wieder für Bulgarien günstig zu gestalten. Ist man so weit, so wird der Zar erklären, daß er daraus die entsprechenden Folgerungen ziehe und zugunsten seines Sohnes abdanke — als scheinbares Opfer seiner Treue und Loyalität. Um nicht den Verrat allzu offenkundig erscheinen zu lassen und namentlich, um gefürchteten Ruhestörungen im Volke selbst vorzubeugen, wird es sich anfänglich nur darum handeln, das bulgarische Heer zu entwaffnen und das ganze Land mit seinen Verkehrsmitteln, Arsenalen usw. in die Hände des Verbandes zu bringen, so wie dies seinerzeit in Griechenland schrittweise geschah. Ist man so weit, so wird dann scheinbar unter dem Drucke der Verbandsheere Bulgarien „gezwungen" werden, mit seiner ganzen Streitmacht an dem Kriege und der endgültigen Niederwerfung Österreichs und der Türkei teilzunehmen. Dadurch wird man wahrscheinlich erreichen, daß diese beiden Staaten ebenfalls sich unterwerfen, und mit dem allein gebliebenen Deutschland kann man dann nach Belieben verfahren.

Man hätte nun glauben sollen, daß nach Offenbarung des bulgarischen Verrats die Staatslenker der Mittelmächte die entsprechenden Folgerungen gezogen und namentlich ihre in Sofija befindlichen Regimenter benützt hätten, der Schlange den Kopf abzuschneiden. Es konnte dies leicht geschehen, wenn man so entschlossen war, den verräterischen König mit seinen Söhnen, Ministern, allen Sobranjemitgliedern und allen Vornehmen von Sofija, nebst allen bulgarischen Offizieren daselbst, plötzlich ge-

fangen zu nehmen und als Geiseln gegen den Abfall zu behalten.[39]) Aber zu einem so kühnen und wohltätigen Entschluß hätte es auch kühner Männer wie Wilson, Lloyd George und Clémenceau bedurft; man hatte aber nur Leute wie Hertling, Hintze und Burian! Und so darf man sich nicht wundern, wenn noch heute der Zar Ferdinand unangefochten inmitten des von ihm verratenen deutschen Volkes weilen darf!

Übrigens kann es einigermaßen zur Genugtuung gereichen, daß die Bulgaren betrogene Verräter sind. Weil nämlich die Dinge wider Erwarten des Verbands einen viel rascheren Verlauf nahmen, als man zu hoffen gewagt hatte — denn einen so plötzlichen und unbegründeten Zusammenbruch Deutschlands hatte doch niemand vorhersehen können —, brauchte der Verband die bulgarische Hilfe nicht. Obendrein lagen ihm sowohl Serbien wie Griechenland immer in den Ohren, daß es ungerecht wäre, Bulgarien für seinen Verrat zu belohnen, wo es doch die ganze Zeit gegen den Verband gekämpft und gerade in Serbien so viehisch gewirtschaftet hatte! Weil obendrein Serbien auch noch zugunsten Italiens verkürzt werden sollte, machte man kurzen Prozeß, erklärte, daß man Verrätern nicht zu so genauer Einhaltung von Zusagen verpflichtet sei, und so kommt es, daß voraussichtlich Bulgarien doch um den Lohn für seinen Verrat geprellt werden wird.

---

34. Franz Josefs Mitschuld an der Entfesselung des Weltkrieges.

Auf S. 333 findet man meine Ansicht über die Mitschuld des Kaisers Franz Josef an der Entfesselung des Weltkrieges, so wie ich diese früher nach dem beurteilen konnte, was darüber bis dahin bekannt war. Ich habe daran keine Silbe geändert, obgleich seither durch die Veröffentlichungen in Wien (Rotbuch) und der beteiligten Ex-Minister Klarheit geschaffen ist, damit man sieht, wie richtig ich geargwöhnt hatte. Nach den erwähnten Veröffentlichungen unterliegt es keinem Zweifel, daß Graf Berchtold mit

[39]) Statt dem verherrlichten die Gesandten und Offiziere der Mittelmächte die Thronbesteigung des Sohnes ihres Verräters durch ihre Gegenwart!

ausdrücklicher Zustimmung des Kaisers Franz Josef — allerdings aufgehetzt durch das Drängen der deutschen Regierung, die sogar durchblicken ließ, daß der Dreibund gefährdet sei, wenn Österreich nicht diesmal die günstige Gelegenheit ausnütze, mit Serbien abzurechnen — bewußt den Krieg vom Zaune brach und dadurch den Weltkrieg entfesselte. Da nun in Österreich keine auswärtige Politik ohne Zustimmung des Kaisers möglich war und am allerwenigsten ohne solche ein so verhängnisvoller Schritt unternommen werden konnte, ist es klar, daß Franz Josef seine endlos lange Mißregierung durch einen abschließenden Knalleffekt krönte.

Weil nicht jedermann in der Lage ist, die diesbezüglichen Veröffentlichungen zu kennen und zu würdigen, will ich nachstehend mitteilen, was darüber bekannt gegeben wurde, und zwar nach den Angaben des Dr. Lederer an das „Berliner Tageblatt".

Am 20. September (1919) telegraphierte er unter dem Titel „Das Geheimprotokoll über den Kabinettsrat vom 7. Juli 1914" wie folgt:

„Aus den bisher erfolgten Veröffentlichungen über die Vorgeschichte des Weltkrieges ist bekannt geworden, daß der Beschluß, ein Ultimatum an Serbien zu richten, am 7. Juli 1914 in einer gemeinsamen Beratung der österreichischen, der ungarischen und der k. u. k. Regierung gefaßt worden ist. Über diesen Ministerrat existiert ein geheimes Protokoll, das heute von der ‚Arbeiter-Zeitung' veröffentlicht werden wird. Dieses historische Dokument, das für die Beurteilung der Absichten Kaiser Franz Josefs und der k. u. k. Regierung von entscheidender Bedeutung ist, hat in seinen wesentlichen Teilen folgenden Wortlaut:

Protokoll des zu Wien am 7. Juli 1914 abgehaltenen Ministerrats für gemeinsame Angelegenheiten unter dem Vorsitze des Ministers des k. u. k. Hauses und des Äußern Grafen Berchtold.

Gegenwärtig: Der k. k. Ministerpräsident Graf Stürgkh, der k. ungarische Ministerpräsident Graf Tisza, der k. u. k. gemeinsame Finanzminister Dr. Ritter v. Bilinski, der k. u. k. Kriegsminister Feldzeugmeister Ritter v. Krobatin, der k. u. k. Chef des Generalstabes General der Infanterie Freiherr v. Conrad, der Vertreter des k. u. k. Marinekommandanten Kontreadmiral v. Kailer,

Protokollführer Legationsrat Graf Hoyos. Gegenstand: Die bosnischen Angelegenheiten; die diplomatische Aktion gegen Serbien.

Der Vorsitzende eröffnet die Sitzung, indem er bemerkt, der Ministerrat sei einberufen worden, um über die Maßnahmen zu beraten, welche zur Sanierung der anläßlich der Katastrophe in Sarajevo zutage getretenen innerpolitischen Übelstände in Bosnien und Hercegovina angewendet werden. Vorerst sollte man sich aber klar werden, ob der Moment nicht gekommen sei, um Serbien durch eine Kraftäußerung für immer unschädlich zu machen. Ein solcher entscheidender Schlag könne nicht ohne diplomatische Vorbereitungen geführt werden. Daher habe er mit der deutschen Regierung Fühlung genommen. Die Besprechungen in Berlin hätten zu einem sehr befriedigenden Resultate geführt, indem sowohl Kaiser Wilhelm als Herr v. Bethmann Hollweg uns für den Fall einer kriegerischen Komplikation mit Serbien die unbedingte Unterstützung Deutschlands mit allem Nachdruck zugesichert hätten. Nun müßten wir noch mit Italien und Rumänien rechnen und da sei er in Übereinstimmung mit dem Berliner Kabinett der Ansicht, daß es besser wäre, zu handeln und etwaige Kompensationsansprüche abzuwarten. Er sei sich klar darüber, daß ein Waffengang mit Serbien den Krieg mit Rußland zur Folge haben könnte. Rußland treibe aber gegenwärtig eine Politik, die den Zusammenschluß der Balkanstaaten zum Zwecke habe, um dieselben sodann im geeignet scheinenden Moment gegen die Monarchie ausspielen zu können. Er sei der Ansicht, daß sich unsere Situation einer solchen Politik gegenüber mehr verschlechtern müsse.

Die logische Folge, die sich aus dem Gesagten ergebe, wäre, unseren Gegnern zuvorzukommen und durch eine rechtzeitige Abrechnung mit Serbien den bereits in vollem Gange befindlichen Entwicklungsprozeß aufzuhalten, was später zu tun nicht mehr möglich sein würde.

Der königlich ungarische Ministerpräsident stimmt damit überein, daß sich die Lage in den letzten Tagen durch die in der Untersuchung festgestellten Tatsachen und durch die Haltung der serbischen Presse verändert habe, und betont, daß auch er die Möglichkeit einer kriegerischen Aktion gegen Serbien für nähierge-

rückt halte, als er es gleich nach dem Attentat von Sarajevo geglaubt habe. Er würde aber einem überraschenden Angriff auf Serbien ohne vorhergehende diplomatische Aktion, wie dies beabsichtigt zu sein scheine und bedauerlicherweise auch in Berlin durch den Grafen Hoyos besprochen wurde, niemals zustimmen, weil wir in diesem Falle seiner Ansicht nach in den Augen Europas einen sehr schlechten Stand hätten, und auch mit großer Wahrscheinlichkeit mit der Feindschaft des ganzen Balkans, außer Bulgarien, rechnen müßten, ohne daß Bulgarien, welches gegenwärtig sehr geschwächt sei, uns entsprechend unterstützen würde. Wir müßten unbedingt Forderungen gegen Serbien formulieren und erst dann ein Ultimatum stellen, wenn Serbien sie nicht erfülle. Diese Forderungen müßten zwar harte, aber nicht unerfüllbare sein. Es sei nicht Sache Deutschlands zu beurteilen, ob wir jetzt gegen Serbien losschlagen sollten oder nicht. Er persönlich sei der Ansicht, daß ein Krieg im jetzigen Augenblick nicht unbedingt geführt werden müßte. Jetzt, wo Deutschland erfreulicherweise die Bahn zum Anschluß Bulgariens an den Dreibund freigegeben habe, eröffne sich uns ein vielversprechendes Gebiet zu einer erfolgreichen diplomatischen Aktion am Balkan. Auf europäischem Gebiete müsse man auch berücksichtigen, daß sich das Kräfteverhältnis Frankreichs zu Deutschland wegen der niedrigen Geburtszahlen immer mehr verschlechtern würde und daß Deutschland in der Zukunft daher immer mehr Truppen gegen Rußland disponibel haben würde.

Der Vorsitzende bemerkt hierzu, daß diplomatische Erfolge gegen Serbien zwar das Ansehen der Monarchie zeitweilig gehoben, aber die tatsächlich bestehenden Spannungen in unseren Beziehungen zu Serbien sich nur noch verstärkt hätten; es sei also wohl nur ein energisches Eingreifen möglich. Was die Bemerkung des ungarischen Ministerpräsidenten bezüglich des Kräfteverhältnisses zwischen Frankreich und Deutschland anlange, so glaube er darauf hinweisen zu sollen, daß der verminderten Bevölkerungszunahme Frankreichs die in ungleich höherem Verhältnisse gesteigerte Bevölkerungszunahme Rußlands gegenüberstehe.

Der k. u. k. Ministerpräsident Graf Stürgkh bemerkt, daß jetzt eine psychologische Situation geschaffen sei, die seiner An-

sicht nach unbedingt zu einer kriegerischen Auseinandersetzung mit Serbien hindränge. Er stimme mit dem königlich ungarischen Ministerpräsidenten zwar darin überein, daß wir und nicht die deutsche Regierung beurteilen müßten, ob ein Krieg notwendig sei oder nicht, er müsse aber doch bemerken, daß es auf unsere Entschließung einen sehr großen Eindruck ausüben sollte, wenn an der Stelle, welche wir als treueste Stütze unserer Politik im Dreibund ansehen müßten, uns wie wir gehört, rückhaltlose Bündnistreue zugesagt und überdies nahegelegt werde, sofort zu handeln, nachdem man dort angefragt hatte. Graf Tisza sollte diesem Umstand doch Bedeutung beimessen und in Erwägung ziehen, daß wir durch eine Politik des Zauderns und der Schwäche Gefahr laufen, dieser rückhaltlosen Unterstützung des Deutschen Reiches zu einem späteren Zeitpunkt nicht mehr so sicher zu sein. Es sei dies das zweite Moment, das bei den zu fassenden Beschlüssen neben dem Interesse an der Herstellung geordneter Verhältnisse in Bosnien berücksichtigt werden solle, aber eine Detailfrage, und wenn die ungarische Regierung der Ansicht sei, daß ein überraschender Angriff, ‚sans crier gare' wie sich Graf Tisza ausgedrückt hatte, nicht gangbar sei, so müsse man eben einen anderen Weg finden. Doch würde er dringendst wünschen, daß, was immer geschehe, rasch gehandelt werde und unsere Volkswirtschaft vor einer längeren Periode der Beunruhigung bewahrt bleibe. Daher sollte man heute prinzipiell beschließen, daß es zum Handeln kommen solle und werde. Auch er teile die Meinung des Vorsitzenden, daß die Situation durch einen diplomatischen Erfolg in keiner Weise gebessert werden könne. Wenn daher der Weg einer vorhergehenden diplomatischen Aktion aus internationalen Gründen betreten werde, so müsse dies mit der festen Absicht geschehen, daß diese Aktion nur mit einem Kriege enden dürfe.

Der gemeinsame Finanzminister bemerkt, Graf Stürgkh habe sich darauf berufen, daß der Landes-Chef den Krieg wünsche. General Potiorek stehe seit zwei Jahren auf dem Standpunkt, daß wir eine Kraftprobe mit Serbien bestehen müßten, um Bosnien und die Hercegovina behalten zu können. Man dürfe nicht vergessen, daß der Landes-Chef der an Ort und Stelle sei, die Sachen besser beurteilen könne. Auch Herr v. Bilinski hegt

die Überzeugung, daß der Entscheidungskampf früher oder später unvermeidlich sei. Er habe nie daran gezweifelt, daß Deutschland im Ernstfall bei uns stehen würde. Schon im November 1912 habe man diesbezüglich von Herrn v. Tschirschky die bündigsten Zusicherungen erhalten. Wenn sich auch der königlich ungarische Ministerpräsident jetzt mit einem diplomatischen Erfolg zufriedengeben würde, so könne er dies vom Standpunkt der bosnischen Interessen nicht tun. Der Serbe ist nur der Gewalt zugänglich. Ein diplomatischer Erfolg würde in Bosnien gar keinen Eindruck machen.

Der königlich ungarische Ministerpräsident bemerkt, er habe zwar die höchste Meinung von dem derzeitigen Landes-Chef als Militär. Was aber die Zivilverwaltung anlange, so könne man jedoch nicht leugnen, daß sie vollständig versagt habe. Er sehe nicht ein, warum die Verhältnisse in Bosnien nicht durch eine gründliche Reform der Verwaltung wesentlich gebessert werden könnten.

Der k. u. k. Kriegsminister ist der Ansicht, daß ein diplomatischer Erfolg keinen Wert habe. Vom militärischen Standpunkte aus müsse er betonen, daß es günstiger wäre, den Krieg jetzt als zu einem späteren Zeitpunkt zu führen. Was die Modalitäten des Kriegsbeginnes betreffe, so müsse er hervorheben, daß die beiden großen Kriege der letzten Jahre, sowohl der russisch-japanische Krieg, als auch der zweite Balkankrieg, ohne vorherige Kriegserklärung begonnen worden seien. Er sei der Ansicht, daß man vorher nur die gegen Serbien vorgesehene Mobilisierung durchführen und mit der allgemeinen Mobilisierung zuwarten solle, bis erkennbar sei, ob sich Rußland rüste oder nicht. In militärischer Hinsicht wäre es wünschenswert, wenn die Mobilisierung sofort und möglichst heimlich durchgeführt würde, und ein Ultimatum an Serbien erst nach vollendeter Mobilisierung gerichtet werden könnte. Dies wäre auch wegen der russischen Streitkräfte günstig, da die russischen Grenzkorps wegen der Ernte-Urlaube gerade jetzt nicht die vollen Bestände haben.

Es entspinnt sich hierauf eine Diskussion über die Ziele einer kriegerischen Aktion gegen Serbien, wobei der Standpunkt des königlich ungarischen Ministerpräsidenten, daß Serbien zwar ver-

kleinert, mit Rücksicht auf Rußland aber nicht ganz vernichtet werden dürfe, angenommen wird. Der k. k. Ministerpräsident betont, daß es sich auch empfehlen dürfte, die Dynastie Karagjorgjević zu entfernen und einem europäischen Fürsten die Krone zu geben, sowie ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis des verkleinerten Königreichs zur Monarchie in militärischer Hinsicht herbeizuführen. Der königlich ungarische Ministerpräsident ist noch immer der Ansicht, daß eine erfolgreiche Balkanpolitik für die Monarchie durch den Anschluß Bulgariens an den Dreibund möglich wäre, und verweist auf die furchtbaren Kalamitäten eines europäischen Krieges unter den derzeitigen Verhältnissen. Es möge nicht übergangen werden, daß allerhand Zukunfts-Eventualitäten denkbar seien, wie Ablenkung Rußlands durch asiatische Komplikationen, Revanchekrieg des wiedererstarkten Bulgariens gegen Serbien usw., welche unsere Stellung gegenüber dem großserbischen Problem wesentlich günstiger gestalten könnten, als dies heute der Fall ist.

Der Vorsitzende bemerkt hierzu, daß man allerdings verschiedene Zukunftsmöglichkeiten ausdenken könne. Er befürchte aber, daß für eine solche Entwicklung keine Zeit vorhanden sei. Man müsse mit der Tatsache rechnen, daß von feindlicher Seite ein Entscheidungskampf gegen die Monarchie vorbereitet werde, und daß Rumänien der russischen und französischen Diplomatie Helfersdienste leiste. Man dürfe nicht annehmen, daß die Politik mit Bulgarien uns einen vollen Ersatz für den Verlust Rumäniens bieten könne. Auch dürfe man nicht übersehen, daß für den Anschluß Bulgariens an den Dreibund noch nicht der erste Schritt geschehen sei. Wir wissen nur, daß die jetzige bulgarische Regierung vor Monaten diesen Wunsch ausgesprochen habe und damals auch im Begriffe stand, eine Allianz mit der Türkei einzugehen. Die Haltung des Ministeriums Radoslavov gebe allerdings keinen Grund daran zu zweifeln, daß dasselbe auch heute noch entschlossen sei, positiven Vorschlägen ein williges Ohr zu leihen. Als sicheren Baustein in unserer Balkanpolitik könne man diese Orientierung aber derzeit noch nicht einschätzen.

Es wird hierauf in längerer Debatte die Kriegsfrage weiter eingehend diskutiert. Am Schlusse dieser Erörterung kann kon-

statiert werden: 1. daß alle Versammelten eine tunlichst rasche Entscheidung des Streitfalles mit Serbien in kriegerischem oder friedlichem Sinne wünschen, 2. daß der Ministerrat bereit wäre, sich der Ansicht des königlich ungarischen Ministerpräsidenten anzuschließen, wonach erst mobilisiert werden solle, nachdem konkrete Forderungen an Serbien gerichtet und dieselben zurückgewiesen sowie ein Ultimatum gestellt worden ist. Dagegen sind alle Anwesenden, mit Ausnahme des königlich ungarischen Ministerpräsidenten der Ansicht, daß ein diplomatischer Erfolg, wenn er auch mit einer eklatanten Demütigung Serbiens enden würde, wertlos wäre, und **daß daher solche weitgehende Forderungen an Serbien gestellt werden müßten, die eine Ablehnung voraussehen ließen, damit eine radikale Lösung im Wege militärischen Eingreifens angebahnt würde.**

Graf Tisza bemerkt, daß er bestrebt sei, dem Standpunkte aller Anwesenden entgegenzukommen und daher auch insofern eine Konzession zu machen, als er zugeben wollte, daß die an Serbien zu richtenden Forderungen sehr harte sein sollten, jedoch nicht solcher Art, daß man unsere Absicht, unannehmbare Forderungen zu stellen, klar erkennen könne. Sonst hätten wir eine unmögliche rechtliche Grundlage für eine Kriegserklärung. Auch müsse er betonen, daß er für seine Person genötigt wäre, die Konsequenzen daraus zu ziehen, wenn sein Standpunkt nicht berücksichtigt würde.

Hierauf wird die Sitzung bis zum Nachmittag unterbrochen. Beim Wiederzusammentritt des Ministerrates ist auch der Chef des Generalstabes und der Stellvertreter des Marinekommandanten anwesend. Der Kriegsminister ergreift auf Wunsch des Vorsitzenden das Wort, um an den Chef des Generalstabes nachstehende drei Fragen zu richten: Erstens, ob es möglich wäre, zuerst nur gegen Serbien zu mobilisieren, und erst nachträglich, wenn sich die Notwendigkeit hierzu ergibt, auch gegen Rußland. Zweitens, ob man zur Einschüchterung Rumäniens größere Truppenmassen in Siebenbürgen zurückhalten könnte, und drittens, wo man den Kampf gegen Rußland aufnehmen würde. Es entspinnt sich auf Grund der Aufklärungen eine längere Debatte über die

Kräfteverhältnisse und den wahrscheinlichen Verlauf eines europäischen Krieges.

Am Schlusse dieser Debatte wiederholt der königlich ungarische Ministerpräsident seinen Standpunkt hinsichtlich der Kriegsfrage und richtet einen neuerlichen Appell an die Anwesenden, sie möchten ihre Entscheidung sorgfältig prüfen. Es werden hierauf die Punkte besprochen, welche als Forderungen an Serbien in die Note aufgenommen werden könnten. Es wurde bezüglich dieser Punkte im Ministerrat kein definitiver Beschluß gefaßt, sie wurden nur aufgestellt, um ein Bild darüber zu erlangen, welche Forderungen aufgestellt werden könnten.

Der Vorsitzende konstatiert, daß, wenn auch noch immer eine Divergenz zwischen den Ansichten aller Teilnehmer und jener des Grafen Tisza bestehe, man sich nähergekommen sei, nachdem auch die Vorschläge des königlich ungarischen Ministerpräsidenten aller Wahrscheinlichkeit nach zu der von ihm und den übrigen Mitgliedern der Konferenz für notwendig gehaltenen kriegerischen Auseinandersetzung mit Serbien führen werden. Graf Berchtold teilt dem Ministerrat mit, daß er die Absicht habe, am 8. d. M. nach Ischl zu reisen und Seiner k. u. k. apostolischen Majestät Vortrag zu erstatten. Graf Tisza bittet den Vorsitzenden, auch einen von ihm zu verfassenden alleruntertänigsten Vortrag über seine Auffassung der Lage zu unterbreiten. Nachdem ein Communiqué für die Presse aufgesetzt worden ist, hebt der Vorsitzende die Sitzung auf.

Schriftführer Graf Hoyos m. p. Berchtold.

Ich habe den Inhalt dieses Protokolls zur Kenntnis genommen.

Wien, am 16. Juli 1914. Franz Josef.

Hier entsteht zunächst die Frage: Wenn Graf Berchtold schon am Tage nach dieser Beratung zum Kaiser Franz Josef nach Ischl reiste, wie kommt es, daß dieser erst acht Tage später von dem Inhalt eines so wichtigen Protokolls, wie das vorstehende, Kenntnis erlangte? (In der Zeitung steht gar „16. August“, was ein offenbarer Druckfehler ist, weil doch der Kaiser nicht erst drei Wochen nach der Kriegserklärung an Serbien über das diesbezügliche Protokoll in Kenntnis gesetzt worden sein kann!) Er hat es also wahrscheinlich erst am 16. Juli unterzeichnet, aber seinen

Inhalt muß er schon am 8. Juli gekannt haben, weil doch die Reise des Grafen Berchtold nach Ischl eben deshalb erfolgte, um ihn von dem Ergebnisse des Ministerrats in Kenntnis zu setzen. Vom Kaiser hing es also ab, ob er sich den Ausführungen des unseligen Grafen Berchtold anschloß oder den gemäßigten des Grafen Tisza. Weil er sich für den ersteren entschied, darum trifft ihn die Mitschuld **an der Entfesselung des Weltkrieges!**

35. Meine Cassandra-Rufe.

Noch wenige Monate vor Ausbruch des Weltkriegs führte ich in meinem Werke „Das Fürstentum Albanien" (Berlin 1914, Hermann Paetel) aus, daß die törichte Orientpolitik des Grafen Berchtold — namentlich jene gegen Serbien — unbedingt zum Weltkriege führen müsse. Unter anderem schrieb ich folgendes:

„Statt eine so vernünftige, durch die einfachen Tatsachen und durch die Sachlage gebotene Politik zu verfolgen, hat man den Karren in den Dreck verfahren. Wo man mit Serbien in Güte hätte auskommen und es sich zum Freund machen können, reizte und erbitterte man es, zum großen Behagen Italiens, auf jede Weise. Und unser netter „Bundesgenosse" kochte an dem angefachten Feuer seine Polenta! Jetzt hat er sein Ziel erreicht! Er hat verhindert, daß Österreich und Serbien sich einigten und verständigten, daß Österreich die Küste Albaniens in Besitz nahm, er hat die Mächte dazu gebracht, daß sie einer Totgeburt wie diesem „Fürstentum Albanien" zustimmen, welches unter den unvermeidlichen Parteiungen eine beständige Quelle von Beunruhigungen bilden muß, und er hat sich selbst die Bahn für seine Wühlarbeit freigehalten. Er hat ferner bewirkt, daß im Falle eines Bruches mit Österreich Serbiens Mithilfe leicht zu erwerben sein wird, während im umgekehrten Falle ein mit Österreich befreundetes Serbien der italienischen Begehrlichkeit auf Albanien einen starken Riegel vorgeschoben hätte. Italien hat also alle Ursache sehr zufrieden zu sein: es hat den harmlosen „Bundesgenossen" über den Löffel barbiert und es dabei noch so schlau angestellt, daß dieser Harmlose über die falsche „Freundschaft" ganz gerührt ist und die „Loyalität" des lieben „Bundesgenossen" mit allen Engelsstimmen

offiziöser Zungen besingt. Und noch in der letzten Zeit ist es der italienischen Diplomatie gelungen, Österreich wieder für seine eigenen Zwecke vorzuschieben und zu mißbrauchen, indem man es verleitete, an Serbien ganz zweckloserweise ein Ultimatum zu stellen. Es hätte zwar niemandem etwas gemacht, wenn die Serben bis zur endgültigen Festsetzung der Grenzfrage die strategisch notwendigen Stellungen an dieser Grenze besetzt gehalten hätten, und es wäre noch immer Zeit gewesen, ein Ultimatum zu erlassen, wenn die Serben nach der endgültigen Grenzregulierung sich geweigert hätten, das fremde Gebiet zu verlassen, aber dann wäre eben eine günstige Gelegenheit vorübergegangen, Österreich weiter verhaßt zu machen und es im Auslande zu verhöhnen, daß es nur gegen sehr Schwache tatkräftig auftrete. Und der letztere Vorwurf erscheint nicht einmal so unberechtigt, wenn man sieht, wie Österreich nur immer gegen Serbien mit dem Säbel rasselt, die italienischen Anmaßungen in der Adria und speziell in Albanien aber sich geduldig gefallen läßt. Wenn je ein Ultimatum am Platze war, so wäre es damals gewesen, als Italien sich anmaßte, Österreich über Albanien Vorschriften zu erteilen und überhaupt auf „Interessengebiete" jerseits der Adria (welche die Italianissimi frech „il mare nostro" nennen!) Ansprüche zu erheben. Aber damals fehlte zu so einem Ultimatum der Mut.

„Die österreichische Diplomatie gleicht dem Stiere, der in der Arena nicht den Chulo sieht, der das rote Tuch schwingt (also nicht Italien), sondern nur das rote Tuch selbst (Serbien). Und unter dieser Blindheit müssen die Völker der Monarchie leiden! — —

„Niemand wird behaupten wollen, daß Österreich mit seiner Balkanpolitik bisher eine glückliche Hand gehabt hat. Man sollte allerdings glauben, daß es durch Schaden klug geworden sei und nun in andere Bahnen einlenken werde. Es zeigt sich aber das gerade Gegenteil. Noch immer kann man sich in Wien nicht zur Erkenntnis aufschwingen, daß es im höchsten Grade töricht ist, sich im Süden ganz ohne Grund eine Achillesferse zu schaffen, indem man fortfährt, gegen Serbien so feindlich aufzutreten, daß dieses notgedrungen zur Überzeugung kommen muß, es habe keinen größeren Feind als die Nachbarmonarchie, in der doch 5 Millionen Stammesgenossen leben und mit dessen volkswirtschaftlichen

Interessen es durch die Verhältnisse mehr als mit irgendeiner anderen Macht verknüpft ist. — — Wenn man also die Verblendung der Kabinette von Wien und Belgrad sieht, so muß man sich unwillkürlich an Axel Oxenstiernas Ausspruch erinnern: Mein Sohn, du weißt nicht, mit wie wenig Verstand die Welt regiert wird!'

„Meine Ansicht geht dahin, daß man am Wiener Ballplatze eine ganz neue Walze einlegen müßte. Die gehässige Politik gegen Serbien, wie sie seit zwei Jahrzehnten von Österreich betrieben wird, gereicht beiden Staaten zum Schaden. Die Enthüllungen des Geheimvertrages von 1912 zwischen Rußland und den drei slavischen Balkanstaaten konnten selbst einem politisch Blinden die Augen über die drohende Gefahr öffnen. Und das muß auch auf die deutsche Waffenbrüderschaft abkühlend wirken. Denn Deutschland hat doch ein großes Interesse daran, daß sein treuester Bundesgenosse nicht geschwächt und namentlich nicht durch seine unglückselige Balkanpolitik in seinem Werte als Bundesgenosse herabgesetzt werde. Welchen Wert hat aber Österreich für Deutschland, wenn sich dieses sagen muß: ,Im Falle des nächsten gemeinsamen Krieges werden wir auf seiten der Gegner unbedingt auch Serbien und Montenegro sehen?' Gehen auf diese Weise schon fünf bis sechs österreichische Armeekorps für die Hauptoperationen verloren, so erhöht sich das Unbehagen noch durch die nicht abzuleugnende Tatsache, daß Italien ein unzuverlässiger Bundesgenosse ist. Deutschland befindet sich aber zwischen Frankreich und Rußland in einer Zwickmühle und hat deshalb das Recht zu verlangen, daß seine Bundesgenossen sich nicht zwecklos in Abenteuer einlassen, die schließlich dem Dreibunde schaden müssen.

„Alles spricht also für die Notwendigkeit, der österreichischen Balkanpolitik eine ganz neue Richtung zu geben. Allerdings dürfte man sich dabei nicht von Italien Vorschriften geben lassen, sondern man müßte nach eigenem Interesse handeln. Was den Serben nottut, ist ein Hafen — aber nicht in Albanien, wo es keine Häfen gibt und solche erst mit Riesenkosten geschaffen werden und zudem erst durch kostspielige Bahnbauten mit dem Innern des Landes verbunden werden müßten, sondern Saloniki. Dies ist der natürliche Hafen Serbiens, mit dem es schon durch eine Bahn-

linie verbunden ist. Und zudem ist die ganze Bevölkerung längs dieser Bahnlinie sprachlich und ethnographisch der Mehrheit nach serbisch. — — — — — — — — — — — — — — — —

„Saloniki wäre dadurch auch eine Art österreichischer Hafen. Die Hauptsache aber wäre, daß dann Serbien durch einen Handels- und Freundschaftsvertrag mit Österreich aus einem Feinde in einen Freund verwandelt würde, und im nächsten Kriege würde Serbien Österreich den Rücken decken, statt ihm in den Rücken zu fallen. Ich glaube, daß solche Vorteile etwas ganz anderes wären, als die elende Politik, die man in den letzten Jahrzehnten am Wiener Ballplatz getrieben hat! — — — — — —

„Allerdings ist das Ganze vermutlich nur Zukunftsmusik, denn gewöhnlich geschieht ja nicht das Vernünftige und Logische, sondern immer nur das Gegenteil; namentlich seitens der ‚Justamentnöt-Diplomaten', die von jeher sich am Ballplatz breit gemacht haben und trotz ihrer beständigen Mißerfolge sich einbilden, nur sie allein verstünden etwas von höherer Politik, alle andern aber besäßen nur ‚beschränkten Untertanenverstand'. — — — — —

„Dann werden aber auch den famosen österreichischen ‚Staatsmännern' die Augen aufgehen, wohin sie gekommen sind, weil sie sich blindlings von Italien ins Schlepptau nehmen ließen und auf alle ‚Anregungen' von Rom aus eingegangen sind. Dann natürlich sind sie im wahren Sinne des Wortes „eingegangen"!

„Meine scharfe Verurteilung der österreichischen Politik hat einen mir befreundeten sehr hoch gestellten österreichischen Staatsmann (einen, der diesen Namen verdient) veranlaßt, mir zu schreiben:

„ ‚Daß in Ihrem Werke unsere Orientpolitik eine scharfe Verurteilung erfahren wird, kann ich mir — wie ich Ihre Auffassung kenne — denken. Ich besorge dabei nur das eine: daß nämlich Ihre Darstellung allzu sehr das Gepräge der Voreingenommenheit tragen wird. Und das wird, wie ich fürchte, den Wert Ihres Buches herabdrücken. Die Fehler unserer Politik datieren von lange zurück. Wenn Sie also mit unserer Regierung wegen ihrer Haltung während der jüngsten Krise zu rücksichtslos ins Gericht gehen, wird Ihnen — wenigstens im Kreise der besser Eingeweihten — der Vorwurf der Ungerechtigkeit kaum erspart bleiben. Ich glaube,

daß, wie die Dinge nun einmal lagen, Graf Berchtold wirklich nicht viel anders handeln konnte, als er gehandelt hat.' "

Wie ich dagegen meinen Standpunkt rechtfertigte, mag man auf den Seiten 340 bis 344 meines „Fürstentum Albanien" nachlesen. Meine Ausführungen wurden sofort nach Erscheinen dieses Werkes so glänzend gerechtfertigt, daß die erste Auflage binnen sieben Wochen vergriffen war und ich nun in der zweiten Auflage folgendes hinzuschreiben konnte:

„Auch hier war ich (leider!) ein guter Prophet! Es kann auch gar nicht anders sein, und wenn Graf Berchtold in seiner Verblendung (oder seinem Eigensinne) auch weiter auf der abschüssigen Bahn wandeln sollte, die er seine ‚Politik' nennt, so sehe ich keine Möglichkeit, Österreich vor einer verhängnisvollen Katastrophe zu retten. — — — —

„Bismarck sagte einst, daß wohl der klügste Staatsmann irren könne, daß aber nur ein Dummer aus falscher Scham oder Eigensinn sich abhalten lasse, seinen Irrtum gutzumachen.

„Deutschland hätte deshalb gewichtige Ursache, in dieser Beziehung vermittelnd einzugreifen. Hat es sich ja schon 1913 um die Aufrechterhaltung des Weltfriedens verdient gemacht, als es Österreich von der törichten ‚Revision' des Bukarester Friedens zurückhielt. Denn Deutschland hat das größte Interesse daran, daß Österreich nicht durch seine verblendete Orientpolitik geschwächt werde. Letztere hat es zuwege gebracht, daß Rumänien als Freund ausgeschaltet ist und man froh sein kann, wenn es beim nächsten Kriege neutral bleibt, statt sich (wie die rumänischen Heißsporne verlangen) behufs Vereinigung der 3 Millionen österreichischer Rumänen mit dem Mutterlande gegen die Habsburger Monarchie zu wenden. Ferner, daß Serbien und Montenegro so verbittert sind, daß ihre Beteiligung am nächsten Kriege einer Großmacht gegen Österreich sicher erscheint. Auf Bulgariens Freundschaft darf Österreich nicht rechnen, denn die Falschheit und Verlogenheit der bulgarischen Regierung hat sich wiederholt glänzend gezeigt und ihr Vertrag mit Serbien gegen Österreich (1912) könnte lehrreich wirken. Zudem wurde Bulgarien durch Griechenland in Schach gehalten, das durch Vertrag mit Serbien

zur Hilfeleistung verpflichtet ist, also die bulgarischen Streitkräfte vollständig ausgleicht.

„Wenn schon das ‚bißchen Hercegovina' nicht die Knochen des pommerschen Musketiers wert war, um wieviel weniger Albanien! Außerdem dürfte man sich in der Berliner Wilhelmstraße gut erinnern, was aus dem bißchen Hercegovina noch alles herauskam: die Balkankriege, Englands Machtzuwachs, Rußlands Abkehr von Deutschland und Anschluß an Frankreich, dadurch wieder die von Edward VII. versuchte ‚Einkreisung Deutschlands' — kurz eine Lage, die Deutschlands heutige Stellung in Europa und der Welt gegen jene vor dem ‚bißchen Hercegovina', wo es in der Welt tonangebend war, bedeutend verschlechtert hat.

„Unter diesen Umständen muß also Deutschland mit banger Sorge die abschüssige Bahn der österreichischen Balkanpolitik betrachten; denn welchen Wert hat sein bester Bundesgenosse, wenn dessen Heer im nächsten Kriege um eine halbe Million Streiter geschwächt wird, die er zur Verteidigung seiner Südgrenze benötigen wird?

„Noch ist es nicht zu spät, der unheilvollen österreichischen Balkanpolitik Einhalt zu tun. Man braucht nur die Augen zu öffnen und die Dinge so anzuschauen, wie sie wirklich liegen und nicht, wie man am grünen Tische möchte, daß sie so lägen. Caveant Consules! Discite! Moniti!"

---

36. Deutschlands Einfluß auf die österreichische Politik.

Aus den vorstehenden Zitaten aus meinem Buche über Albanien ersieht man zweierlei: erstens, daß ich leider mit meiner Voraussage des Weltkrieges bei Fortsetzung der österreichischen Balkanpolitik und namentlich seiner Feindschaft gegen Serbien, ein guter Prophet war, und zweitens, daß ich in dem Wahne lebte, die Diplomaten in der Berliner Wilhelmstraße hätten mehr Verständnis als jene am Wiener Ballplatz. Denn ich hielt es für selbstverständlich, daß meine Ausführungen (von denen ich wußte, daß sie in Berlin erörtert wurden und Nachdenken veranlaßten) durch ihre zwingende Überzeugungskraft auf jeden unbefangen Denkenden

wirken mußten. Wie sehr ich mich darüber einer Täuschung hingab, zeigt uns die Haltung der deutschen Regierung 1914, wie sie aus nachstehendem Telegramme des Dr. Lederer an das „Berliner Tageblatt" (20. September 1919) hervorgeht:

„Zur Beurteilung der Frage, wie weit Wilhelm II. und die deutsche Reichsregierung der Aktion der k. u. k. Regierung gegen Serbien zugestimmt haben, sei im folgenden der wesentliche Inhalt zweier bisher unbekannter Chiffretelegramme Nummer 237 und 239 vom 5. Juli 1914 wiedergegeben, in denen der k. u. k. Botschafter in Berlin, Graf Szögyeny-Marich, dem Grafen Berchtold über seine Audienz bei Wilhelm II. und seine Besprechungen mit Bethmann Hollweg berichtet. Bekanntlich hatte das Wiener Auswärtige Amt noch vor dem Attentate eine Denkschrift verfaßt, die zu einer energischen Politik gegen Serbien in Berlin Zustimmung werben sollte. Nach dem Attentate wurden ihr, die eben fertiggestellt war, noch einige Stellen beigefügt, die in die Erklärung ausklangen, die Monarchie ‚müsse die Fäden zerreißen, die ihre Gegner zu einer Hetze über ihrem Haupte verdichten wollen'. Auf dieser Denkschrift fußte dann das bekannte Handschreiben Franz Josefs an Wilhelm II. vom 2. Juli, das Graf Hoyos in Berlin am 5. Juli übergab. In dem Berichte über die Audienz, die Graf Szögyeny aus diesem Anlasse bei Wilhelm II. hatte, heißt es nun:

„Der Kaiser las die übergebenen Schriftstücke mit größter Aufmerksamkeit. Zuerst versicherte er mir, daß er eine ernste Aktion unsererseits gegenüber Serbien erwartet habe, doch müsse er gestehen, daß er infolge der Auseinandersetzungen unseres allergnädigsten Herrn eine ernste europäische Komplikation im Auge behalten müsse und daher vor einer Beratung mit dem Reichskanzler keine definitive Antwort erteilen wolle. Nach dem Déjeuner, als ich nochmals den Ernst der Situation mit großem Nachdrucke betonte, ermächtigte mich Seine Majestät, dem Kaiser zu melden, daß wir auch in diesem Falle auf die volle Unterstützung Deutschlands rechnen könnten. Wie gesagt, müsse er vorerst die Meinung des Reichskanzlers einholen, doch zweifle er nicht im geringsten daran, daß Herr v. Bethmann Hollweg vollkommen seiner Meinung zustimmen werde. Insbesondere gelte dies betreffs einer Aktion unsrerseits gegenüber Serbien. Nach seiner (Kaiser Wilhelms)

Meinung muß aber mit dieser Aktion nicht zugewartet werden. Rußlands Haltung werde ebenfalls feindselig sein, doch sei er hierauf schon seit Jahren vorbereitet, und sollte es sogar zu einem Kriege zwischen Österreich-Ungarn und Rußland kommen, so könnten wir überzeugt sein, daß Deutschland in gewohnter Bundestreue an unserer Seite stehen werde. Rußland sei übrigens, wie die Dinge heute stünden, auch keineswegs kriegsbereit, und werde es sich gewiß noch sehr überlegen an die Waffen zu appellieren. Doch werde es bei den anderen Mächten der Triple-Entente gegen uns hetzen und am Balkan die Feuer schüren. Er begreife sehr gut, daß es Kaiser Franz Josef bei seiner bekannten Friedensliebe schwer fallen würde, in Serbien einzumarschieren. Wenn wir aber wirklich die Notwendigkeit einer kriegerischen Aktion gegen Serbien erkannt hätten, so würde er, Kaiser Wilhelm, es bedauern, wenn wir den jetzigen für uns so günstigen Moment unbenützt ließen.

Was Rumänien betrifft, so werde er dafür sorgen, daß König Carol und seine Ratgeber sich korrekt verhalten. Das Eingehen in ein Vertragsverhätnis mit Bulgarien, sei ihm keineswegs sympathisch'. Nach wie vor habe er nicht das geringste Vertrauen zu Bulgarien. Trotzdem wolle er nicht die geringste Einwendung gegen die Eingehung eines vertragsmäßigen Anschlusses der Monarchie an Bulgarien erheben. Doch müsse dafür Vorsorge getroffen werden, daß der Vertrag keine Spitze gegen Rumänien erhalte und in der Tat Rumänien zur Kenntnis gebracht werde."

In dem zweiten Chiffertelegramm an Graf Berchtold heißt es:

„Zu meinem Telegramm Nummer 237 hatte soeben in Begleitung des Grafen Hoyos mit Reichskanzler und Unterstaatssekretär eine lange Unterredung. Der Reichskanzler erklärte, er sei von seinem kaiserlichen Herrn ermächtigt worden, mir die Stellungnahme der deutschen Regierung zu dem Handschreiben und der Denkschrift wie folgt zu präzisieren. Unser Verhältnis zu Serbien betreffend stehe die deutsche Regierung auf dem Standpunkte, daß wir beurteilen müßten, was zu geschehen hätte, um dieses Verhältnis zu klären. Wir könnten hierbei, wie auch immer unsere Entscheidung ausfallen möge, mit Sicherheit darauf rechnen, daß Deutschland als Bundesgenosse und Freund der Monarchie hinter

ihr stehe. Im weiteren Verlauf der Konversation habe ich festgestellt, daß der Reichskanzler ebenso wie sein kaiserlicher Herr ein sofortiges Einschreiten unsererseits gegen Serbien als radikalste und beste Lösung unserer Schwierigkeiten am Balkan ansehen. Vom internationalen Standpunkte aus hält er den jetzigen Augenblick für günstiger als einen späteren. Er ist ganz damit einverstanden, daß wir weder Italien noch Rumänien vorher von einer eventuellen Aktion gegen Serbien verständigen. Dagegen soll Italien durch die deutsche und durch unsere Regierung schon jetzt von der Absicht verständigt werden, den Anschluß Bulgariens an den Dreibund herbeizuführen."

Diese beiden Telegramme lagen dem großen Ministerrat, der am 7. Juli im Palais auf dem Ballhausplatz stattfand, bereits vor. Auf Grund dieser Berichte erklärte Graf Berchtold bei der Ansprache über die Stellungnahme Deutschlands, daß Deutschland voll und ganz hinter der k. u. k. Regierung stehe."

Daß tatsächlich Kaiser Wilhelm und seine Regierung in Österreich drangen, an Serbien den Krieg zu erklären, erscheint nach der ausdrücklichen Behauptung des Grafen Berchtold in seinem Telegramme aus Bern sicher. Das entlastet aber nicht die österreichische Regierung und den Kaiser Franz Josef. Denn diese hatten schon vorher durch ihre verlogenen und falschen Darstellungen der serbischen Angelegenheiten und Verhältnisse eben bei der deutschen Regierung ganz falsche Ansichten hervorgerufen. Hätten Kaiser Wilhelm und seine Regierung die Verhältnisse in Serbien und namentlich die ganze Geschichte der serbisch-österreichischen Beziehungen genau gekannt, so ist es zweifelhaft, ob sie so verblendet und töricht gewesen wären, die österreichische Regierung in ihrer wahnsinnigen Balkanpolitik noch zu bestärken! Deren Schlußeffekt, welcher zur Vernichtung der Mittelmächte führte, ist von so hohem geschichtlichen Interesse, daß es sich lohnt, den Hergang auf Grund des von Österreich selbst veröffentlichten Rotbuchs wiederzugeben. Man höre also:

„Die aktenmäßige Darstellung beginnt mit der Wiedergabe einer Denkschrift, die das Wiener Kabinett im Mai 1914 über die europäische Lage ausarbeitete. Verfasser dieses Memoires war der außerordentliche Gesandte im k. u. k. Ministerium des Äußern

Baron Flotow. Die äußere politische Lage der Donaumonarchie kranke, heißt es da, an der Unklarheit ihres Verhältnisses zu Rumänien, das trotz des bestehenden geheimen Bündnisses sich nach dem Frieden von Bukarest mehr und mehr russischen und französischen Einflüssen zugänglich zeige. Rußland und Frankreich strebten einen Balkanbund an, der Österreich-Ungarn politisch matt zu setzen drohe. Die Denkschrift verlangt daher eine Klärung des Verhältnisses zu Rumänien. Diese Klärung würde das Wiener Kabinett in einer unzweideutigen Kundgebung des König Carol, d. h. in einem öffentlichen Bekenntnisse der Zugehörigkeit zum Dreibund sehen. Österreich-Ungarn sei dagegen bereit zwei Zugeständnisse zu machen: erstens eine Erweiterung des bestehenden Bündnisvertrages nach der Richtung, daß Österreich-Ungarn Rumänien seine gegenwärtige Grenze Bulgarien gegenüber garantiere. Zweitens sei Österreich-Ungarn mit Rücksicht auf das freundschaftliche Verhältnis Rumäniens zu Serbien damit einverstanden, daß sich König Carol oder seine Regierung für eine Annäherung Serbiens an Österreich-Ungarn verwende. Wien würde in diesem Falle bereit sein, Serbien gegenüber das loyalste Entgegenkommen zu beweisen. Sollte man in Bukarest auf diesen Vorschlag nicht eingehen, so wäre Österreich-Ungarn gezwungen, sogleich und ohne Verzug alle Konsequenzen zu ziehen, die sich dabei einem gegebenenfalls sogar feindlich auftretenden Nachbar gegenüber als notwendig erweisen sollten. (An dieser Stelle sollten in einem im Konzept freigelassenen Raume die militärischen Erwägungen eingefügt werden.) Gleichzeitig mit den militärischen Vorführungen müßten die diplomatischen Bemühungen der Monarchie einerseits auf das Zustandebringen einer bulgarisch-türkischen Allianz, andererseits auf eine bündnismäßige Heranziehung Bulgariens an Österreich-Ungarn und an den Dreibund gerichtet sein. ‚Es erschiene verwerflich, durch eine untätige Politik des Abwartens die Dinge heranreifen zu lassen und allen jenen freies Spiel zu gewähren, deren sich immer mehr und mehr verdichtende Arbeit auf eine Zertrümmerung der Machtstellung der Monarchie hinweise.'

Österreich war also in jener Zeit bereit, in ein besseres Verhältnis zu Serbien zu kommen. Einige Wochen vergingen. Das

k. k. Wiener Kabinett wurde sich schlüssig, der Berliner Regierung seine Ansichten über die Lage des Balkans schriftlich darzulegen. Mit der Abfassung dieser Denkschrift, die auf dem Memoire des Barons Flotow fußte, wurde der k. u. k. Sektionsrat Baron Matscheko betraut. Das war Mitte Juni 1914. Die Denkschrift kam zu denselben Resultaten, und auch sie erklärte, die Situation sei heute soweit gediehen, daß eine solche Gegenaktion (gegen die Balkanbestrebungen Rußlands und Frankreichs) ohne Aufschub einsetzen müsse, solle sie sich nicht von vornherein vor vollendete Tatsachen gestellt sehen. Graf Berchtold, der damalige gemeinsame Minister des Äußeren, gab dieser Denkschrift, ohne ihre Grundtendenzen zu verändern, eine zweite Fassung. Das war kaum geschehen, als in Wien die Nachricht von der Ermordung des Thronfolgers eintraf. Das gab dem Wiener Kabinette Veranlassung, der Denkschrift Bemerkungen anzufügen, die plötzlich auf „die Unüberbrückbarkeit des Gegensatzes zwischen der Monarchie und Serbien hinwiesen". Weiter heißt es dann:

„Österreich-Ungarn hat es an gutem Willen und Entgegenkommen nicht fehlen lassen, um ein erträgliches Verhältnis zu Serbien herbeizuführen. Es hat sich aber neuerlich gezeigt, daß diese Bemühungen ganz vergeblich waren und daß die Monarchie auch in Zukunft mit der hartnäckigen, unversöhnlichen und aggressiven Feindschaft Serbiens zu rechnen haben wird.

Um so gebieterischer tritt an die Monarchie die Notwendigkeit heran, mit entschlossener Hand die Fäden zu zerreißen, die ihre Gegner zu einem Netze über ihrem Haupte verdichten wollen."

Als Ergänzung dieser politischen Denkschrift diente nach der Absicht des Grafen Berchtold ein Memoire, das, gleichfalls für Kaiser Franz Josef und für Kaiser Wilhelm bestimmt, die militärische Seite einer etwaigen Feindseligkeit Rumäniens in einem europäischen Kriege beleuchten sollte. Diese militärische Ausarbeitung sandte der k. u. k. Chef des Generalstabes, Conrad v. Hötzendorf, dem Grafen Berchtold am 2. Juli zu. Unter dem Eindrucke des Sarajevoer Ereignisses gedachte Kaiser Franz Josef mit dem deutschen Kaiser bei den Trauerfeierlichkeiten in Wien eine Rücksprache über die gesamte politische Lage zu pflegen. Da Kaiser Wilhelm aber von der Reise nach Wien Abstand nahm, so sandte Kaiser Franz Josef

die nunmehr gänzlich fertiggestellte Denkschrift in Begleitung eines Handschreibens an ihn. Der Inhalt dieses Handschreibens ist bekannt. Von Interesse ist eine Bemerkung, die der damalige ungarische Ministerpräsident Graf Stefan Tisza zu dem Texte des Handschreibens machte. Am 5. Juli vormittags (also nach bereits erfolgter Absendung) telegraphierte er an den Grafen Berchtold, die Stelle in dem kaiserlichen Handschreiben, in der davon gesprochen werde, daß Serbien als politischer Machtfaktor am Balkan ausgeschaltet werden müsse, sei dahin umzuändern, „daß es genötigt werde, seine aggressive Tätigkeit aufzugeben". Ferner empfahl er, die Worte fortzulassen: „daß an eine Versöhnung des Gegensatzes, welcher Serbien von uns trennt, nicht mehr zu denken ist". Das rate er, ebenso wie die Beseitigung des Wortes „unbestraft", „um Berlin nicht kopfscheu zu machen".

Der k. u. k. Legationsrat Alexander Graf Hoyos brachte dieses Handschreiben des Kaisers Franz Josef nach Berlin. (Der Kaiser Wilhelm las die Schriftstücke und äußerte sich so, wie auf Seite 311 bereits im Wortlaut angegeben.)

Das Rotbuch setzt in einer Fußnote einige Zweifel in die Richtigkeit der Mitteilungen Szögyénys. Der k. u. k. Botschafter, der bereits die 70 überschritten habe, habe wiederholt, auch im weiteren Verlauf der diplomatischen Vorgänge, bewiesen, daß seine Meldungen an Zuverlässigkeit hätten zu wünschen übrig lassen. Sie seien vielfach mißverständlich, gelegentlich sogar verworren gewesen.

Es folgt dann das bekannte Antwortschreiben Kaiser Wilhelms an den Kaiser von Österreich. Darin heißt es unter anderem: ‚Durch den bewährten und von ihm aufrichtig geschätzten Botschafter des Kaisers Franz Josef werde dem Monarchen die Versicherung des Kaisers Wilhelm übermittelt worden sein, daß der Monarch auch in den Stunden des Ernstes den deutschen Kaiser und sein Reich in vollem Einklange mit ihrer altbewährten Freundschaft und Bündnispflicht treu an der Seite des Kaisers Franz Josef und der Monarchie finden werde. Ihm dies an dieser Stelle zu wiederholen, sei Kaiser Wilhelm eine freudige Pflicht.'

Kaiser Wilhelm hatte im Einvernehmen mit der deutschen

Regierung Österreich-Ungarn die unbedingte Gefolgschaft ausgesprochen. Deutschland hat sich also bereits am 5. Juli der Donau-Monarchie gegenüber völlig die Hände gebunden. Der deutschen Unterstützung für alle Fälle gewiß, brauchte das Wiener Kabinett bei der Verwirklichung seiner Absichten vorderhand nur die maßgebenden Faktoren der Monarchie zu überwinden, die seinen Absichten entgegenstanden. Diese beiden Faktoren waren Kaiser Franz Josef und der ungarische Ministerpräsident Stefan Tisza. Zu allem Überflusse hatte der deutsche Botschafter in Wien, Herr v. Tschirschky, nach einem Tagesberichte vom 4. Juli 1914, einem Gewährsmanne gegenüber erklärt: „Deutschland würde die Monarchie durch dick und dünn unterstützen, was immer auch dieselbe gegen Serbien beschließen sollte. Je früher Österreich-Ungarn losgehe, desto besser."

Die eigentliche Entscheidung, gegen Serbien militärisch vorzugehen, ist nicht in einem Kronrat zu Potsdam, der nicht stattgefunden hat, gefallen. Wohl aber hat Kaiser Wilhelm, wie aus den Mitteilungen des Grafen Szögyény hervorgeht, dem k. u. k. Botschafter von vornherein die Unterstützung Deutschlands zugesichert. Die eigentliche schwerwiegende Entscheidung fiel erst in dem k. u. k. Ministerrat für gemeinsame Angelegenheiten am 7. Juli. (Der Bericht über diese Ministerratssitzung ist bereits im vollen Wortlaut auf den Seiten 297—304 wiedergegeben.)

---

37. Die letzten Tage vor dem Weltkriege.

Das Rotbuch fährt dann fort:

Nach einem weiteren k. u. k. Ministerrat für gemeinsame Angelegenheiten vom 19. Juli wurde die verhängnisvolle Note an Serbien aufgesetzt, deren Inhalt noch in Erinnerung ist.[*] Am 21. Juli hatte Graf Berchtold eine Audienz beim Kaiser Franz Josef, der damals in Ischl zur Kur weilte. An den k. u. k. Gesandten in Belgrad, Freiherrn v. Giesl, wurden spezielle Weisungen für den Fall der Überreichung gegeben. Die Überreichung fand am 23. Juli,

[*] Ihren Wortlaut und die serbische Antwort usw. findet man in meinem Werke „Serbien, Österreich und Deutschland".

6 Uhr nachmittags, statt. Die Berliner Regierung wurde vorher von dem Wortlaute der Note nicht in Kenntnis gesetzt, ‚Bei der Abfassung der an die Signatarmächte zu richtenden Note war am Ballhausplatze der Grundsatz maßgebend, die Zirkularnote habe den Mächten eine bereits vollzogene Tatsache einfach zur Kenntnis zu bringen und es keineswegs einzuräumen, die Begehrnote an Serbien selbst zum Gegenstande von Erörterungen zu machen.' Die Zirkularnote wurde den k. u. k. Botschaftern bei den Signatarmächten am 20. Juli mittels Kuriers zugestellt. Sie trug die Vorausdatierung auf den 24. Juli, dem Tage, an dem ihre Wiedergabe stattzufinden hatte. (Die Datierung der Zirkularnote an die Signatarmächte ist im alten österreich-ungarischen Rotbuch Nr. 8, wie die Datierung der Begehrnote vorsätzlich auf den 22. Juli verlegt.) Die Instruktion, die den k. u. k. Botschaftern für die Überreichung der Zirkularnote an die Signatarmächte übermittelt wurde, wies eine für die einzelnen Kabinette verschieden gehaltene Formulierung auf. Für Berlin besagte der einbegleitende Text: „Wenn der k. u. k. Botschafter den offiziellen Erlaß der deutschen Regierung am Freitag, den 24. Juli, vormittags, persönlich zur Kenntnis bringen werde, wolle er nur bemerken, daß das bereits erzielte vollständige politische Einvernehmen mit dem deutschen Kabinette ihn der Mühe einer weiteren vertraulichen und mündlichen Begründung des Schrittes des Wiener Kabinetts in Belgrad enthebe. Die Gründe, deretwegen das Wiener Kabinett die Démarche in Belgrad erst gestern unternehmen konnte, seien Herrn v. Tschirschky bereits seinerzeit mündlich dargelegt worden und inzwischen auch durch Graf Szögyény selbst zur Kenntnis der kaiserlichen Regierung gebracht worden."

Dagegen hatte Graf Szögyény noch am 21. Juli an den Grafen Berchtold in einem Privatbriefe geschrieben: „Er glaube noch hervorheben zu sollen, der (deutsche) Staatssekretär habe ihm klar zu verstehen gegeben, ‚daß Deutschland selbstverständlich unbedingt und mit aller Kraft hinter der Monarchie stehen werde, daß es aber für die deutsche Regierung gerade aus diesem Grunde von vitalem Interesse sei, beizeiten darüber informiert zu werden, wohin unsere Wege führen."

‚In einer Unterredung mit Fürst Lichnowsky hatte Sir Edward

Grey am 24. Juli die Anregung einer Vermittlung zu viert (England, Frankreich, Italien und Deutschland) gegeben und sich bemüht, die Zusicherung der Unterstützung seitens Deutschlands zu erlangen. Überdies hatte Sir Edward Grey am 25. Juli an Fürst Lichnowsky in einem Privatschreiben das Ersuchen gestellt, das Berliner Kabinett wolle sich in Wien für eine wohlwollende Berücksichtigung der serbischen Antwortnote einsetzen. Dies Anliegen Sir Edward Greys war seitens der Berliner Regierung an das Wiener Kabinett weitergeleitet worden. Von Sir Edward Grey war sodann am 26. Juli nach Paris, Berlin und Rom dem Anliegen Ausdruck gegeben worden, durch die Abhaltung einer Botschafterkonferenz (England, Deutschland, Frankreich und Italien) den nötigen Zeitvorsprung zu gewinnen, um die zwischen Österreich-Ungarn und Serbien obschwebende Angelegenheit bei Enthaltung jeglicher militärischer Operationen seitens Serbiens, Österreich-Ungarns und Rußlands zur Regelung zu bringen.

Dieser Vorschlag Sir Edward Greys war seitens der deutschen Regierung mit der Begründung abgelehnt worden, es erscheine Deutschland nicht angängig, den Bundesgenossen wegen seiner Auseinandersetzungen mit Serbien gleichsam vor einen europäischen Schiedsgerichtshof zu ziehen. Die deutsche Vermittlungstätigkeit habe zuvörderst die Behebung der Gefahr eines österreich-russischen Konflikts zum Ziele.

An dieser Stelle wird eine vom k. u. k. Botschafter in Berlin am 27. Juli um 9 Uhr 25 Minuten Nachm. nach Wien übermittelte Depesche eingehend zu berücksichtigen sein, deren Inhalt — ohne kritische Überprüfung seiner Angaben — danach angetan erscheint, ein verzeichnetes Bild der Stellungnahme der deutschen Regierung gegenüber den englischen Vermittlungsvorschlägen zu geben.

Das Dokument lautet in wörtlicher Wiedergabe:

„Staatssekretär erklärte mir in streng vertraulicher Form sehr entschieden, daß in der nächsten Zeit eventuell Vermittlungsvorschläge Englands durch die deutsche Regierung zur Kenntnis Eurer Exzellenz gebracht würden. Die deutsche Regierung versichere auf das Bündigste, daß sie sich in keiner Weise mit den Vorschlägen identifiziere, sogar entschieden gegen deren Berücksichtigung sei und dieselben, nur um der englischen Bitte Rechnung zu

tragen, weitergebe. Sie gehe dabei von dem Gesichtspunkte aus, daß es von der größten Bedeutung sei, daß England im jetzigen Momente nicht gemeinsame Sache mit Rußland und Frankreich mache. Daher müsse alles vermieden werden, daß der bisher gut funktionierende Draht zwischen Deutschland und England abgebrochen werde. Würde nun Deutschland Sir Edward Grey glatt erklären, daß es seine Wünsche an Österreich-Ungarn, von denen England glaubt, daß sie durch Vermittlung Deutschlands eher Berücksichtigung bei uns finden, nicht weitergeben wolle, so würde eben dieser vorerwähnte, unbedingt zu vermeidende Zustand eintreten. Die deutsche Regierung würde übrigens bei jedem einzelnen Verlangen Englands in Wien demselben auf das ausdrücklichste erklären, daß sie in keiner Weise derartige Interventionsverlangen Österreich-Ungarn gegenüber unterstütze und nur um dem Wunsch Englands zu entsprechen, dieselben weitergebe. So sei bereits gestern die englische Regierung durch den deutschen Botschafter in London und direkt durch ihren hiesigen Vertreter an ihn, Staatssekretär, herangetreten, um ihn zu veranlassen, den Wunsch Englands betreffs unserseitiger Milderung der Note an Serbien zu unterstützen. Er, Jagow, habe darauf geantwortet, er wolle wohl Sir Edward Greys Wunsch erfüllen, Englands Begehren an Euer Exzellenz weiterzuleiten, er selbst könne dasselbe aber nicht unterstützen, da der serbische Konflikt eine Prestigefrage der österreich-ungarischen Monarchie sei, an der auch Deutschland partizipiere.

Er, Staatssekretär, habe daher die Note Sir Edwards Greys an Herrn v. Tschirschky weitergegeben, ohne ihm aber Auftrag zu erteilen, dieselbe Euer Exzellenz vorzulegen; darauf hätte er dann dem englischen Kabinette Mitteilung machen können, daß er den englischen Wunsch nicht direkt ablehne, sondern sogar nach Wien weitergegeben habe. Zum Schlusse wiederholte mir Staatssekretär seine Stellungnahme und bat mich, um jedwedem Mißverständnisse vorzubeugen, Euer Exzellenz zu versichern, daß er auch in diesem eben angeführten Fall, dadurch, daß er als Vermittler aufgetreten sei, absolut nicht für eine Berücksichtigung des englischen Wunsches sei."

Zunächst erscheint — fährt das Rotbuch fort — die Feststel-

lung notwendig, daß der eigentliche Gegenstand, das ist der materielle Inhalt des englischen Vorschlages vom 26. Juli, in unverständlicher Weise wiedergegeben ist. Das Telegramm des Grafen Szögyeny formuliert nämlich den Vorschlag Sir Edward Greys dahin, daß Deutschland den Wunsch Englands hinsichtlich einer von Österreich-Ungarn vorzunehmenden Milderung der Note an Serbien unterstützen möge. Was wollte dieser am 27. Juli aufgesetzte Satz besagen, da doch die Note bereits am 23. Juli, 6 Uhr abends, in Belgrad überreicht und am 25. der Abbruch der diplomatischen Beziehungen vollzogen worden war? Entgegen den Ausführungen des k. u. k. Botschafters müssen wir konstatieren, daß es sich an dieser Stelle sinngemäß nur um den Konferenzvorschlag Sir Edward Greys (vom 26. Juli) handeln kann, der von Deutschland mit der obenerwähnten Begründung allerdings Sir Edward Grey gegenüber direkt abgelehnt worden war. Eine weitere unrichtige Angabe sachlichen Belangs in der vorliegenden Berichterstattung des Grafen Szögyény wird durch das Zeugnis der Tatsachen selbst widerlegt und aufgeklärt. Nach den Ausführungen des Telegramms habe Herr v. Jagow dem Grafen Szögyény erklärt, es würden in der nächsten Zeit eventuell Vermittlungsvorschläge Englands durch die deutsche Regierung zur Kenntnis des Grafen Berchtold gebracht werden. „Die deutsche Regierung würde übrigens bei jedem einzelnen derartigen Verlangen Englands in Wien demselben auf das ausdrücklichste erklären, daß sie in keiner Weise derartige Interventionsverlangen Österreich-Ungarn gegenüber unterstütze und nur, um dem Wunsche Englands zu entsprechen, dieselben weitergebe."

„Welches Maß von Zuverlässigkeit", fragt das Rotbuch, „kommt diesem Teil der Meldung des Grafen Szögyeny angesichts der Tatsache zu, daß die deutsche Regierung einen weiteren Vorschlag Sir Edwards, und zwar hinsichtlich der Annahme der serbischen Antwortnote oder ihrer Geltendlassung als Grundlage für Besprechungen in Wien am 28. Juli tatsächlich zur Erwägung vorlegen ließ und gleichzeitig erklärte, die Rolle des Vermittlers nicht abweisen zu können?"

Der Krieg an Serbien war von Österreich erklärt worden. Die Verhältnisse spitzten sich katastrophal zu. Im Auftrage des

Reichskanzlers machte der deutsche Botschafter in Wien, Herr v. Tschirschky, am 30. Juli dem Grafen Berchtold Mitteilung von einer neuerlichen Unterredung zwischen Sir Edward Grey und Fürst Lichnowsky.

Diese Besprechung hatte nach dem Wortlaute der im k. u. k. Ministerium des Äußeren aufgesetzten Aufzeichnung — Tagesbericht vom 30. Juli; Weisung an die k. u. k. Botschafter in London, Berlin und Petersburg vom 31. Juli — folgenden Inhalt:

‚Sazonov habe die englische Regierung wissen lassen, daß er nach der Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien nicht mehr in der Lage sei, mit Österreich-Ungarn direkt zu verhandeln und daher die Bitte ausspreche, England möge seine Vermittlung wieder aufnehmen. Als Voraussetzung betrachte die russische Regierung die vorläufige Einstellung der Feindseligkeiten.

Zu dieser russischen Eröffnung bemerkte Sir Edward Grey zu Fürst Lichnowsky, England denke an eine Vermittlung à quatre und halte dieselbe für dringend geboten, wenn nicht ein Weltkrieg entstehen solle.

In privater Weise hat Sir Edward Grey dem deutschen Botschafter zu verstehen gegeben, daß England zwar, wenn es sich nur um ein Eingreifen Rußlands handeln würde, neutral bleiben könnte, daß es aber, wenn auch Deutschland und Frankreich in die Aktion trete, nicht untätig bleiben, sondern zu sofortigen Entschlüssen und Handlungen gezwungen wäre. Das englische Kabinett müsse mit der öffentlichen Meinung rechnen, die wegen der österreichischerseits bewiesenen Hartnäckigkeit umzuschlagen beginne.

Dem italienischen Botschafter, den Sir Edward Grey kurz nach dem Fürsten Lichnowsky empfing, sagte der englische Staatssekretär, er glaube, Österreich-Ungarn jede mögliche Genugtuung verschaffen zu können. Ein demütiges Zurückweichen Österreich-Ungarns käme nicht in Frage, da die Serben auf alle Fälle gezüchtigt und mit Zustimmung Rußlands genötigt würden, sich den österreich-ungarischen Wünschen unterzuordnen. Österreich-Ungarn könne also, auch ohne einen Weltkrieg zu entfesseln, Bürgschaften für die Zukunft erlangen.‘

Herr v. Tschirschky war beauftragt, an die im Vorstehenden wiedergegebenen Äußerungen Sir Edwards Greys die nachstehende Erklärung des deutschen Reichskanzlers zu knüpfen:

‚Wenn Österreich-Ungarn jede Vermittlung ablehne, würden Österreich-Ungarn und Deutschland einer Koalition von ganz Europa gegenüberstehen, da auch Italien und Rumänien nicht mit ihnen gingen. Österreich-Ungarns politische Prestige, der Waffenehre seiner Armee und seinen berechtigten Ansprüchen Serbien gegenüber könnte durch die Besetzung Belgrads und anderer Punkte Genüge getan werden. Auch seine Stellung am Balkan — Rußland gegenüber — würde Österreich-Ungarn durch die erfolgte Demütigung Serbiens zu einer starken machen. Unter diesen Umständen müsse es das deutsche Kabinett dringendst und nachdrücklichst der Erwägung der k. u. k. Regierung anheimstellen, die Vermittlung Englands unter den angegebenen ehrenvollen Bedingungen anzunehmen. Es wäre für Österreich-Ungarn und Deutschland ungemein schwer, die Verantwortung für die Folgen einer ablehnenden Haltung zu tragen.'

Dieser durch Herrn v. Tschirschky dem Wiener Kabinett „dringendst und nachdrücklichst" übermittelte Vorschlag Sir Edward Greys, im Anschlusse an die Eröffnungen Herrn Sazonovs einer Vermittlung à quatre zuzustimmen, erfuhr durch Graf Berchtold die folgende, mit Rücksicht auf ihre Folgenschwere eine ausführlichere Darlegung erheischende Erledigung.

Mittels der vorerwähnten, am 31. Juli aufgesetzten und erst am 1. August um 3 Uhr 45 Minuten vormittags expedierten telegraphischen Weisung wurde den k. u. k. Botschaftern in London, Berlin und Petersburg von der Démarche des Herrn v. Tschirschky in Angelegenheiten des englischen Vermittlungsvorschlages und von den diesbezüglichen Erwägungen der deutschen Regierung zur persönlichen Information Mitteilung gemacht. Der k. u. k. Botschafter in Berlin, Graf Szögyeny erhielt hierbei den Auftrag:

‚Ich ersuche Euer Exzellenz, dem Herrn Staatssekretär für die uns durch Herrn von Tschirschky gemachten Mitteilungen verbindlichst zu danken und ihm zu erklären, daß wir trotz der Änderung, die in der Situation seither durch die Mobilisierung Rußlands eingetreten sei, in

voller Würdigung der Bemühungen Englands um die Erhaltung des Weltfriedens gerne bereit seien, dem Vorschlag Sir Edward Greys, zwischen uns und Serbien zu vermitteln, näherzutreten.

Die Voraussetzungen unserer Annahme seien jedoch natürlich, daß unsere militärische Aktion gegen das Königreich einstweilen ihren Fortgang nehme, und daß das englische Kabinett die russische Regierung vermöge, die gegen uns gerichtete Mobilisierung seiner Truppen zum Stillstand zu bringen, in welchem Falle wir selbstverständlich auch die uns durch die russische Mobilisierung aufgezwungenen defensiven militärischen Gegenmaßregeln in Galizien sofort rückgängig machen würden.'

Graf Berchtold erklärte also in „voller Würdigung der Bemühungen Englands um die Erhaltung des Weltfriedens", das Wiener Kabinett sei gerne bereit, dem Vorschlag Sir Edward Greys, zwischen der Monarchie und Serbien zu vermitteln, näherzutreten. Worauf gründete er diese — mindestens unpräzise — Formulierung des englischen Vermittlungsvorschlages? In den Ausführungen des Herrn v. Tschirschky war unmißverständlich von der Absicht Englands die Rede, eine Vermittlung à quatre herbeizuführen. Den Schlüssel zu der überraschenden Auffassung des Grafen Berchtold bietet der Chiffre-Irrtum des Grafen Szögyény. Graf Szögyény hatte nämlich — ebenfalls in Angelegenheit des Greyschen Vorschlages — am 30. Juli, 5 Uhr 15 Minuten nachmittags, depeschiert:

,Nr. 327.

Chiffre.

Geheim.

Staatssekretär hat, wie er mir sagt, Herrn v. Tschirschky beauftragt, Euer Exzellenz mitzuteilen, daß laut eines Telegramms Fürsten Lychnowskys Sir Edward Grey das Ersuchen an die deutsche Regierung gestellt habe, Euer Exzellenz nahezulegen, nach eventueller Besetzung Belgrads und auch anderer strategischer Punkte halt zu machen und in Verhandlungen mit Serbien einzutreten.

Herr v. Jagow sieht es vollkommen ein, daß nach unserer erfolgten Kriegserklärung und Mobilisierung unserer Armee wir eine militärische Genugtuung haben müssen, was durch die

Besetzung in Serbien dann erlangt sei, so daß wir darauf nach seiner Ansicht in die Pourparlers eintreten könnten.'

Dieses Telegramm traf in Wien am 30. Juli, 8 Uhr nachmittags, ein. Der unterlaufene Chiffrefehler war von Graf Szögyeny bemerkt und noch am selben Tage in einem, um 7 Uhr 15 Minuten nachmittags, nach Wien abgeschickten Telegramm richtiggestellt worden, das folgendermaßen lautete:

Nr. 330.

Chiffre.

,Zu meinem Telegramm 327 von heute. Nach erstem Absatz soll es nicht heißen „in Verhandlungen mit Serbien einzutreten", sondern „mit den Mächten einzutreten".

In dem ersten Telegramm des Grafen Szögyény (vom 30. Juli, 5 Uhr 15 Minuten nachmittags) hat Graf Berchtold das Wort „Serbien" eigenhändig durchstrichen und darüber mit Bleistift das Wort „Mächten" gesetzt. Es ist also ausgeschlossen, daß Graf Berchtold, der die sinngemäße Korrektur des Textes selbst besorgte, sich von dem Irrtum in der chiffrierten (ersten) Depesche des Grafen Szögyény nicht überzeugt hätte. Da das korrigierende (zweite) Telegramm des Grafen Szögyény bereits am 30. Juli, 10 Uhr abends, in Wien eingelangt war, hätte dieses als Basis der am 31. Juli aufgesetzten und gar erst am 1. August frühmorgens expedierten Weisung nach Berlin dienen müssen.

,Als nun — fährt das Rotbuch fort — die deutsche Regierung im Laufe des 30. und 31. Juli von Seite des englischen Botschafters wiederholte Male um Antwort befragt wurde, vermochte sie, da sie physisch noch nicht im Besitze der von Wien erst am Morgen des 1. August expedierten Erledigung ihrer Befürwortung des englischen Vorschlages sein konnte, bloß zu konstatieren, daß ihr trotz wiederholter dringlicher Anfragen eine gegenständliche Antwort aus Wien nicht zugekommen sei. In unmittelbarer Folge aber mußte in London während dieser entscheidenden Stunden die unerschütterliche Überzeugung von der mala fides der deutschen Regierung erstehen.'

Wie wehrlos die deutsche Regierung dem Verdachte der ihrerseits beabsichtigten und durchgeführten Vereitlung dieses Vermittlungsvorschlags Sir Edward Greys auch in der Folgezeit gegen-

überstand, erweist sich aus den weiteren Konsequenzen der vom Wiener Kabinett in der geschilderten Weise durchgeführten Erledigung der englischen Vermittlungsanregung.

Am 4. November 1916 teilte der deutsche Botschafter Prinz Stolberg — laut Tagesbericht — dem k. u. k. Ministerium des Äußern auftragsgemäß mit, der Reichskanzler habe die Absicht, in seiner nächsten Rede auf die letzten Äußerungen des Lords Grey zurückzukommen und im Gegensatz zu den Anschuldigungen des englischen Ministers, daß Deutschland durch seine Weigerung, an der Erhaltung des Friedens mitzuarbeiten, den Ausbruch des Weltkrieges veranlaßt habe, den Beweis zu erbringen, daß die deutsche Regierung bis zum letzten Augenblicke ihre Bemühungen zwecks Erhaltung des Friedens fortgesetzt habe, daß dieselben aber durch die russische Mobilisierung gescheitert seien. Herr von Bethmann Hollweg wolle hierbei auch seine unterm 30. Juli an Herrn v. Tschirschky erlassene Instruktion (vide h. a. Telegramm nach London, Berlin, Petersburg d. d. 31. Juli 1914) verwerten und speziell den nachstehenden Passus aus derselben wörtlich verlesen:

„Wir stehen somit, falls die österreich-ungarische Regierung jede Vermittlung ablehnt, vor einer Konflagration, bei der England gegen uns, Italien und Rumänien nach allen Anzeichen nicht mit uns gehen würden, so daß wir mit Österreich-Ungarn drei Großmächten gegenüberstünden. Deutschland würde infolge der Gegnerschaft Englands das Hauptgewicht des Kampfes zufallen. Das politische Prestige Österreich-Ungarns, die Waffenehre seiner Armee sowie seine berechtigten Ansprüche gegen Serbien könnten durch die Besetzung Belgrads oder anderer Plätze hinreichend gewahrt werden. Wir müssen daher der Erwägung des Wiener Kabinetts dringend und nachdrücklich zur Erwägung geben, die Vermittlung zu den angegebenen Bedingungen anzunehmen. Die Verantwortung für die sonst einzutretenden Folgen wäre für Österreich-Ungarn und uns eine ungemein schwere."

Zu diesem von ihm beabsichtigten Vorgange erbitte er sich die Zustimmung des Herrn Ministers. An vorstehende Ausführungen knüpfte Prinz Stolberg die Bemerkung, daß es aus den Akten des Auswärtigen Amtes hervorgehe, daß das Wiener Kabinett den auf Grund der obenerwähnten Instruktion unter-

nommenen Schritt des Herrn v. Tschirschky unbeantwortet gelassen hätte."

Aus den vorstehenden Auszügen aus dem Wiener Rotbuche geht hervor, daß wohl Deutschland zuerst Österreich zur Kriegserklärung an Serbien aufgemuntert hatte, daß ihm aber dann doch bange wurde und es abzuwiegeln suchte, als es bereits zu spät war. Dabei hat nun der deutsche Botschafter in Wien, Herr von Tschirschky, eine so zweideutige Rolle gespielt, daß man nicht weiß, ob diese auf seine eigene Initiative zurückzuführen ist, oder ob sie durch Doppelzüngigkeit der deutschen Regierung veranlaßt wurde. Man höre, was Dr. Lederer darüber aus Wien berichtete:

„Seit Beginn des Weltkrieges ist von maßgebenden Vertretern der amtlichen deutschen Politik immer wieder erklärt worden, daß man im auswärtigen Amte von dem Text des österreich-ungarischen Ultimatums an Serbien vor dessen Überreichung in Belgrad keine offizielle Kenntnis gehabt habe. Die Frage, wieso das möglich gewesen sei, ist von der deutschen Presse wiederholt aufgeworfen worden. Auch die Ergänzungen und Nachträge zum österreichisch-ungarischen Rotbuche, die jetzt das deutsch-österreichische Staatsamt des Äußeren veröffentlicht hat, geben auf diese Frage keine Antwort. Ich habe nun zur weiteren Klärung dieser Frage mit Erlaubnis des Staatsamtes des Äußern in die Originalakten selbst Einsicht genommen.

Dem k. u. k. Botschafter in Berlin Grafen Szögyeny-Marich ist die Note am 20. Juli durch Kurier mit der Weisung zugestellt worden, sie der deutschen Regierung am Freitag, den 24. Juli, vormittags, zur Kenntnis zu bringen. Nach Empfang der Note hat Herr v. Szögyeny am 21. Juli, um 7 Uhr 50 Minuten abends an den Grafen Berchtold telegraphiert, er halte es für unbedingt notwendig, den Inhalt der Note der Berliner Regierung sofort, also bevor sie auch den anderen Kabinetten mitgeteilt werde, in streng vertraulicher Weise zur Kenntnis zu bringen, zumal Herr v. Jagow erwarte, daß man die deutsche Regierung als Bundesgenossen früher als die anderen Kabinette von dem Inhalte und den Modalitäten des Belgrader Schrittes benachrichtigen werde. Dieses Telegramm ist, wie ich aus den Akten festgestellt habe, am 22. Juli um 2 Uhr 30 Minuten morgens im Ministerium des Äußern eingelaufen.

Auf das Telegramm des Herrn v. Szögyény hat nun Graf Berchtold am 22. Juli um 1 Uhr nachmittags folgende telegraphische Antwort erteilt: „Der Erlaß vom 20. Juli hatte Deutschland gegenüber lediglich formale Bedeutung. Die offizielle Übergabe unserer Note sollte in Berlin unter denselben Modalitäten erfolgen wie bei den anderen Signatarmächten. Streng vertraulich haben wir Herrn v. Tschirschky die erwähnte Note schon gestern mitgeteilt. Sie ist auch vom Botschafter jedenfalls bereits nach Berlin vorgelegt worden."

Nach diesem Telegramm hätte also Herr von Tschirschky die Note mit dem Ultimatum am 21. Juli erhalten.

Nun findet sich aber in dem Rotbuche noch ein zweites Telegramm, das Graf Berchtold vom Hoflager des Kaisers in Ischl an den Sektionschef im Ministerium des Äußern, Baron Macchio, gerichtet hat. Es ist am 21. Juli um 12 Uhr 20 Minuten nachmittags aufgegeben, um 2 Uhr 20 Minuten nachmittags im Ministerium des Äußern eingelaufen und hat folgenden Wortlaut: „Seine Majestät der Kaiser und König hat den Text der Note an Serbien und an die Mächte ohne Änderung genehmigt. Ich ersuche Eure Exzellenz, dem deutschen Botschafter mitzuteilen, daß Note ihm erst morgen früh zugestellt werden wird, da noch einige Korrekturen vorzunehmen sind."

Danach ordnete Graf Berchtold an, daß die Note Herrn von Tschirschky am 22. Juli früh zugestellt werden solle, teilte aber trotzdem Herrn v. Szögyény mit, die Note sei Herr v. Tschirschky bereits am 21. Juli mitgeteilt worden, und es ergibt sich nun aus diesem bisher nicht beachteten Widerspruche die Frage:

Hat Herr v. Tschirschky die Note tatsächlich bereits am 21. Juli erhalten oder hat Graf Berchtold den k. u. k. Botschafter in Berlin bewußt irregeführt, etwa um einem weiteren Drängen nach Bekanntgabe der Note auszuweichen?

Ich habe eine klare Antwort auf diese Frage aus den Akten des Staatsarchivs nicht erhalten können. Keines der Aktenstücke des k. u. k. Ministeriums enthält einen Vermerk, der über diese Frage Aufschluß geben könnte. Man wird also die Veröffentlichung der deutschen Akten abwarten müssen. Dagegen kann heute mit Bestimmtheit erklärt werden, daß Herr v. Tschirschky

dem Auswärtigen Amte in Berlin die Note tatsächlich nicht durch Telegramm, sondern durch Kurier bzw. Depeschen übermittelt hat, und es ergibt sich nun die zweite Frage: Warum hat sich Herr v. Tschirschky zur Weiterleitung dieser Note nicht des Telegraphen, sondern der Eisenbahn bedient?

Für den Entschluß des Herrn v. Tschirschky dürften vermutlich technische Beweggründe maßgebend gewesen sein. Die Chiffrierung einer Note von der Länge des Ultimatums an Serbien, ihre Übermittlung nach Berlin und ihre Dechiffrierung im Auswärtigen Amt können zusammen u. U. nicht weniger Zeit in Anspruch nehmen, als die Übersendung durch Kurier oder Depeschenkasten. Es ist nicht anzunehmen, daß Herr v. Tschirschky etwa die Bemühungen des Grafen Berchtold unterstützen wollte, durch eine verspätete Überreichung des Notentextes in Berlin jeden Einspruch gegen den Text des Ultimatums zu verhindern. Trotzdem ist aber die Forderung, es solle untersucht werden, „wann Herr von Tschirschky, dessen Rolle in all den kritischen Tagen einer strengen Prüfung bedarf, der deutschen Regierung Kenntnis von dem Ultimatum verschafft hat", nicht unbegründet. Denn in der Tat wird nur eine solche Untersuchung zeigen, ob bei einiger Geistesgegenwart die Zeit für ein energisches Halt noch immer ausgereicht hätte.

Darüber allerdings, daß sowohl der Reichskanzler wie Herr v. Jagow die Note an Serbien bereits am 22. Juli kannten, ist ein Zweifel kaum möglich. Ungeachtet der Weisung, die Note erst am 24. Juli vormittags zu überreichen, hat Herr v. Szögyeny trotz oder vielleicht wegen der Depesche des Grafen Berchtold vom 22. Juli, die der Botschafter wohl in den ersten Nachmittagsstunden erhalten haben muß, Herrn v. Jagow am 22. Juli spät nachmittags den Text der österreich-ungarischen Note mitgeteilt. Das geht sowohl aus Herrn v. Bethmann Hollwegs ‚Betrachtungen zum Weltkrieg' wie aus Herrn v. Jagows Mitteilungen über „Ursachen und Ausbruch des Weltkrieges" hervor. Herr v. Szögyeny hat, wie Dr. Goos in seinen Veröffentlichungen über das neue Rotbuch meint, damit seinen auch dem Grafen Berchtold gegenüber geäußerten Bedenken Rechnung tragen wollen. Die Mitteilungen an Herrn v. Jagow sind somit gewiß „vertraulicher Natur" gewesen und

sollten deshalb vielleicht nicht zum Ausgangspunkt einer offiziellen Aktion gemacht werden, trotzdem hätte aber möglicherweise ein ebenso vertraulicher wie entschiedener Druck in Wien seine Wirkungen bis zu der verhängnisvollen sechsten Abendstunde des 23. Juli noch immer üben können."

Soweit Dr. Lederer. Ein deutscher Diplomat, mit dem ich darüber sprach, äußerte sich folgendermaßen:

„Ich glaube kaum, daß Tschirschky gewagt haben wird, eine so fürchterliche Verantwortung auf sich zu nehmen! Wie ich die Verhältnisse und namentlich den Charakter der in Frage kommenden Personen kenne, halte ich es für viel wahrscheinlicher, daß von Tschirschky im Einverständnisse mit Kaiser Wilhelm handelte — oder wenigstens mit Herrn v. Bethmann Hollweg —, um Deutschland von der Mitschuld am Hervorrufen des Weltkrieges zu entlasten. Denn diese wollten den Präventivkrieg, da sie ihn für unvermeidlich hielten."

So würden sich also die beiden Kaiser in die Schuld am Weltkriege teilen.

---

38. Österreichs Zusammenbruch.

Wir haben gesehen, daß die ganze endlos lange Regierungszeit Franz Josefs eine Kette von Mißgriffen jeder Art war. Sowohl was innere als was äußere Politik betrifft. Nie tat er, was vernünftig gewesen wäre. Halbe und deshalb stets verhängnisvolle Maßregeln kennzeichnen seine ganze Regierungskunst. Im Grunde seines Herzens überzeugter Absolutist, hatte er sich nur unter dem äußersten Drucke der Verhältnisse zu verfassungsmäßigem Regieren entschlossen, und selbst dann war sein Einfluß ein ganz unverfassungsmäßiger, dank dem in Österreich herrschenden ekelhaften Byzantinismus, der im „Kaiser" eine Art höheren Wesens sah, dessen Willen unter jeder Bedingung geachtet werden müsse. Das Hofschranzentum, die Camarilla, die sich Franz Josef selbst an den Hals gehetzt hatte, tat ein Übriges dazu, ihn zu allen möglichen Torheiten zu verleiten. Weil er niemals die richtigen Leute an leitende Stellungen setzte, verfuhr er den Staatskarren beständig im Dreck. Seine äußere Politik gegen Rußland,

Italien, die Balkanstaaten, Preußen-Deutschland und Frankreich war immer verhängnisvoll. Seine innere Politik suchte ihre Kunst darin, daß ein Volk der Monarchie gegen das andere künstlich verhetzt wurde, um nach dem Spruche „divide et impera" dann beide zu beherrschen. Daß eine solche Politik letzten Endes zu so unversöhnlicher Feindschaft zwischen den einzelnen Völkern führen müsse, daß dadurch der Bestand des Reiches in Frage gestellt wurde, dies bedachte der beschränkte Franz Josef nicht. Seine einseitige Begünstigung der Magyaren in den letzen fünfzig Jahren führte zu deren Alleinherrschaft in der Monarchie und damit (wegen der Vergewaltigung) zum unauslöschlichen Hasse der anderen Völker gegen die Magyaren — ein Haß, der sich zuletzt gegen die ganze Monarchie richtete, weil man diese mit Ungarn identifizierte. So kommt es, daß die Südslaven aus den treuesten und ergebensten Freunden Österreichs und der Habsburger (als die sie sich bis 1867 gezeigt hatten) zu Hassern der österreichisch-ungarischen Zustände wurden. Dieser Haß verstärkte sich durch die ungeschickte Orientpolitik, die Franz Josef zeitlebens befolgt hatte. Immer waren es seine oder seiner Regierung Maßnahmen, **die das Serbenvolk verbittern mußten.**

Es liegt auf der Hand, daß ein derart aufgespeicherter Haß endlich einmal zum Ausbruche drängt. Es entstand unter den österreich-ungarischen Serben eine Erregung und Erbitterung, die natürlich von den Serben der beiden serbischen Königreiche noch genährt wurde. Denn auch diese hatten ja unter der törichten Politik Franz Josefs zu leiden. Was wunder, wenn sich dann Fanatiker fanden, die mit Attentaten daherkamen, weil sie glaubten, damit der nationalen Sache dienen zu können. Von diesem Standpunkte aus ist also das Attentat von Sarajevo logisch zu begreifen. Was aber nicht zu begreifen ist, das ist das Verhalten Österreichs! Man konnte doch die Gefahr herankommen sehen; man war von maßgebenden Leuten längst davor gewarnt worden (auch ich hatte dies wiederholt in meinen letzten Veröffentlichungen vor dem Kriege getan); und trotz alledem rannte man blind **ins Verderben!**

Nach allem, was ich höre (aber auf Richtigkeit noch nicht prüfen kann), war es wieder Ungarn, das den Kaiser zu seinen

törichten Schritten gegen das Königreich Serbien veranlaßte. Es ist gut möglich, daß es wahr ist, was man behauptet: Franz Josef habe den Weltkrieg entfesselt — allerdings nicht absichtlich, aber doch insofern, als er seine Zustimmung zu dem Andrängen der Magyaren gab, einmal dem kleinen Serbien den Herrn zu zeigen. Denn darin waren sich Magyaren wie Franz Josef stets einig: Schwächere zu vergewaltigen, aber vor Stärkeren den Rückzug anzutreten! Die „Züchtigung" Serbiens wurde für eine Kleinigkeit gehalten, weil man eine zehnmal stärkere Bevölkerung besaß. Was wollte also dieser Knirps? Daß dieser Knirps aber nicht allein stand, das scheint sonderbarer Weise den weisen Thebanern am Donaustrand nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein. Oder wenn doch, dann rechneten sie auf die Unterstützung und das Ansehen Deutschlands. Hatte dies schon 1908 durch sein Eintreten für Österreich den damals bereits drohenden Weltkrieg verhindert, so würde dies jetzt wieder der Fall sein. Deutschland würde mit dem Säbel rasseln, und die ganze Welt würde sich in ihr Schneckenhaus zurückziehen.

Anfangs schien es auch, als ob diese Rechnung richtig gewesen wäre. Denn der Verband hatte (nach Äußerung des Königs Petar) den allgemeinen Angriff auf die Mittelmächte erst für 1917 geplant, zu welcher Zeit die Vorbereitungen in allen Staaten beendet gewesen wären. Aber da brachte Franz Josef selbst den Stein schon früher ins Rollen, indem er sein unüberlegtes und aufreizendes Ultimatum an Serbien ergehen ließ. Jedem Diplomaten war klar, daß dies zum Kriege führen müsse. Deshalb behaupten auch viele, die beiden Kaiser wären übereingekommen, den willkommenen Anlaß des Zwists mit Serbien zu benützen, um jetzt schon loszuschlagen, bevor die Feinde ihre Vorbereitungen beendet hätten. Ein solcher Entschluß läßt sich allerdings vom militärischen Standpunkte aus begreifen. Wenn ich weiß, daß mein Feind die Absicht hat, mich morgen umzubringen, so kann man es mir nicht verübeln, wenn ich ihn noch heute unschädlich zu machen versuche.[1])

[1]) Meine vorstehenden Betrachtungen waren geschrieben, **bevor** das in den (nachträglich eingeschobenen) Kapiteln 34—37 besprochene österreichische Rotbuch erschien.

Den ausführlichen Hergang habe ich in meinem Buche „Serbien", Österreich und Deutschland" erzählt. Hier nur einige Bemerkungen. Vom militärischen Standpunkte aus war es ein Unsinn, zunächst so starke Kräfte gegen Serbien und Montenegro aufzubieten. Man konnte diese getrost beiseite lassen und das ganze Heer gegen Rußland werfen. Denn siegte man dort, so war es später leicht, auch die serbischen Erfolge wettzumachen. In gewohnter Infamie und mit raffinierter teuflischer Bosheit schickte man Kroaten, Bosnier und sonstige Brüder der Serben gegen Serbien in den Kampf! Man wollte so einen Keil zwischen Brudervölker treiben! Die Rechnung erwies sich aber als falsch!

Der erste Feldzug in Serbien endete mit der fürchterlichen Niederlage der Österreicher in der fünftägigen Schlacht von Arangjelovac, in der die Österreicher allein über 20 000 Gefangene und Hunderte von Geschützen und Maschinengewehren einbüßten. Die überstürzte sofortige Räumung von ganz Serbien einschließlich Belgrad war die Folge.

Im Kriege gegen Italien waren es hauptsächlich die österreichischen Südslaven, die den Isonzo gegen die elfmaligen Angriffe der überlegenen Italiener hielten. Hier war eben der nationale Haß gegen die Italiener ausschlaggebend.

Anders war es bei den Tschechen. Diese erinnerten sich nur an den Wortbruch Franz Josefs mit seinem Reskript von 1871 und waren durch die vorhergegangenen Verhetzungen illoyal geworden. Sie liefen also massenhaft zu den Russen über. Ob rumänische Regimenter zu den Rumänen überliefen, ist mir nicht bekannt. Aber sollte es geschehen sein, so wäre es kein Wunder gewesen, nach allem, was die Magyaren den ungarischen Rumänen mit Franz Josefs Billigung und Unterstützung angetan haben. Ebenso verstehe ich teilweise das Überlaufen der Ukrainer zu den Russen, weil sie doch seit Regierungsantritt Franz Josefs mit dem schändlichsten Undank für ihre Treue von 1848/49 belohnt wurden, indem man sie der niederträchtigsten Vergewaltigung durch die Polen überliefert hatte.

Daß die Slovaken zu den Russen überliefen, erklärt sich leicht aus der himmelschreienden Behandlung, die ihnen mit des Kaisers

Zustimmung (und ebenfalls als Dank für ihre Unterstützung Franz Josefs 1848/49) von den Magyaren zuteil wurde.

Unter solchen Umständen nützte daher die beständige kräftige Unterstützung Österreichs durch Deutschland nicht immer. Franz Josef hatte 66 Jahre lang Wind gesät, folglich durfte er nicht erwarten, anderes als Sturm zu ernten; „denn alle Schuld rächt sich auf Erden!"

Er selbst hat allerdings den Zusammenbruch nicht erlebt. Aber dieser ist doch nur sein Werk. Sein Nachfolger, Kaiser Karl, erbte nur, was ihm Franz Josef hinterlassen hatte: allgemeinen Haß der Unterdrückten und Vergewaltigten gegen Österreich und dessen Dynastie.

Aber auch er ist nicht frei von Schuld an der schließlichen Katastrophe! Er hatte eine Frau, die Italienerin war und mit ihrem Herzen bei den Feinden stand. Ich glaube nun allerdings nicht, daß sie so grenzenlos unverständig gewesen wäre, den Ast, auf dem sie saß, abzusägen, indem sie offenen Verrat beging; aber sicher ist, daß sie alles ihrem Bruder Sisto mitteilte, und dieser hatte nichts Eiligeres zu tun, als es immer an den Feind weiterzugeben. So steht es außer allem Zweifel, daß die letzte österreichische Offensive an der Piave nur deshalb mißlang, weil sie Sisto davon im vorhinein Mitteilung gemacht und dieser den ganzen Plan an die Italiener verraten hatte.

Wenn also jetzt die Kaiserin Zita in der Verbannung Trübsal blasen muß, so hat sie sich dies nur selbst zuzuschreiben.

So wirkte also alles zusammen, den endlichen Zusammenbruch der österreichischen Monarchie herbeizuführen. Wer mein Buch aufmerksam durchgelesen hat, wird mir (sofern er überhaupt unbefangen zu urteilen vermag) nicht abstreiten können, daß ich mit vollem Rechte den Titel wählte: „Österreichs Untergang — die Folge von Franz Josefs Mißregierung!"

---

39. Schlußwort.

Die bezeichnendsten Kapitel dieses Buches hatte ich vier Personen zu lesen gegeben: je einem deutschen und österreichischen Monarchisten und Republikaner.

Die beiden Republikaner äußerten sich entzückt darüber und fanden, daß es wohltuend sei, endlich einmal die Wahrheit über Franz Josef und seine Familie zu hören, nachdem die ganze Zeit hindurch darüber nichts als byzantinisch verlogener Schwefel und Schwindel in die Welt gesetzt worden war.

Anders die beiden Monarchisten. Diese äußerten sich mißbilligend. Der deutsche lediglich „wegen Untergrabung und Verletzung des monarchischen Gefühls"; der österreichische aber insbesondere in folgender Weise:

„Ich finde es nicht schön, daß Sie in diesem Buche soviel Schmutz aufgewühlt haben. Stellenweise könnte man ja glauben, ein Pamphlet zu lesen. Vergessen Sie nicht, daß von dem Schmutze auch auf Ihnen etwas hängen bleibt. Ich fürchte, das Buch wird Ihren guten Namen schädigen."

Darauf antwortete ich ihm:

Als sich vor einem halben Jahrhundert der Abgeordnete Alexander Schindler im österreichischen Parlamente entrüstet darüber aussprach, daß der Papst ein solches Scheusal, wie den Großinquisitor Peter Arbuez heilig sprechen konnte, weil dieser 40 000 unschuldige Menschen lebendig verbrannt hatte, da rief ihm der klerikale Tiroler Abgeordnete, Pater Greuter, zu: „Pfui!"

Mit verbindlichem Lächeln wandte sich Schindler zu P. Greuter und sagte unter dem schallenden Gelächter des ganzen Hauses:

„Entschuldigen Sie, Hochwürden, nicht *ich* habe ja die 40 000 Menschen verbrennen lassen!"

In gleicher Weise kann ich Ihnen antworten: „Nicht *ich* habe ja die schmutzigen Dinge begangen, die ich von den Habsburgern erzählt habe!"

Und wenn Sie der Ansicht sind, daß ich meinen Namen schädige, weil auch an mir Schmutz hängen bleiben würde, so möchte ich Ihnen folgendes zu bedenken geben: der Staatsanwalt ist oft gezwungen in einer öffentlichen Verhandlung dem Angeklagten seine schmutzigen Geschichten vorzuhalten. Ich habe noch nicht gehört, daß deshalb ein Staatsanwalt seinen Namen geschädigt hätte oder von dem Schmutze des Angeklagten auf ihm etwas haften geblieben wäre!

Und wenn man schon über die Ursachen schreibt, die zum

Untergang Österreichs geführt haben, so erscheinen die Schuldtragenden als Angeklagte vor dem Weltgerichte der Geschichte! Der Verfasser übernimmt also nur die Rolle des Staatsanwalts, des öffentlichen Anklägers.

Sie meinen, ich hätte mich nur auf politische Erörterungen beschränken und „private" Missetaten unbeachtet lassen sollen?

Nein, mein Lieber! Da bin ich anderer Meinung! Gerade wenn jemand hoch steht, sind aller Augen auf ihn gerichtet und er hat dann die moralische Pflicht, kein Ärgernis zu geben. Und nun gar ein Kaiser und Erzherzoge! Diese verlangen von allen „Untertanen" Ehrfurcht und Ehrfurchtsbezeugungen. Gut; dann sollen sie sich aber so benehmen, daß man vor ihnen Ehrfurcht haben kann. Wenn sie aber öffentliche Skandale verursachen, ja gemeine Verbrechen begehen, für die gewöhnliche Sterbliche ins Zuchthaus oder auf den Galgen wandern, dann hört jede Rücksichtnahme auf.

Das Niederträchtigste im alten Österreich war die völlige Straflosigkeit der kaiserlichen Familie! Was immer für ein Verbrechen ein Mitglied derselben begangen hatte, es war „immun"! Es konnte nicht vor ein Gericht gestellt und nicht bestraft werden. Denn nach dem „Hausgesetze" war dies ausschließlich Sache des Kaisers. **Und da frage ich:**

Hat Franz Josef je die Verbrechen von Erzherzogen bestraft? . . . .

Wenn solche „Bestrafung" überhaupt erfolgte, so bestand sie in einfacher Rüge oder höchstens Verbannung vom Hofe. Der also „Bestrafte" konnte dann auf irgendeinem Schlosse fern von Wien sein lustiges Leben weiter führen. Der Kaiser hat sich also durch dieses Vorgehen zum Mitschuldigen gemacht!

Aber er selbst ist ja auch nicht frei von verschiedenen tadelnswerten Handlungen unpolitischer Art. Warum sollen diese verschwiegen werden? Weil er Kaiser war und deshalb für euch naive Monarchisten so „schwindelnd hoch stand"? Gerade das ist ein Grund mehr, darüber zu reden! Denn zu den vielen Sünden politischer Art, deren sich Franz Josef schuldig gemacht hat und die zum Untergang Österreichs führten, gesellen sich noch die unpolitischen, die aber mit jenen in Zusammenhang stehen.

Denn da sie insgeheim von Mund zu Mund gingen, also gewissermaßen ein öffentliches Geheimnis waren, übten sie auch eine entsprechende Wirkung aus, die sich in politischer Beziehung geltend machte. Man kann also nicht von den politischen Sünden allein reden, ohne auch die anderen miteinzubeziehen.

Wenn ich scharfe Worte in bezug auf den Kaiser gebrauchte, so darf man nicht übersehen, daß diese hauptsächlich bei Besprechung seiner empörendsten schlechten Eigenschaften gebraucht wurden: seines himmelschreienden Undanks gegen seine Retter und Wohltäter; seiner aufreizenden Ungerechtigkeit in Belohnung und Bestrafung; seiner schändlichen Ausbeutung des Volkes bei einem Milliardenvermögen; seines empörenden Verhaltens gegen sein Opfer Benedek; seiner wiederholten Verfassungsbrüche; seiner Überantwortung des armen Volkes an finstere Reaktion und Pfaffenherrschaft; seiner Gleichgültigkeit gegen Kunst und Wissenschaft bei gleichzeitiger Unterstützung fremder Kirchen, Kirchenfürsten und Missionen; seiner Schädigung der zisleithanischen Interessen zugunsten Ungarns; seines Knauserns bei nationalen Unglücksfällen im Gegensatz zu den reichlichen Spenden für den Papst; seiner Charakterlosigkeit den Magyaren gegenüber; und endlich seines Bestrebens, immer nur solche Leute an die Spitze zu stellen, die Protektion besaßen oder vornehmen Familien angehörten — einerlei, ob auch ihre Unfähigkeit nicht zu überbieten war.

Wie aus meinem Buche ersichtlich ist, war es hauptsächlich dieser letztere Umstand, der zum Untergang Österreichs geführt hat. Ich konnte also nicht einseitig vorgehen, sondern ich war gezwungen, zum Verständnisse des Ganzen auch das mitzuteilen, was gewissermaßen sich hinter den Kulissen abgespielt, aber trotzdem nicht wenig zum Untergang Österreichs beigetragen hat. Wenn ich auch dies in den Bereich meiner Erörterungen einbezog, so tat ich also nichts anderes, als was auch der Staatsanwalt tut. Denn

die Weltgeschichte ist das Weltgericht!

---

40. Nachtrag. Czernins Veröffentlichungen.

Eben bei Schlusse der Drucklegung dieses Buches erscheinen die „Erinnerungen aus dem Weltkriege" vom früheren österreichischen Minister Grafen Ottokar Czernin. In diesen finde ich nachstehende Stellen, die zur Ergänzung und Bestätigung dessen dienen können, was ich über den Erzherzog Franz Ferdinand d'Este und über den Kaiser Franz Josef gesagt habe:

„Wie ein roter Faden hat sich durch den politischen Ideengang des Erzherzogs seine Abneigung gegen Ungarn gezogen."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Abgesehen von diesen persönlichen Antipathien, welche er von einigen wenigen Ungarn auf die ganze Nation übertrug, waren aber doch sehr tiefgehende und begründete politische Ursachen vorhanden, welche den Erzherzog in seiner gegnerischen Haltung gegenüber Ungarn bestärkten. Franz Ferdinand hatte einen ungemein feinen politischen Witterungssinn. Und dieser Witterungssinn ließ ihn erkennen, daß die ungarische Politik eine eminente Gefahr für die Existenz des gesamten Habsburger Reiches sei. Sein Wunsch, die magyarische Vorherrschaft zu brechen und den Nationalitäten zu ihrem Recht zu verhelfen, hat ihn niemals verlassen, und bei jeder politischen Entscheidung oder Handlung hat er die Frage von diesem Standpunkte aus geprüft. Er war der stetige Vertreter der Rumänen, der Slovaken und der übrigen in Ungarn lebenden Nationalitäten und ging allerdings darin oft so weit, daß er eine jede Frage sofort im antimagyarischen Sinne gelöst haben wollte, ohne dieselbe überhaupt objektiv und sachlich zu prüfen. Diese seine Tendenz war selbstverständlich in Ungarn kein Geheimnis geblieben und löste dort bei den magyarischen Machthabern eine starke Reaktion aus, welche er wiederum als eine rein persönliche, gegen ihn selbst gerichtete feindselige Opposition auffaßte, wodurch sich die bestehenden Differenzen mit den Jahren automatisch vergrößerten und schließlich unter dem Regime Tiszas zu einer direkten Feindschaft führten."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Der Erzherzog war „ein guter Hasser", er vergaß nicht leicht, und wehe denen, die er mit seinem Hasse verfolgte. Auf der anderen Seite hatte er eine allerdings nur wenigen bekannte, unge-

mein warme Ecke seines Herzens; er war ein idealer Gatte, der beste Vater und ein treuer Freund seiner Freunde *). Aber die Zahl derer, die er verachtete, war unvergleichlich größer als die derjenigen, denen er seine Zuneigung geschenkt hatte, und er selbst gab sich auch gar keinem Zweifel darüber hin, daß er eine der unpopulärsten Persönlichkeiten der Monarchie war."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Für ihn war Musik ein unangenehmer Lärm, und für Dichter hatte er nur eine unsägliche Verachtung. Wagner konnte er nicht leiden, und Goethe sagte ihm gar nichts. **) Ganz eigenartig war sein Mangel an Sprachtalent. Er sprach sehr mittelmäßig französisch, sonst eigentlich gar keine Sprache; einige Brocken Italienisch und Tschechisch. Mit der Erlernung der ungarischen Sprache quälte er sich durch Jahre mit eiserner Energie bis zu seinem Lebensende ab; er hatte ständig einen Geistlichen im Hause, der ihm ungarische Stunden gab. Dieser Lehrer begleitete ihn auch auf seinen Reisen, und in St. Moritz beispielsweise nahm Franz Ferdinand tagtäglich ungarischen Unterricht — trotzdem litt er fortgesetzt unter dem Gefühl, diese Sprache nie erlernen zu können, und er übertrug die Mühen, die ihm diese Erlernung bereitete, auf das ganze ungarische Volk. ‚Schon wegen ihrer Sprache sind sie mir antipathisch', war ein Ausspruch, den ich öfter von ihm gehört habe. Auch in der Beurteilung der Menschen war Franz Ferdinand nicht ausgeglichen, er konnte nur lieben oder hassen, und leider war die Zahl derer, welche in die zweite Kategorie gehörten, die bedeutend größere.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Franz Ferdinand einen harten Zug in seiner ganzen Denkungsweise hatte, und für alle jene, die ihn weniger nahe gekannt haben, war diese Härte seines Charakters das Markanteste an ihm, und die große Unpopularität, deren er sich erfreute, geht zweifellos auf diesen Charakterzug zurück."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

*) Solche hatte er nicht! Czernin will allerdings glauben machen (oder bildet es sich ein), daß er selbst einer davon gewesen wäre. S. G.

**) Die größte bewundernswerte Eigenschaft am Erzherzog war nach Czernin seine fabelhafte Geschicklichkeit als Kunstschütze. An Hirschen allein hat er über 5000 getötet. Aber gerade das wirft ein scharfes Licht auf seinen „unglücklichen Schuß" bzw. Meuchelmord!

„Der Erzherzog war ein unbedingter Anhänger des großösterreichischen Programms. Sein Gedanke war der, die Monarchie in zahlreiche mehr oder weniger selbständige Nationalstaaten aufzulösen, welche für wichtige und unumgängliche notwendige Dinge einen gemeinsamen Zentralapparat in Wien besitzen sollen, d. h. mit anderen Worten, den Dualismus durch den Föderalismus zu ersetzen. Heute, wo nach furchtbaren kriegerischen und revolutionären Kämpfen die Entwicklung der ehemaligen Monarchie sich in nationalem Sinne vollzieht, wird es wohl schwer jemand geben, der diesen Gedanken noch als Utopie bekämpfen würde. In der damaligen Zeit aber hatte der Plan gewaltige Gegner, welche davor warnten, den Staat zu zertrümmern, um an dessen Stelle dann etwas ganz Neues und angeblich ‚Besseres' aufzubauen, und Kaiser Franz Josef war viel zu konservativ und viel zu alt, um auf die Ideen seines Neffen einzugehen. Dies wieder, die direkte Ablehnung des Gedankenganges, dem der Erzherzog huldigte, verletzte diesen, und er beschwerte sich oft in bitteren Worten darüber, daß er beim Kaiser nicht mehr gehört werde als der ‚letzte Hausknecht in Schönbrunn'. Die Gabe der Menschenbehandlung fehlte dem Erzherzog. Er konnte oder wollte sich nicht überwinden, und so scharmvoll es sein konnte, wenn seine natürliche Herzlichkeit zum Ausdruck kam, so wenig gelang es ihm, seinen Zorn, seine Mißstimmung zu verbergen, und so erklärt es sich auch, daß das Verhältnis zwischen dem alten Kaiser und ihm ein immer schlechteres und schlechteres wurde. Bei diesem so bedauerlichen Verhältnis zwischen Kaiser und Thronfolger war die Schuld zweifellos eine beiderseitige. Der Standpunkt des alten Kaisers, ‚solange er regiere, habe niemand anderer hineinzusprechen', stand dem des Erzherzogs, ‚er werde einmal für die jetzt begangenen Regierungsfehler büßen müssen', schroff gegenüber, und ein jeder, der das Leben bei Hofe kennt, wird wissen, daß solche zwischen den höchsten Herren bestehenden Differenzen nie darauf zu warten brauchen, geschürt und vergrößert zu werden. An jedem Hofe finden sich Männer, die die Gunst ihres Herrn dadurch erobern wollen, daß sie Öl in das Feuer gießen und durch Geschichte und Klatsch aller Art die Antipathie vergrößern. So war es auch im vorlie-

genden Fall, und statt sich näherzukommen, entfremdeten sich die beiden immer mehr."

— —

„Sehr groß war stets die Besorgnis des Kaisers vor den Zukunftsplänen des Erzherzogs. Auch der alte Herr hatte einen strengen Zug in seinem Charakter, und er fürchtete die Impetuosität und den starren Sinn seines Neffen im Interesse der Monarchie."

— —

„Schwierig waren die politischen Gespräche mit Kaiser Franz Josef öfters deshalb, weil er sich streng an die Ressorts hielt und mit einem jeden nur das ihn direkt Betreffende besprach. Mit mir besprach der Kaiser, als ich Gesandter war, Rumänien und den Balkan, sonst nichts. Nun hängen die verschiedenen Fragen aber innerlich oft so eng zusammen, daß diese Scheidung unmöglich wird. Ich erinnere mich an eine Audienz, in welcher ich dem alten Kaiser über die rumänischen Pläne eines engeren Anschlusses an die Monarchie referierte, Pläne, welche ich in einem späteren Kapitel erwähne, und wobei ich selbstverständlich darüber sprechen mußte, wie sich die Rumänen diese Angliederung an Ungarn vorstellen, respektive welche Änderungen in der Struktur der ungarischen Verfassung hierfür notwendig seien. Der Kaiser brach das Gespräch ab, mit Hinweis darauf, das sei interne ungarische Politik.

Der alte Kaiser war fast stets sehr wohlwollend und gütig und verblüffte noch in allerletzter Zeit durch seine Kenntnis der kleinsten Details. So sprach er von den verschiedenen rumänischen Ressortministern nicht per ‚der Ackerbau‚- oder ‚der Handelsminister', sondern nannte stets ihre Namen, ohne sich jemals zu irren.

Das letzte Mal sah ich ihn nach meiner definitiven Rückkehr aus Rumänien, im Oktober 1916, und fand ihn damals immer noch klar und geistig frisch, jedoch körperlich stark verfallen.

Kaiser Franz Josef war ein Grandseigneur im wahrsten Sinne des Wortes. Er war der Kaiser. Er blieb immer unnahbar. Jeder der von ihm ging, war unter dem Eindruck, vor dem Kaiser gestanden zu sein. In der Würde als Exponent der monarchischen Idee war er allen Souveränen Europas weit überlegen."

Auch nachstehende Stelle, die Czernin zwar in bezug auf Kaiser

Wilhelm II. sagte, kann auch als für Franz Josef geltend betrachtet werden:

„Die Monarchisten, die sich aus ihrer angestammten Treue für das Herrscherhaus ein Verdienst vindizieren, täuschen sich selbst über ihre Gefühle; sie sind Monarchisten, weil sie diese Staatsform für die befriedigendste halten. Und die Republikaner, welche angeblich die „Majestät des Volkes" verherrlichen, meinen de facto sich selbst dabei. Ein Volk aber wird sich auf die Dauer immer zu jener Staatsform bekennen, welche ihm am ehesten Ordnung, Arbeit, Wohlstand und Zufriedenheit bringt. Bei neundneunzig Prozent der Bevölkerung ist der Patriotismus und ihre Begeisterung für die eine oder andere Staatsform immer nur eine Magenfrage. Ein guter König ist ihnen lieber als eine schlechte Republik und umgekehrt — die Staatsform ist das Mittel zum Zweck, der Zweck aber ist die Zufriedenheit der Regierten. Auch mit der Freiheit der Regierten hat die Staatsform gar nichts zu tun. Das monarchistische England ist genau so frei wie das republikanische Amerika, und die Bolschewisten haben der ganzen Welt ad oculos demonstriert, daß das Proletariat die allergrößte Tyrannei ausübt.

Der verlorene Krieg hat die Monarchen hinweggefegt, aber die Republik wird sich ihrerseits nur halten, wenn sie den Völkern die Überzeugung beibringt, daß es ihr besser gelingt, die Massen zufriedener zu stellen, als es den Monarchien gelungen ist, ein Beweis, den — wie mir scheint — die deutsch-österreichische Republik bisher noch schuldig geblieben ist.

Die Überzeugung, daß diese Binsenwahrheiten nicht nur falsch, sondern verwerfliche und sträfliche Irrtümer seien, daß ein göttlicher Wille den Monarchen auf seine Stelle gesetzt habe und ihn auch dort erhalte — diese Überzeugung wurde in dem deutschen Volk systematisch gezüchtet und bildete einen integrierenden Bestandteil des auch dem Kaiser anerzogenen Denkens. Alle seine Aussprüche sind auf diesen Grundton gestimmt, sie alle atmen diesen Gedanken. Ein jeder Mensch aber ist das Produkt seiner Geburt, seiner Erziehung und seiner Erfahrung. Und bei der Beurteilung Wilhelms II. muß berücksichtigt werden, daß er von Jugend auf getäuscht und ihm eine Welt gezeigt worden ist, die

gar nicht besteht. Allen Monarchen sollte gelehrt werden, daß ihr Volk sie gar nicht liebt, daß sie ihm im besten Falle ganz gleichgültig sind, daß es ihnen nicht aus Liebe nachläuft und sie nicht aus Liebe anstarrt, sondern aus Neugierde, daß es ihnen nicht aus Begeisterung zujubelt, sondern aus Unterhaltung und aus ‚Hetz' und genau so gern pfeifen würde, wie es jubelt — daß nicht der geringste Verlaß auf die ‚Treue der Untertanen' ist, daß sie auch gar nicht die Absicht haben, treu zu sein, sondern nur zufrieden sein wollen, daß sie die Monarchen dulden, solange sie entweder durch die eigene Zufriedenheit hierzu veranlaßt werden oder, falls nicht, solange sie nicht die Kraft haben, sie davonzujagen. Das wäre die Wahrheit, und ihre Kenntnis würde die Monarchen vor sonst unvermeidlichen Trugschlüssen bewahren."

Von demselben Verfasser erscheinen Anfang 1920 (außer der bereits in Fußnoten des Buches erwähnten) noch folgende Werke:

Denkwürdige Beiträge zur Kulturgeschichte. 15 Bog. Kurt Schroeder, Bonn.

Serbo-kroatisches Gesprächsbuch, verbunden mit kurzer Grammatik und Wörterverzeichnis. 22 Bog. Julius Groos, Heidelberg.

In der sogenannten guten Gesellschaft. Roman. 25 Bog. J. Hoffmann, Borghorst i. W.

Verlag von Karl Siegismund in Berlin SW 11

Die geographischen Ursachen des Weltkrieges

Ein Beitrag zur Schuldfrage

Von

Dr. Georg Wegener

Professor der Geographie an der Handelshochschule Berlin

Geheftet 5,40 M. 144 Seiten gr. 8⁰ **Gebunden 7,— M.**

Der bekannte Geograph Prof Dr. Wegener bietet in dieser Arbeit auf Grund seiner Beobachtungen und Studien einen Beitrag zur Beurteilung der „Schuld" am Weltkriege.

In klarer verständnisvoller Darstellung geht Prof. Dr. Wegener die geographische Basis des Lebens und Handelns der einzelnen gegnerischen Mächte durch und zeigt, aus welchen Beweggründen, zum Teil aus welchem Naturzwang heraus, sie zur Gegnerschaft und zum Zusammenschluß gegen uns gekommen sind, und daß für Deutschland der Krieg als ein unausbleibliches Schicksal heraufkommen mußte.

Die Schrift ist für jedermann von Bedeutung nicht nur zur richtigen Urteilsbildung über die Schuldfrage, sondern auch für die Schulung des politischen Denkens.

STAATSBANKROTTE

Wirtschaftliche und rechtliche Betrachtungen

Von

Alfred Manes,

Professor, Dr. phil. Dr. jur.

Geheftet 12 M. Zweite veränderte Auflage **Gebunden 15 M.**

280 Seiten gr. 8⁰

Aus den Besprechungen:

. . . Zur rechten Zeit tritt Prof. Dr. Manes mit einer 2. Auflage seiner Arbeit Staatsbankrotte an die Öffentlichkeit, indem er darin mit großem Fleiß und umfassender Umsicht ein wertvolles, geschichtliches, wissenschaftliches und politisches Material über die Frage der Staatsbankrotte zusammengestellt. Auf das Werk, in der die Folgen staatlicher Bankrotte ausführlich dargelegt werden, kann gerade jetzt nicht nachdrücklich genug hingewiesen werden. Kölnische Zeitung.

. . . Mit bewundernswertem Fleiß hat der Verfasser alles Material aus der Praxis und Wissenschaft zusammengetragen und übersichtlich geordnet und am Schlusse, neben den Vorschlägen, die von anderen jetzt gemacht worden sind, seine eigenen angedeutet. Preuß. Verwaltungsblatt.





